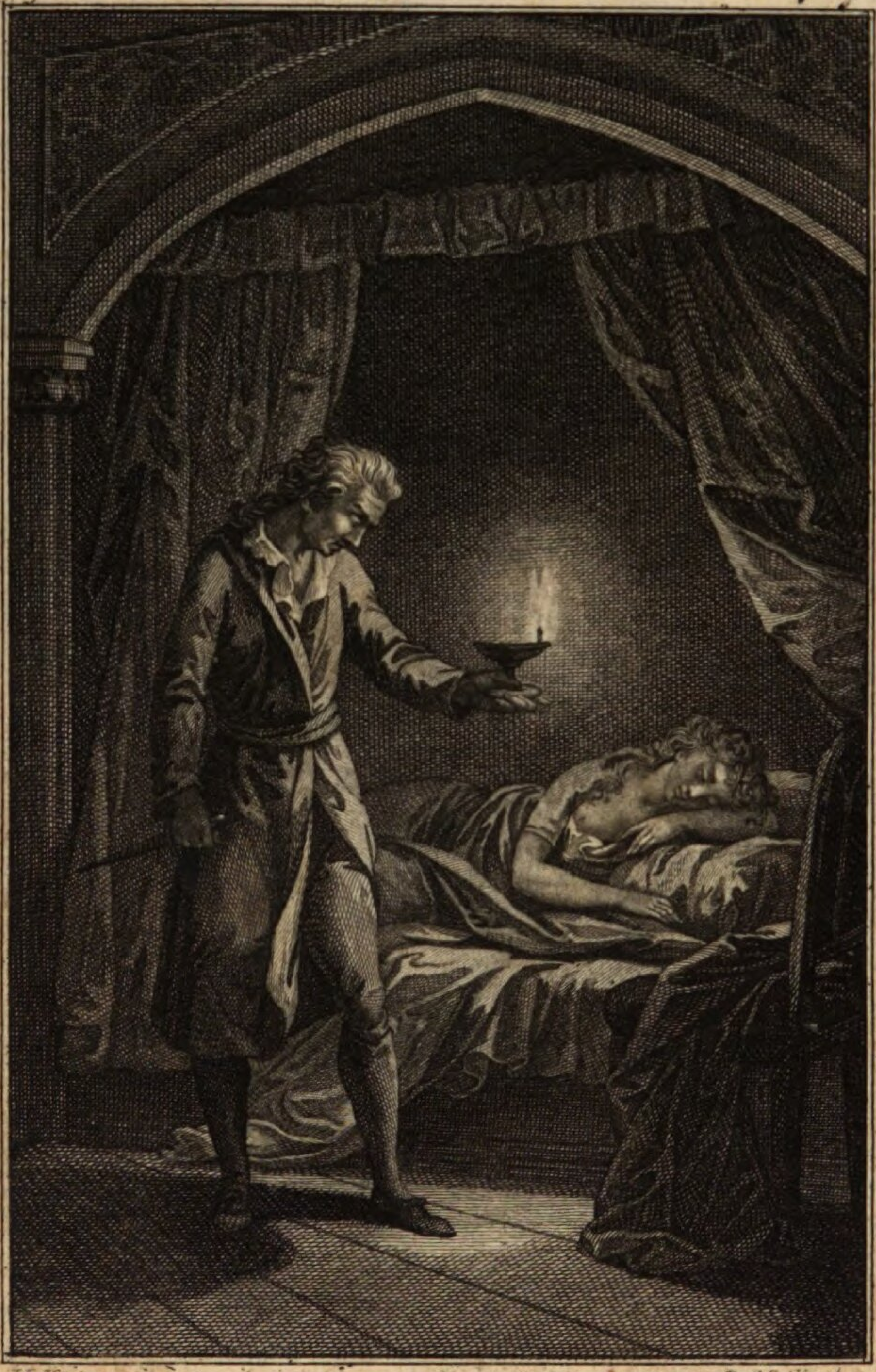
Radcliffe

Adeline

1-3

89 B 9

2e Vol. p. 105.



V. Kininger inv. L. Maillard sc.

Adeline

oder

die Abentheuer im Walde,

aus dem Englischen

von d. Verf.

der nächtlichen Erscheinung im Schloße Mazini.

[Von Anne Radcliffe. Übers. von Dorothea Margaretha Liebeskind]

Erster Theil.

Wien und Prag

bey Franz Haas. 1797.

G. n. 3150

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die Übersetzerinn an den deutschen Leser.

Die Leser, welche die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini mit Vergnügen lasen, werden, wie ich hoffe, bey diesem Abentheuer im Walde nicht minder ihre Rechnung finden. Die wirklich reiche und lebhafte Einbildungskraft der Verfasserinn, welche oft eine beynahe despotische Gewalt über die Fantasie des Lesers ausübt; ihre glückliche Gabe, sowohl das Furchtbare und Schreckliche, als die sanften Schönheiten der Natur zu schildern; und

ein durchaus feiner Hauch von Empfindung, verleugnen sich auch in diesem Werke nicht.

Abänderungen damit vorzunehmen, hätte ich für Versündigung an ihrer Originalität gehalten; nur hier und da, besonders im zweyten Theile, habe ich mir einige Abkürzungen erlaubt.

Möge der Leser eben die angenehme Zeitverkürzung beym Lesen finden, die ich beym Übersetzen fand, und der Beurtheiler mit meiner Arbeit nicht ganz unzufrieden seyn!

M. F. im Novemb. 1792.

Das
Abentheuer im Walde.

Erstes Kapitel.

„In dem Herzen, dessen einmahl schnöder Eigennutz sich bemächtigt, erstirbt die Quelle jedes warmen und edlen Gefühls; ein Gift der Tugend und des Geschmacks am Schönen, verdirbt er diesen, so wie er jene vernichtet. Es wird eine Zeit kommen, mein Freund, wo der Tod die Bande der Habsucht auflösen, und es der Gerechtigkeit vergönnt seyn wird, wieder in ihre Rechte zu treten."

Mit diesen Worten nahm der Advokat Nemours von dem Herrn de La Motte Abschied, als dieser um Mitternacht in den Wagen stieg, der ihn von Paris, von seinen Gläubigern und der Verfolgung der Gesetze entfernen sollte. De La Motte dankte seinem Freunde für den letzten

Beweis seiner Güte, für die Beförderung seiner Flucht, und sagte ihm noch ein letztes trauriges Lebewohl. Die Todtenstille der Stunde und seine äußerst bedrängte Lage versenkten ihn in stummen Tiefsinn.

Diejenigen Leser, welche Guyot de Pitaval kennen, den treusten der Schriftsteller, welche uns die Rechtshändel im Pariser Parlement während des siebenzehnten Jahrhunderts aufbehalten haben, werden sich gewiß der merkwürdigen Geschichte zwischen Pierre de La Motte und dem Marquis Philipp de Montalt erinnern; und ihnen sey hiemit zur Nachricht gesagt, daß der Flüchtling, den wir hier in ihre Bekanntschaft einführen, eben dieser Pierre de La Motte war.

Als Frau von La Motte sich aus dem Kutschenschlage lehnte, und den letzten Scheideblick auf die Mauern von Paris warf — diese Scene ihres vergangenen Glückes, den Aufenthalt so vieler, die ihrem Herzen theuer waren, wich die Standhaftigkeit, welche bisher sie aufrecht hielt, der Gewalt des Schmerzes.

„Lebt alle wohl!“ seufzte sie, „noch diesen Blick, und wir sind auf immer getrennt.“—

Thränen folgten ihren Worten; sie sank zurück und überließ sich ihrer Wehmuth. Die Erinnerung vergangener Zeiten drang schwer an ihr Herz. Noch vor wenig Monathen hatte sie sich

von Freunden umgeben gesehen, im Schooße des Überflüsses und der Ehre! jetzt des allen beraubt, eine elende Verwiesene aus ihrem Geburtsort, ohne Heimath, ohne Trost — ohne Hoffnung besserer Zeiten! Es war nicht ihr geringstes Leiden, daß sie Paris hatte verlassen müssen, ohne von ihrem einzigen Sohne Abschied zu nehmen, der sich bey seinem Regiment in Deutschland befand; ja, man hatte sie so eilig fortgetrieben, daß sie nicht Zeit behielt, ihm von ihrer Abreise und der unglücklichen Veränderung in seines Vaters Umständen Nachricht zu geben, hätte sie auch den Ort, wo er im Quartier lag, gewußt.

Pierre de La Motte stammte aus einem alten adelichen Geschlecht in Frankreich. Er war ein Mann, dessen Leidenschaften oft seine Vernunft überwältigten, und auf eine Zeitlang die bessere Stimme in seinem Innern betäubten; doch erlosch das Bild der Tugend, welches die Natur seinem Herzen eingeprägt hatte, nie ganz, wenn gleich der vorübergehende Reiz des Lasters es oft verdunkelte. Mit etwas mehr Seelenstärke, um der Versuchung zu wiederstehen, würde er ein schätzbarer Mensch gewesen seyn; so war er stets ein schwacher, und oft ein Lasterhafter. Sein Geist war thätig und unruhig; seine Einbildungskraft war feurig, und verblendete oft, von der Gewalt der Leidenschaft unterstützt, sein Urtheil, und warf seine Grundsätze um. Unstät

in seinen Zwecken, ohne festen Begriff von Tugend, leitete mehr Empfindung des Augenblicks, als Grundsatz seine Handlungen, und seine Tugend — wenn er je welche besaß — vermochte nie dem Drange des gegenwärtigen Eindrucks zu widerstehen.

Er hatte sich in früher Jugend mit Constanze Valencia, einem schönen reizenden Mädchen, das an ihrer Familie hieng, und von ihr zärtlich geliebt ward, vermählt. Ihre Geburt war der seinigen gleich; ihr Vermögen größer, und ihre Verbindung wurde unter dem schmeichelnden Beyfall und den frohen Glückwünschen aller ihrer Bekannten gefeiert. Ihr Herz hing an La Motte, in welchem sie eine Zeitlang den zärtlichsten Gemahl fand, bald aber rissen die verführerischen Lockungen von Paris in hin, und nach wenig Jahren ging sein Vermögen und seine Liebe im Strudel der Zerstreuung verloren. Ein falscher Stolz verhindert ihn, seinem Besten gemäß zu handeln und sich mit Ehren zurückzuziehen, so lange es noch Zeit war; seine angenommene Gewohnheiten ketteten ihn an den Ort seiner bisherigen Vergnügungen, und er lebte auf großen Fuß fort, bis alle Mittel erschöpft waren. Endlich erwachte er aus seiner Betäubung, aber nur um sich in neue Verirrungen zu stürzen, und Plane zur Wiederherstellung seiner Finanzen zu versuchen, die ihn nur tiefer zum Verderben

führten. Die Folgen einer Geschichte, worin er sich verwickelt hatte, trieben ihn jetzt mit dem kleinen Rest seines gescheiterten Vermögens zu einer gefährlichen und schimpflichen Flucht.

Es war seine Absicht, in eine der südlichen Provinzen zu gehen, und an den Gränzen des Königreichs in einem entlegenen Dorfe eine Zuflucht zu suchen. Seine Familie bestand aus seiner Frau, ihrem Mädchen und einem Bedienten, welche treu dem Schicksal ihrer Herrschaft folgten.

Die Nacht war dunkel und stürmisch, und sie mochten kaum anderthalb Meilen zurückgelegt haben, als Peter, der die Stelle des Kutschers vertrat, auf einer wüsten Haide, wo mehrere Wege sich kreuzten, still hielt und seinem Herrn sagte, daß er nicht wüßte, welchen Weg er einschlagen sollte. Das plötzliche Stillhalten des Wagens weckte La Motten aus seiner Träumerey, und erfüllte die ganze Gesellschaft mit Furcht vor Nachsetzern: er konnte Petern keine Richtung anzeigen, und die tiefste Finsterniß machte es gefährlich, ohne Richtung weiter zu fahren. In dieser Angst sahen sie in einer Entfernung Licht, und nach vielem Zweifeln und Bedenken stieg La Motte aus und ging, in Hoffnung, Menschen zu finden, die ihn zurechtweisen könnten, darauf zu: er ging langsam vorwärts, weil er unbekannte Abgründe fürchtete. Das Licht kam aus

dem Fenster eines kleinen alten Hauses, das eine Viertelstunde weit von ihnen einsam auf der Haide stand.

Nachdem er die Thüre erreicht hatte, stand er einige Augenblick still und lauschte ängstlich — er hörte nichts als das Brausen des Windes, der hohl über die Wüste strich. Endlich wagte er anzuklopfen, und nach Verlauf einiger Zeit, wo er verschiedene Stimmen sich bereden hörte, wurde er gefragt, was er begehrte? La Motte antwortete: er sey ein Reisender, der den Weg verloren hätte, und um Zurechtweisung nach der nächsten Stadt ersuchte. „Die liegt über drey Meilen von hier," sagt der Mann, „und der Weg ist äußerst schlecht, wenn Sie ihn auch sehen könnten. Wenn Sie nichts weiter als ein Bette verlangen, so steht es Ihnen zu Diensten, und sie thäten besser, hier zu bleiben."

Der heftige Sturmwind, der immer wüthender auf La Motte eindrang, ließ ihn nicht ohne Furcht daran denken, vor Tagesanbruch weiter zu fahren; indessen wünschte er doch den Mann, mit dem er sprach, zu sehen, ehe er seine Familie diesem Hause anvertraute, und verlangte eingelassen zu werden. Eine lange, hagere Gestalt mit einem Licht in der Hand, öffnete die Thüre und nöthigte ihn herein. Er folgte dem Mann durch einen Gang in ein fast unmöblirtes Zimmer, wo in einer Ecke ein Bett

auf der Erde gebreitet lag. Das öde, verfallene Ansehen dieses Gemachs erregte in La Motte einen unwillkührlichen Schauder, und er war im Begriff, wieder herauszugehen, als der Mann ihn zurückstieß und die Thüre hinter sich verschloß. Der Muth verließ ihn, doch machte er einen verzweifelten, wiewohl vergeblichen Versuch, die Thüre zu sprengen und rief laut um Hülfe. Er erhielt keine Antwort, hörte aber über sich Stimmen von Männern: und da er nicht zweifelte, daß sie über seine Beraubung und Ermordung zu Rathe gingen, überwältigte seine Angst beynahe alle Bestimmung. Doch nahm er bey dem Schimmer eines verlöschenden Lichts ein Fenster wahr, allein die Hoffnung, welche jetzt in ihm auflebte, verschwand sogleich, als er es mit starken eisernen Stäben verwahrt fand. Solche Vorkehrungen zur Sicherheit machten ihn bestürzt, und bestärkten seinen Verdacht. Allein, unbewaffnet, ohne auf Hülfe rechnen zu dürfen, sah er sich in der Gewalt von Menschen, deren Handwerk wahrscheinlich in Rauben und Morden bestand. Nachdem er fruchtlos alle Möglichkeiten, zu entweichen, durchdacht hatte, bestrebte er sich, dem Ausgang mit Fassung entgegen zu gehen; aber ach! diese Tugend war nicht La Mottes Eigenthum! Die Stimmen schwiegen und eine Viertelstunde lang blieb alles still, bis er zwischen dem Sausen des Windes das Schluchzen und

Winseln eines Weibes zu vernehmen glaubte: er horchte aufmerksam, und wurde in seiner Vermuthung bestärkt; es waren zu deutlich Töne des Jammers. Bey dieser Gewißheit verließ ihn jedes Fünkchen übrig gebliebenen Muths, und ein schrecklicher Gedanke flog mit Blitzesschnelligkeit durch sein Gehirn. Höchst wahrscheinlich, so glaubte er, hatten die Leute im Hause seinen Wagen entdeckt, sich des Bedienten bemächtigt, um ungestört plündern zu können, und Frau von La Motte hieher geschleppt. Er schloß dieß um so mehr aus der Stille, die eine Weile vor diesen Tönen im Hause herrschte. Oder vielleicht waren diese Menschen nicht Räuber, sondern Personen, an die sein Freund oder Bedienter ihn verrathen, und die man bevollmächtigt hatte, ihn der Gerechtigkeit auszuliefern. Doch wagte er kaum, die Redlichkeit seines Freundes zu bezweifeln, dem er das Geheimniß seiner Flucht und den Plan seiner Reise anvertraut, und der ihm den Wagen, worinn er entfloh, verschafft hatte. „Nein, solche Niederträchtigkeit," rief La Motte, „kann nicht in der menschlichen Natur, am wenigsten in Nemours Herzen wohnen!"

Ein Geräusch in dem Gange zu seinem Zimmer unterbrach seinen Ausruf, — es kam näher; die Thüre wurde geöffnet, und der Mann, der La Motten eingelassen hatte, führte, oder schleppte vielmehr ein schönes junges Mädchen

herein. Ihr Gesicht schwamm in Thränen, und sie schien dem äußersten Jammer zu erliegen. Der Mann schloß die Thüre ab, steckte den Schlüssel in die Tasche, ging auf La Motte zu, der zuvor mehr Leute in dem Gange bemerkt hatte, und setzte ihm eine Pistol auf die Brust: „Sie sind gänzlich in unserer Macht," sagte er; „keine Hülfe kann Sie erreichen; wenn Sie Ihr Leben zu retten wünschen, so schwören Sie dieß Mädchen an einen Ort zu bringen, wo sie mir nie wieder zu Gesicht kommen kann; oder lassen Sie sich vielmehr gefallen, sie mit sich zu nehmen: denn auf Ihren Schwur darf ich mich nicht verlassen; wohl aber kann ich dafür sorgen, daß Sie mich nie wieder finden. Antworten Sie geschwind, Sie haben keine Zeit zu verlieren."

Er ergriff jetzt die zitternde Hand des Mädchens, das todtenbleich vor Schrecken zurück sank, und schob sie La Motten zu, dem Erstaunen die Sprache raubte. Sie fiel ihm zu Füssen, und flehte mit Augen, die von Thränen strömten, sein Mitleid an. Bey aller seiner Angst und Erschütterung war es ihm doch unmöglich, die Schönheit und Betrübniß des Gegenstandes, der vor ihm lag, gleichgültig anzusehen. Ihre Jugend, ihre anscheinende Unschuld, der kunstlose Ausdruck ihres Betragens, drang ihm an das Herz, und er wollte reden, als der Kerl, der sein staunendes Schweigen für Unschlüßigkeit hielt, ihm

zuvorkam. „Ich habe ein Pferd bereit, Sie fortzuschaffen," sagte er, „und will selbst Sie über die Haide bringen. Kommen Sie binnen einer Stunde zurück, so finden Sie den Tod; nach dieser Zeit aber steht es Ihnen frey, wieder zu kommen wenn Sie wollen."

La Motte hub ohne zu antworten, das liebenswürdige Mädchen von der Erde auf, und fühlte sich von eigener Besorgniß so sehr erleichtert, daß er die ihrige zu stillen sich bemühete. „Lassen Sie uns gehen," sagte der Mann, „und sparen Sie dieß Gewäsch. Sie haben von Glück zu sagen, daß Sie noch so davon kommen. Ich will gehen und das Pferd satteln."

Diese letzten Worte erweckten La Motte und stürzten ihn in neues Schrecken: er fürchtete, seines Wagens zu erwähnen, um nicht die Räuber zum Plündern zu reitzen; und mit diesem Menschen fort zu reiten, konnte noch schlimmere Folgen nach sich ziehen. Es ließ sich vermuthen, daß Frau von La Motte aus Angst und Ungedult nach dem Hause schicken würde, wo sie dieselbe Gefahr laufen, und er noch den Schmerz mehr empfinden mußte, sich von seiner Familie getrennt und der Gefahr ausgesetzt zu sehen, den Dienern der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, wenn er ihr nachspürte. Während diese Betrachtungen in tumultarischer Schnelligkeit vor seiner Seele vorüber kreuzten, hörte er ein neues Ge-

räusch in dem Gange: es erfolgte ein Lärmen und Handgemenge, und in demselben Augenblicke erkannte er die Stimme seines Bedienten, den Frau von La Motte ihm nachgeschickt hatte. Entschlossen, nunmehr zu entdecken, was sich nicht länger verheelen ließ, rief er laut, daß er kein Pferd brauchte, weil sein Wagen nicht weit von hier hielte, und daß der Mensch, dessen sie sich bemächtigt hätten, sein Bedienter wäre.

Der Mann rief ihm durch die Thüre zu, er möchte sich nur noch einen Augenblick gedulden, bald sollte er mehr von ihm hören. La Motte richtete nun seinen Blick auf seine unglückliche Gefährtinn, die bleich und kraftlos sich an die Mauer lehnte. Ihre Züge von zartester Schönheit, hatten durch den Schmerz einen unaussprechlichen Zauber bekommen: ein Reisekleid von aschgrauem Kammalot zeigte ihren Wuchs, wiewohl es ihn nicht hob: es war vorn aufgerissen, und ein Theil ihrer Haare fiel unordentlich auf ihre Brust herab, während der dünne, eilends übergeworfene Schleier zurückgewichen war. Mit jedem Augenblicke wo er sie betrachtete, stieg La Mottes Erstaunen und warmer Antheil. Solche Schönheit und Eleganz im Kontrast mit dem öden Hause und den rohen Sitten der Bewohner schien ihm mehr ein Roman der Einbildungskraft als ein Vorfall aus dem wirklichen Leben. Er bemühte sich sie zu trösten, und sein

Mitleid war zu innig, um verkannt zu werden. Ihr Furcht machte nach und nach den Regungen des Dankes und Schmerzens Platz. „Ach, sagte sie, der Himmel hat Sie mir zur Hülfe gesandt, und gewiß wird er Sie belohnen: ich habe keinen Freund in der Welt, wenn ich ihn nicht in Ihnen finde.“

La Motte versicherte sie seines warmen Antheils, als der Eintritt des Mannes ihn unterbrach: er verlangte zu seiner Familie gebracht zu werden. — „Alles zu seiner Zeit,“ hieß die Antwort: ich habe für eine Person davon gesorgt, und werde es auch für Sie, so St. Petrus will. Seyn Sie nur ruhig.“ Diese beruhigenden Worte erneuerten La Mottens Schrecken, der nun inständigst flehte, ihm zu sagen, ob seine Familie in Sicherheit wäre? „O, was das betrift, sicher genug, Sie werden sogleich bey ihr seyn: aber bringen Sie nicht die ganze Nacht mit Schwatzen zu. Erklären Sie sich, ob Sie gehen oder bleiben wollen. Sie wissen die Bedingungen.“ — Mit diesen Worten band man La Motten und das junge Frauenzimmer, welches die Angst stumm machte; setzte sie auf zwey Pferde, ein Mann hinter jeden, und sprengte in Galop davon. Sie waren beynahe eine halbe Stunde auf diese Weise fortgeritten, als La Motte zu wissen verlangte, wohin es ginge. „Das werden Sie schon erfahren,“ hieß es, „seyn Sie

doch nur still!" — Da La Motte alles Fragen unnütz fand, schwieg er bis die Pferde still hielten. Sein Führer rief: Hallo! in einiger Entfernung antworteten Stimmen; nach wenig Augenblicken hörte er den Wagen rasseln, und gleich darauf einen Menschen, der Peter zurecht wies, welchen Weg er fahren sollte. Als der Wagen näher kam, rief La Motte, und erhielt, zu seiner unaussprechlichen Freude, Antwort von seiner Frau.

„Nun sind Sie über die Gränze der Haide, und können fahren, wohin Sie wollen," sagte der Mann; „wenn Sie binnen einer Stunde zurückkehren, werden Sie mit ein paar Kugeln bewillkommt werden." Diese Warnung war höchst überflüßig für La Motte, den sie jetzt losbanden. Die junge Fremde seufzte tief, als sie in den Wagen stieg, und die Kerls, nachdem sie Petern noch einige Anweisungen gegeben und noch mehr Drohungen ausgestoßen hatten, warteten, um ihn abfahren zu sehen. — Man ließ sie nicht lange warten.

La Motte erzählte nun in aller Kürze, was ihm in dem Hause begegnet war, und auf welche Art man die Fremde zu ihm gebracht hatte. Während dieser Erzählung erregte ihr tiefes Schluchzen oftmahls die Aufmerksamkeit seiner Frau, die sich nach und nach zum Mitleid gegen sie gestimmt fühlte, und ihr Trost zuzusprechen

suchte. Das unglückliche Mädchen beantwortete ihre liebreichen Zureden mit kunstlosen, einfachen Ausdrücken, und versank dann wieder in Thränen und Schweigen. Frau von La Motte enthielt sich für jetzt aller Fragen, die zur Entdeckung ihrer Bekanntschaften leiten, oder eine Erläuterung der letzten Begebenheit fodern konnten, welche ihrem Nachdenken einen neuen Gegenstand darboth, und das Gefühl ihres eigenen Unglücks einigermaßen verminderte. Selbst La Mottens Kummer verschwand auf eine Weile; er dachte über den letzten Verfall nach, der ihm wie ein Traumgesicht, oder eine von den ausschweifenden Dichtungen eines Romans vorkam: er konnte keine Wahrscheinlichkeit hineinbringen, noch ihn auf irgend eine Weise erklären. Die gegenwärtige Last, die man ihm aufgebürdet hatte, und die Gefahr der Unannehmlichkeiten, die ihm noch in Zukunft daraus erwachsen konnten, verursachten ihm einige Unzufriedenheit, doch würkte Adelinens Schönheit und sichtliche Unschuld mit den Regungen der Menschlichkeit; die für sie sprach, zusammen, und er beschloß, sie zu beschützen.

Der Aufruhr in Adelinens Brust begann endlich sich zu legen. Schrecken milderte sich in Bekümmerniß, und Verzweiflung in Trauren. Die sichtliche Theilnahme ihrer Gefährten, besonders der Frau von La Motte, that ihrem Her-

zen wohl, und flößte ihre Hoffnung auf bessere Tage ein.

Traurig und schweigend verstrich die Nacht: die Seelen der Reisenden waren zu sehr beschäftigt mit ihrem mancherley Kummer, um Unterhaltung zuzulassen. Der so ängstlich ersehnte Morgen brach endlich an, und machte die Fremden einander näher bekannt. Adeline schöpfte Trost aus den Blicken der Frau von La Motte, die sie oft und aufmerksam ansah, und nicht leicht ein einnehmenderes Gesicht, eine schönere Figur gesehen zu haben glaubte. Das Schmachten des Kummers warf einen schwermüthigen Reiz über ihre Züge, der unmittelbar zum Herzen drang, und aus ihrem blauen Augen sprach eine durchdringende Sanftheit, die einen reinen liebenswürdigen Geist verrieth.

La Motte sah ängstlich aus dem Wagen, um über den Weg zu urtheilen, und zu sehen, ob man ihn verfolgte. Die Dämmerung beschränkte seine Aussicht; er erblickte niemand. Endlich färbte die Sonne die östlichen Wolken und die Spitzen der höchsten Berge, und bald stand sie in vollem Glanz da. La Mottens Furcht verschwand und Adelinens Kummer milderte sich. Sie kamen auf eine Wiese, die ein hohes, von Bäumen eingefaßtes Ufer umgrenzte, an deren Zweigen der Morgenthau die ersten grünen Knospen des Frühlings beglänzte. Die frische Morgenluft belebte

Adelinen, deren Gefühl für alle Schönheiten der Natur aufs zarteste geöffnet war. Wenn sie die reiche Pracht des Rasens, das sanfte Grün der Bäume betrachtete, oder zwischen Öffnungen des Ufers die mannigfaltige Landschaft schimmern sah, deren dichte Wälder in fernen blauen Gebirgen verschwanden, klopfte ihr Herz von aufwallender Freude. Neuheit erhöhte bey Adelinen den Reiz der Natur: sie hatte selten die Größe einer weiten Aussicht, die Pracht eines ausgebreiteten Horizonts, oder die mahlerischen Schönheiten eines beschränkten Amphitheaters gesehn. Ihre Seele hatte durch langen Druck die elastische Kraft nicht verloren, welche dem Ungemach widersteht; sonst würden bey aller Reizbarkeit ihrer Sinne die Schönheiten der Natur sie nicht mehr so leicht, auch nur in augenblickliche Ruhe, gewiegt haben.

Sie wanden sich endlich einen Hügel hinab, und La Motte, der sich wieder ängstlich umsah, erblickte ein offnes Feld, durch welches der Weg, beynahe ganz unbedeckt, in gerader Linie fortlief. Die Gefahr beunruhigte ihn, denn man konnte ohne Mühe viele Meilen weit von den Bergen, die er jetzt hinabfuhr, seiner Flucht nachsehn. Er erkundigte sich bey dem ersten Bauern, der ihnen begegnete, nach einem Wege zwischen den Bergen hin, hörte aber von keinem. Er versank in seine vorige Angst; seine Frau suchte, ungeachtet ihrer eignen Besorgnisse, ihn aufzurichten, da sie

aber ihre Bemühungen unwirksam fand, überließ sie sich ebenfalls der Betrachtung ihres Schicksals. So wie sie weiter fuhren, sah La Motte nach der verlaßnen Gegend zurück, und oft wähnte er, Nachsetzer zu hören.

Die Reisenden hielten still, um in einem Dorfe zu frühstücken, wo endlich Waldungen den Weg bedeckten, und La Mottens Muth lebte wieder auf. Adeline schien ruhiger als sie noch gewesen war, und La Motte wagte es, sie um eine Erläuterung des Auftritts von vergangener Nacht zu bitten. Diese Frage erneute allen ihren Schmerz, und sie bat ihn mit Thränen, sie für jetzt mit allen Fragen über die Sache zu verschonen. La Motte drang nicht weiter in sie, bemerkte aber, daß sie fast den ganzen übrigen Tag in schwermüthigem Nachdenken zubrachte. Sie fuhren jetzt zwischen Bergen hin, und waren folglich weniger in Gefahr, bemerket zu werden; doch vermied La Motte sorgfältig alle Städte, und hielt nur so lange als für die Pferde nöthig war, in abgelegenen Dörfern still. Nachmittags ging der Weg länger als zwey Stunden durch ein tiefes Thal, das von einem Bach durchwässert, und von Gesträuch überschattet wurde. La Motte hieß Peter nach einem dick bewachsenen Orte zufahren, der zur Seite lag. Hier stieg er mit seiner Familie aus; Peter mußte ihren Mundvorrath auf dem Rasen ausbreiten; sie setzten sich und genos=

sen ein Mahl, das ihnen unter andern Umstän-den gewiß köstlich geschmeckt hätte. Adeline zwang sich zu lächeln, allein ihr Ausdruck des Schmerzes wurde jetzt durch Unpäßlichkeit erhöht. Die heftige Seelenerschütterung und körperliche Ermüdung, die sie seit den letzten vier und zwanzig Stunden erlitten, hatte ihre Kräfte erschöpft, und als La Motte sie wieder zum Wagen führte, zitterte sie am ganzen Körper: doch ließ sie keine Klage verlauten, sondern bemühte sich vielmehr, so viel sie konnte, die Niedergeschlagenheit ihrer Reisegefährten zu zerstreuen.

Sie setzten den Tag über die Reise ohne allen Zufall oder Unterbrechung fort, und langten ungefähr drey Stunden nach Sonnenuntergang in Monville an; eine kleine Stadt, wo La Motte zu übernachten dachte. Ruhe war in der That der ganzen Gesellschaft nothwendig, deren blasses, verstörtes Aussehen nur zu auffallend war, um nicht von den Wirthsleuten bemerkt zu werden. Sobald die Betten bereit waren, begab sich Adeline in ihr Schlafzimmer, wohin Frau von La Motte sie begleitete, welcher Bekümmerniß für die schöne Fremde jedes Bemühn, sie zu trösten und aufzurichten, eingab. Adeline vergoß jetzt nicht mehr Thränen des Schmerzes allein; sie vermischten sich mit denen, welche aus dem dankbaren Herzen fließen, wenn es unerwartete Theilnahme findet. Frau von La Motte verstand sie — nach

einigen Augenblicken des Schweigens erneute sie ihre freundlichen Tröstungen und bat Adelinen, ihrer Freundschaft zu vertrauen; doch vermied sie sorgfältig, den Gegenstand zu berühren, der sie zuvor so sehr erschüttert hatte. Adeline fand endlich Worte, ihr Gefühl dieser Güte auszudrücken, und that es auf so offne, natürliche Art, daß Frau von La Motte innigst gerührt ihr gute Nacht sagte.

Ungeduldig, seine Reise fortzusetzen, stand La Motte des andern Morgens in aller Frühe auf. Alles war bereit, das Frühstück hatte schon eine Weile gestanden, aber Adeline ließ sich nicht sehn. Frau von La Motte ging in ihr Zimmer und fand sie in unruhigem Schlummer. Ihr Athem war kurz und unordentlich, sie fuhr oftmahls auf, oder seufzte und lallte unzusammenhängende Worte. Während Madame mit Bekümmerniß ihre erschlafften Züge betrachtete, erwachte sie, sah auf, und reichte ihr die Hand, die von Fieberhitze brannte. Sie hatte eine unruhige Nacht gehabt, und als sie aufstehn wollte, wurde ihr Kopf, der unerträglich schmerzte, zu schwer; ihre Kräfte verließen sie, und sie sank zurück.

Frau von La Motte gerieth in die äusserste Unruhe; sie sah zugleich, daß es für Adelinen unmöglich war, weiter zu reisen, und daß eine Verzögerung ihrem Manne gefährlich seyn konnte. Sie ging zu ihm, und sein Unmuth läßt sich bes-

ser denken als beschreiben. Er sah alle Unannehmlichkeit und Gefahr eines Aufschubs, und doch konnte er sich nicht so ganz von aller Menschlichkeit entblössen, Adelinen der Sorge, oder vielmehr der Vernachlässigung von Fremden zu überlassen. Er ließ sogleich einen Arzt hohlen, und dieser erklärte, daß sie ein heftiges Fieber hätte, und ohne äusserste Gefahr nicht von der Stelle könnte. La Motte entschloß sich nunmehr, den Ausgang abzuwarten, und suchte die Regungen der Angst zu unterdrücken, die ihn nur zu oft befielen. Indessen nahm er alle Vorsicht, die seine Lage zuließ, und brachte den größten Theil des Tages ausser dem Dorfe an einem Orte zu, von wo er den Weg bis in einige Entfernung übersehen konnte. Durch die Krankheit eines ihm unbekannten, ja ihm recht eigentlich aufgedrungenen Mädchens sich der höchsten Gefahr aussetzen zu müssen, war auf alle Weise ein Unfall, welchen mit Fassung zu ertragen, La Motte nicht Philosophie genug besaß.

Adelinens Fieber stieg den Tag über, und Abends, als der Arzt fort ging, sagte er zu La Motte, der Ausgang müßte sich bald entscheiden. La Motte hörte diesen Wink ihrer Gefahr mit natürlicher Bekümmerniß an. Adelinens Schönheit und Unschuld hatten unwillkührlich über die ungünstigen Umstände, welche sie ihm zuführten, gesiegt, und er beschäftigte sich jetzt weniger mit

der Last, die sie ihm in der Folge verursachen konnte, als mit der Hoffnung auf ihre Genesung.

Frau von La Motte bewachte sie mit zärtlicher Sorgfalt, und sah mit Bewunderung ihr stilles Dulden und ihre sanfte Ergebung. Adeline belohnte sie reichlich, so unvermögend sie sich auch glaubte. „So jung ich auch bin," sagte sie, „und verlassen von denjenigen, auf deren Schutz ich berechtigt wäre, weiß ich doch keine Bekanntschaft, die mir das Leben so wünschenswerth macht, als die, welche ich mit Ihnen zu knüpfen hoffe. Wenn ich genese, so wird mein Betragen am besten von meiner Dankbarkeit für Ihre Güte zeugen — Worte sind nur schwäche Beweise."

Ihr sanftes Wesen nahm die Frau von La Motte so sehr ein, daß sie die Crisis ihrer Krankheit mit einer Ängstlichkeit erwartete, welche alle andere Rücksichten ausschloß. Adeline brachte eine sehr unruhige Nacht zu, und als der Arzt des andern Morgens erschien, erlaubte er, ihr alles zu geben, was sie nur verlangte, und beantwortete La Mottens Fragen mit einer Freymüthigkeit, die keine Hoffnung übrig ließ.

Indessen fiel die Kranke, nach einigen kühlenden Tränken, in einen Schlaf, der mehrere Stunden anhielt, und so fest war, daß der Athem allein ihr Leben verrieth. Sie erwachte frey vom Fieber, und ohne alle Krankheit, außer einer

Schwäche, die sie aber nach wenig Tagen so gut überstand, daß sie mit La Motte nach B — fahren konnte, einem Dorfe, das außer der Landstrasse lag, die er zu verlassen für rathsam hielt. Hier brachten sie die Nacht zu, und setzten des Morgens in aller Frühe ihre Reise durch einen wüsten, waldichten Strich Landes fort. Um Mittag hielten sie in einem einsamen Dorfe still, wo sie eine Mahlzeit zu sich nahmen und sich Anweisung geben ließen, um den großen Fontaneiller Wald zu passiren, an dessen Rande sie sich jetzt befanden. La Motte wollte anfangs einen Wegweiser nehmen, allein er fürchtete mehr Nachtheil von der Kundschaft seines Weges, als er sich Nutzen von einem Geleitsmann in den Wildnissen dieses unbebaueten Erdstrichs versprach.

Er dachte jetzt nach Lyon zu gehn, wo er entweder in der Nachbarschaft sich verbergen, oder die Rhene hinauf nach Genf fahren wollte, wenn seine Umstände es in der Folge nöthig machten, Frankreich zu verlassen. Es war ungefähr zwölf Uhr Mittags und er eilte weiter, um wo möglich vor Einbruch der Nacht durch den Wald zu kommen und die Stadt jenseits zu erreichen. Nachdem sie sich mit frischem Proviant versehen und die nöthigen Erkundigungen eingezogen hatten, machten sie sich wieder auf und gelangten bald in den Wald. Es war im Ende Aprils, und das Wetter ungewöhnlich schön. Die balsamische Fri-

sche der Luft, vom ersten reinen Duft der Kräuter geschwängert, und die milde Wärme der Sonne, deren Strahlen jeden Hauch der Natur belebten und jede Blühte des Frühlings öffneten, flößten Adelinen neues Leben und Gesundheit ein. Mit der Luft, die sie einathmete, schienen ihre Kräfte wiederzukehren, und wenn ihre Augen auf den romantischen Aussichten verweilten, welchen der Wald sich öffnete, schwoll ihr Herz von süßem Wohlgefühl: allein wenn sie ihren Blick von diesen Gegenständen ab, auf Herrn und Frau von La Motte wandte, deren zärtliche Sorgfalt sie ihr Leben verdankte, und auf deren Gesicht sie Wohlwollen und Liebe las, so glühte ihre Brust von süßen Regungen, und sie empfand die höchste Gewalt der Dankbarkeit.

Sie reisten den Tag über fort, ohne nur eine Hütte, oder ein menschliches Wesen zu sehn. Es war nahe vor Sonnenuntergang, der Wald schloß von allen Seiten die Aussicht ein, und La Motte fing an zu fürchten, daß sein Bedienter den Weg verfehlt hätte. Der Weg, wenn man anders eine leichte Spur auf dem Grase so heißen konnte, war bald von üppigen Gesträuch überwachsen, bald von tiefen Schatten verdunkelt, und Peter hielt endlich still, weil er des Wegs ungewiß war. La Motte, der in einem so wüsten einsamen Aufenthalt von der Nacht überfallen zu werden scheute, und sich lebhaft vor Räu-

dern fürchtete, hieß ihn auf alle Weise weiter fahren, und wenn er keine Spur fände, einen offnern Theil des Waldes suchen. Mit diesem Befehl fuhr Peter wieder fort, nachdem er aber eine kleine Strecke zurück gelegt hatte, und sich noch immer von Aussichten und Fußwegen im Walde eingeschlossen sah, ließ er den Muth sinken und hielt aufs neue still. Die Sonne war jetzt untergegangen, allein La Motte sah aus dem Fenster bey dem hellen Schimmer des westlichen Horizonts, einige dunkle Thürme in kleiner Entfernung zwischen den Bäumen empor steigen, und befahl Peter, darauf zuzufahren. „Wenn sie zu einem Kloster gehören," sagte er, „so können wir Aufnahme für die Nacht hoffen."

Der Wagen fuhr unter den Schatten melancholischer Buchen hin, über welche die Abendröthe, welche noch die Luft färbte, eine Feyer ausgoß, die in den Herzen der Reisenden stillen Schauer erregte. Erwartung hielt sie schweigend. In Adelinen erwachte die Erinnerung an die letzten schrecklichen Ereignisse, und ihre Seele nahm nur zu leicht die Ahndung neuen Unglücks auf. La Motte stieg am Fuße eines grünen Hügels aus, wo die Bäume sich dem Licht öffneten, und eine nähere, wiewohl unvollkommene, Aussicht auf das Gebäude zuließen.

Zweytes Kapitel.

Er ging näher hinzu und entdeckte die gothischen Überreste einer alten Abtey: sie stand auf einem grünen Platze, den hohe Bäume beschatteten, welche mit dem Gebäude gleichzeitig schienen, und eine romantische Dunkelheit verbreiteten. Der größere Theil der Mauern schien in Ruinen zu verfallen, und die, welche der Verheerung der Zeit widerstanden hatten, gaben den verfallenen Überresten ein noch schauerliches Ansehn. Die hohen Zinnen, dick mit Epheu umschlungen, waren halb verwüstet und der Aufenthalt von Raubvögeln geworden. Große Massen von dem östlichen, fast ganz verfallnen Thurme lagen zerschmettert im hohen Grase, das langsam in die Lüfte wehte. Ein gothisches Thor, reich mit ausgehauener Arbeit verziert, das zum Hauptflügel des Gebäudes führte, aber mit Strauchwerk verwachsen war, stand noch unversehrt. Über der weiten, prächtigen Wölbung dieses Thors stieg ein Fenster von derselben Bauart empor, in dessen Flügeln man noch Fragmente gemahlten Glases sah, einst der Stolz mönchischer Frömmigkeit. La Motte, der es für mög-

lich hielt, daß noch ein menschliches Wesen sich hier aufhalten könnte, trat zum Thore und hub einen schweren Klopfer auf. Der hohle Schall lief durch den leeren Platz. Er wartete einige Minuten und zwang dann das Thor zurück, das von Eisen schwer war und mit schrecklichem Getöse knarrte.

Er trat in einen Ort, der die Kapelle der Abtey gewesen zu seyn schien, wo einst die Hymne der Andacht empor stieg, und die Thräne der Buße vergossen ward: Töne, welche nur die Einbildungskraft wieder hervor rufen konnte; Thränen, die längst in der Wage des Richters gewogen waren. La Motte stand einen Augenblick still: er fühlte einen gewissen Schauder, einen Mittelzustand zwischen Staunen und Ehrfurcht! Er übersah den weiten Raum, und indem er die verfallne Pracht betrachtete, trug die Fantasie ihn in verfloßne Zeiten zurück — „Und diese Mauern,“ sagte er, „zittern jetzt über den Gebeinen der sterblichen Wesen, welche sie bewohnten!“

Die zunehmende Dunkelheit erinnerte La Motten, daß er keine Zeit zu verlieren hatte: allein Neugier drängte ihn vorwärts und er gehorchte ihrem Antriebe. So wie er über das gesunkne Pflaster ging, hallten seine Schritte durch das Gebäude wieder, und schienen gleich den mystischen Tönen der Todten dem frechen Sterb-

lichen Vorwürfe zu machen, der ihren Umkreis zu betreten wagte.

Aus dieser Kapelle trat er in die große Kirche, in welcher ein Fenster, vollständiger als die andern, auf eine lange Vista des Waldes stieß, und die reiche Farbe des Abends zeigte, die unmerklich in die feyerliche Dunkelheit der höhern Luft hinwegschmolz. Dunkle Berge, deren Umriß deutlich im lebhaften Schimmer des Horizonts hervor ragten, schlossen die Aussicht. Verschiedne Pfeiler, die einst die Decke unterstützten, standen noch als stolze Denkmähler sinkender Größe, und schienen bey jedem Brausen des Windes zwischen den herabgefallnen Bruchstücken, die vor ihnen lagen, zu nicken. La Motte seufzte. — Die Vergleichung zwischen ihm und dem allmähligen Verfall, wovon diese Säulen zeugten, drang sich ihm zu mächtig auf. „Noch wenig Jahre, sprach er, „und ich werde seyn, wie die Sterblichen, deren Überreste ich jetzt anstaune, und gleich ihnen zum Stoff des Nachdenkens für eine künftige Generation dienen, die ebenfalls nur kurze Zeit über dem Gegenstande ihrer Betrachtung hinschwanken wird, ehe auch sie in den Staub sinkt."

Er riß sich von diesem Aufenthalt los, und ging durch die Kreuzgänge, bis eine Thüre, die mit einem hohen Theile des Gebäudes zusammen hing, seine Aufmerksamkeit anzog. Er öffnete sie und nahm quer vor einer Treppe vorbey, noch

eine Thüre wahr; allein theils durch Furcht, theils durch die Betrachtung, wie sehr seine Abwesenheit seine Familie befremden mußte, zurück gehalten, kehrte er mit schnellen Schritten zu seinem Wagen zurück, und warf sich vor, einige kostbare Augenblicke der Dämmerung unnütz verschwendet zu haben.

Einige kurze Antworten auf die Fragen seiner Frau, und ein allgemeiner Befehl an Peter, sorgsam weiter zu fahren und sich nach einem Wege umzusehn, war alles, was seine Ängstlichkeit ihm zu sprechen erlaubte. Die Schatten der Nacht fielen dicht herab, durch die Dunkelheit des Waldes vertieft, und machten es bald gefährlich, den Weg weiter fortzusetzen. Peter hielt, allein La Motte, der fest auf seinem ersten Entschlusse beharrte, befahl ihm zuzufahren. Peter wagte es, ihm Vorstellungen zu machen, Frau von La Motte bat, allein La Motte zankte — befahl und bereute zu spät: das hintere Wagenrad ging über den Stumpf eines alten Baums, den Peter bey der Dunkelheit nicht hatte sehen können, und der Wagen fiel in dem nähmlichen Augenblick um.

Die Gesellschaft gerieth, wie sich denken läßt, in äußersten Schrecken, doch war keiner wesentlich beschädigt, und sobald sie sich aus ihrer gefährlichen Lage aufgeholfen hatten, bemühten sich La Motte und Peter, den Wagen aufzuheben. Jetzt erst sahen sie den ganzen Umfang ihres Un-

glücks, das Wagenrad war gebrochen! Ihr Elend war groß, denn die Kutsche konnte eben so wenig weiter fahren, als ihnen eine Zuflucht vor dem kalten Nachtthau gewähren, weil es unmöglich war, sie in eine aufrechte Lage zu bringen. Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, schlug La Motte vor, zu den Ruinen, von denen sie nicht weit entfernt waren, zurückzukehren, und die Nacht in dem wohnbarsten Theile des Gebäudes zuzubringen: sobald der Morgen anbräche, sollte Peter eins von den Kutschpferden nehmen, und einen Weg und Stadt suchen, wo er Leute bekommen könnte, um den Wagen wieder in Stand zu setzen. Frau von La Motte widersetzte sich diesem Vorschlage: sie schauderte vor dem Gedanken, so viele Stunden im Finstern an einem so verödeten Orte zuzubringen. Schrecknisse, welche sie weder zu untersuchen noch zu bekämpfen sich Mühe gab, überwältigten sie, und sie sagte ihrem Manne, daß sie lieber in dem ungesunden Thau die Nacht über bleiben, als sich den verlaßnen Ruinen anvertrauen wollte. La Motte hatte anfangs eine gleiche Abneigung gefühlt, wieder dahin zurückzukehren; nachdem er aber sein eignes Gefühl überwunden hatte, wollte er keinem andern nachgeben.

Die Pferde wurden ausgespannt und die Gesellschaft machte sich nach dem Gebäude auf. Peter, der ihnen folgte, schlug Feuer an, und sie

betraten die Ruinen unter Erleuchtung von dürren Stäben, die er zusammen gesucht hatte. Der Schimmer, der nur auf einige Theile des Gebäudes fiel, schien die Verödung nur noch schauerlicher zu machen, während die Dunkelheit der größern Masse das Feyerliche erhöhte, und die Fantasie mit Schreckbildern erfüllte. Adeline, die bis jetzt geschwiegen hatte, stieß einen Ausruf der Furcht und Bewunderung aus. Ein nicht unangenehmer Schauder durchdrang sie: Thränen traten in ihre Augen — sie wünschte und fürchtete weiter zu gehn, sie hing sich an La Mottens Arm und sah ihn mit einem furchtsam fragenden Blicke an.

Er öffnete die Thüre der großen Halle und sie traten hinein: der weite Umfang verlor sich in Dunkelheit. „Laßt uns hier bleiben," sagte Frau von La Motte, „ich mag nicht weiter gehn." La Motte zeigte auf die eingefallne Decke und ging vorwärts, als ein ungewöhnliches Geräusch längs der Halle ihn stutzig machte. Alle schwiegen — es war das Schweigen des Schreckens. Frau von La Motte sprach zuerst: „Laßt uns diesen Ort verlassen; alles Ungemach ist der Empfindung, die mich hier niederdrückt, vorzuziehen. Laßt uns ohne Verzug zurückgehn!" Es herrschte wieder eine ununterbrochne Stille, und La Motte, der sich seiner unwillkürlich verrathnen Furcht schämte, fand für gut, einen Muth zu erkün-

künsteln, den er wirklich nicht besaß. Er verspottete die Angst seiner Frau, und bestand darauf weiter zu gehn. Sie mußte einwilligen, und ging mit zitternden Schritten durch die Halle. Sie kamen an einen schmalen Gang, und da Peters Holz beynahe aufgebrannt war, warteten sie hier, bis er mehr gehohlt hatte.

Das fast verlöschende Licht fiel schwach auf die Wände des Gangs und machte den Aufenthalt noch schrecklicher. Mitten durch die Halle, deren größre Hälfte im Schatten lag, verbreitete der schwache Strahl einen bleichen Schimmer, der die Spalten in der Decke zeigte, während viele Gegenstände in der Dämmerung nur unvollkommen sichtbar waren. Adeline fragte La Motten lächelnd, ob er an Geister glaubte? Die Frage war etwas unzeitig, denn der jetzige Aufenthalt erfüllte ihn mit seinen Schrecknissen, und Trotz alles Strebens fühlte er eine abergläubige Furcht sich seiner bemeistern. Vielleicht stand er in diesem Augenblick auf der Asche von Todten! Wenn es jemahls Geistern erlaubt würde, die Erde wieder zu besuchen, so schien dieß die Stunde und der Ort ihrer Erscheinung zu seyn. La Motte schwieg. — Wäre ich zum Aberglauben geneigt, fuhr Adeline fort — als die Wiederkehr des schon gehörten Geräusches sie unterbrach: es ertönte längs dem Gange, an dessen Eingang sie standen, und sank allmählig hinweg. Jedes Herz klopfte,

und sie horchten schweigend. Eine neue Besorgniß stieg in La Motte auf — dieß Geräusch konnte von Räubern herrühren, und stand an, ob es rathsam seyn könnte, weiter zu gehn. Peter kam mit Licht; Frau von La Motte weigerte sich, den Gang zu betreten; La Motte selbst fühlte sich nicht sehr dazu geneigt; allein Peter, bey dem Neugier stärker war als Furcht, both bereitwillig seine Dienste an. La Motte ließ, nach einigem Besinnen, ihn gehn, und wartete am Eingang den Erfolg seines Forschens ab. Der weite Weg entzog Petern bald seinem Blick, und der Wiederhall seiner Fußtritte verlor sich in einem Geräusch, das den Gang hinab tönte und immer schwächer und schwächer ward, bis es zuletzt sich ganz verlor. La Motte rief ihn jetzt mit lauter Stimme, erhielt aber keine Antwort; endlich hörten sie in der Ferne einen Fußtritt, und bald darauf erschien Peter, athemlos und bleich vor Entsetzen.

Sobald er nahe genug war, um von seinem Herrn gehört zu werden, rief er laut: „Gott sey „Dank, Ihro Gnaden, ich habe sie zu Boden „geschlagen, aber meiner Seel, es war ein har„ter Strauß. Es war nicht anders als föchte „ich mit dem Teufel.“ —

„Von wem sprichst du denn?“ fragte sein Herr. „Am Ende war es nichts als Eulen und „Krähen, aber bey dem Licht flogen sie mir alle

„an den Kopf, und machten so ein verteufeltes „Spektakel mit ihren Flügeln, daß ich anfangs „glaubte, ich hätte es mit einer Legion Teufel zu „thun. Allein ich habe sie alle heraus gejagt, „gnädiger Herr, und Sie haben nun nichts mehr „zu fürchten.“

Diese letzten Worte, die einen Verdacht in seinen Muth zu enthalten schienen, hätte La Motte entbehren können: um aber seinen gewissermaßen verscherzten Ruf der Herzhaftigkeit wieder herzustellen, setzte er sich vor, durch den Gang zu gehn. Sie gingen jetzt mit schnellen Schritten fort: wie Peter sagte, „sie hätten nichts mehr zu fürchten.“

Der Gang führte auf einen großen freyen Platz, an dessen einer Seite, über eine Reihe Kreuzgänge hin, der westliche Thurm und ein hoher Theil des Gebäudes hervorragte; die andere Seite lag dem Walde offen. La Motte nahm seinen Weg nach einer Thüre des Thurms, den er nunmehr für denselben erkannte, durch welchen er das erstemahl hereingekommen war; allein er fand es beschwerlich, weiter zu dringen, weil der Platz mit Brombeersträuchern und Nesseln verwachsen war, und Peters Licht nur einen unsichern Schein verbreitete. Als er die Thüre öffnete, erneute der traurige Anblick des Orts Frau von La Mottens Ängstlichkeit und preßte Adelinen die Frage ab, wohin sie gingen? Peter

hielt das Licht in die Höhe, um ihnen die schmale Treppe zu zeigen, die sich den Thurm hinaufwand; allein La Motte, der die zweyte Thür entdeckte, schob die verrosteten Riegel zurück, und trat in ein geräumiges Zimmer, das nach seiner Anlage und Verfassung sichtlich weit später erbaut war, als der andre Theil des Gebäudes. Wiewohl öde und leer, hatte es doch wenig von der Zeit gelitten; die Mauern waren feucht, aber nicht verfallen, und die Scheiben noch fest in den Fenstern.

Sie gingen durch eine Reihe Zimmer, die dem ersten glichen, und bezeugten ihre Verwunderung über das widersprechende Ansehen dieser Gemächer mit den zerfallnen Mauern, die sie hinter sich gelassen hatten. Sie führten zu einem gewundnen Gange, in welchen durch kleine, hoch in der Mauer eingehaune Löcher, Licht und Luft fiel, und den endlich eine mit Eisen beschlagne Thüre schloß; sie öfneten sie mit Mühe und traten in ein gewölbtes Zimmer. La Motte übersah es mit forschendem Auge und konnte nicht errathen, warum es durch eine so starke Thüre verwahrt war; allein er sah wenig, um seine Neugier zu befriedigen. Das Zimmer schien in neuern Zeiten nach einem Gothischen Plan erbaut zu seyn. Adeline näherte sich einem großen Fenster, das eine Art von Vertiefung bildete, und um eine Stuffe höher war als der übrige Fußboden: sie

zeigte La Motten, daß der ganze Fußboden mit mosaischer Arbeit eingelegt war, welches ihn zu der Bemerkung veranlaßte, daß dieß Zimmer nicht ganz im Gothischen Geschmack gebaut sey. Er ging zu einer Thüre an der andern Seite des Zimmers, und nachdem er sie geöfnet hatte, fand er sich in der großen Halle, durch die er herein gekommen war.

Er sah jetzt, was die Dunkelheit ihn zuvor wahrzunehmen verhindert hatte, eine Wendeltreppe, die zu einem obern Gang führte, und nach ihrer Beschaffenheit zu urtheilen, mit dem neuern Theil des Gebäudes zugleich erbaut war, wiewohl man ihr ebenfalls ein Gothisches Ansehen zu geben gesucht hatte. La Motte zweifelte nicht, daß diese Treppe zu Zimmern führte, die den untern gleich wären, und war unschlüssig, ob er sie durchsuchen sollte: allein die Bitten seiner höchst ermüdeten Frau bewegten ihn, von aller weitern Untersuchung abzustehn. Nach einigem Berathschlagen, in welchem Zimmer sie die Nacht zubringen wollten, beschlossen sie, wieder in das, welches an den Thurm stieß, zurückzukehren.

Sie machten ein Feuer auf einem Kamin, der wahrscheinlich seit vielen Jahren keine gastfreye Wärme ertheilt hatte; Peter setzte ihnen den aus der Kutsche geholten Vorrath hin, und La Motte und seine Familie lagerten sich um das Feuer und genossen ein Mahl, das der Hunger

ihnen würzte. Ihre Furcht verschwand allmählig: denn sie sahen sich nunmehr in einem Aufenthalt, der einer menschlichen Wohnung glich, und hatten Muße, über ihr erstes Schrecken zu lachen; allein so oft der Wind die Thüre erschütterte, fuhr Adeline auf und sah sich furchtsam um. Sie sprachen und scherzten eine Weile fort, doch war ihre Fröhlichkeit, wo nicht erkünstelt doch vorübergehend: denn das Bewußtseyn ihrer unangenehmen, höchst bedenklichen Lage drang sich zu mächtig auf und versenkte jeden in Traurigkeit und tiefsinniges Schweigen. Adeline fühlte in aller Kraft ihren verlaßnen Zustand; sie dachte mit Staunen an das Vergangne, und sah mit furchtvollem Ahnden in die Zukunft. Sie fand sich durchaus abhängig von Fremden, an welche sie keinen andern Anspruch hatte, als was allgemeine Menschenliebe der Noth verwandter Geschöpfe gibt. Seufzer schwellten ihre Brust, und oft drängte sich eine Thräne in ihr Auge; allein sie preßte sie zurrück, ehe sie auf ihrer Wange die Bekümmerniß verrieth, welche zu zeigen ihr undankbar däuchte.

La Motte brach endlich dieß tiefsinnige Schweigen, und gab Befehl, das Feuer auf die Nacht frisch anzumachen und die Thüre zu verwahren. Diese Vorsicht schien selbst in dieser Einöde nicht überflüssig, und wurde durch große Steine, die man gegen die Thüre aufthürmte bewirkt; keine

andern Mittel zur Befestigung waren nicht vorhanden. Es war La Motten oft eingefallen, das dieß dem Anschein nach verlaßne Gebäude gar wohl ein Aufenthalt von Räubern seyn könnte. Sie fanden hier Einsamkeit, sich zu verbergen, und einen wilden, weit umfassenden Wald, der ihren räuberischen Absichten beförderlich seyn, und in seinen Krümmungen diejenigen irre leiten konnte, die kühn genug waren, sie hier zu verfolgen. Doch verbarg er diese Gedanken, um seinen Gefährten nicht neue Unruhe zu machen. Peter mußte an der Thüre wachen, und nachdem sie das Feuer so gut als möglich zurecht geschürt hatten, legte sich die verlaßne Gesellschaft rings umher, und suchte im Schlaf kurze Vergessenheit ihres Kummers.

Die Nacht verstrich ungestört. Adeline schlief, aber unruhige Träume schwebten von ihrer Fantasie und sie erwachte frühzeitig: die Erinnerung an ihren Kummer bemächtigte sich ihrer; sie konnte jezt diesem Gefühle nachhängen und ihre Thränen flossen reichlich. Um ihnen ungestörten Lauf zu lassen, trat sie in ein Fenster, das auf eine Öfnung des Waldes stieß: alles war dunkel und still; sie stand eine Weile und betrachtete die beschattete Gegend.

Der erste zarte Hauch des Morgens schimmerte am Rande des Horizonts und brach durch die Dunkelheit — so rein, schön und mild! Der

Himmel schien sich der Aussicht zu öfnen. Die trüben Nebel rollten nach Westen zu, so wie die Beleuchtung sich verstärkte, verdunkelten jene Gegend der Hemisphäre und hüllten die tiefere Landschaft ein, während im Osten die Farben heller wurden und einen zitternden Schimmer rings um verbreiteten, bis ein gelber Glanz, der jene Gegend des Himmels befeuerte, der Verkündiger der aufsteigenden Sonne war. Zuerst ging ein kleiner Streif mit unbeschreiblichem Glanz aus dem Horizont hervor, der sich schnell verbreitete, und die Sonne in aller Strahlenpracht zeigte, wie sie das ganze Antlitz der Natur entschleierte, jede Farbe der Landschaft belebte, und die bethauete Erde funkeln machte von schimmernden Edelstein. Der leise, sanfte Gesang der Vögel, durch die Morgenstrahlen erweckt, unterbrach das Schweigen der Stunde; ihr süßes Wirbeln stieg allmählig, bis sie den Chor allgemeiner Fröhlichkeit anstimmten. Auch Adelinens Herz schwoll von dankbarer Weihe!

Die Scene vor ihr, sänftigte ihren Kummer und trug ihre Gedanken empor zu dem großen Urheber der Schöpfung: unwillkührlich wurden sie zu Gebeth: „Vater des Guten," sprach sie, „der du diese Pracht schufest, ich ergebe mich in „deine Hände, du wirst mich nicht sinken lassen „in meinem Ungemach, und mich vor künftigem „Übel schützen."

So auf die Liebe ihres Gottes vertrauend, trocknete sie die Thränen von ihren Augen, und der süße Einklang ihres Gewissens und ihrer Betrachtung, belohnte ihre Zuversicht; ihre Seele fühlte sich befreyt von den Empfindungen, die sie niederdrückten, und sie ward ruhig und gefaßt.

La Motte erwachte bald nachher und Peter schickte sich zu seinem Zuge an. So wie er sein Pferd bestieg, sagte er zu seinem Herrn: „Nichts „für ungut, Ihro Gnaden, allein meinem Be„dünken nach, thäten wir eben so gut, uns nicht „weiter nach einem andern Aufenthalt umzusehn, „bis bessere Zeiten kommen. Wenn man diesen „Ort bey Tageslicht sieht, so scheint er nicht so „übel, daß man ihn nicht mit leichter Mühe „ganz bequem zum Wohnen machen könnte.“

La Motte antwortete nicht, allein er dachte über Peters Worte nach. In den Zwischenräumen der Nacht, wo Sorgen ihn nicht schlafen ließen, war ihm der nähmliche Gedanke beygefallen. Verbergung war seine einzige Sicherheit, und dieser Ort gewährte sie ihm. Die gänzliche Entlegenheit war ihm freylich zuwieder, allein er hatte einmahl nur unter Übeln zu wählen — ein Wald mit Freyheit war kein verwerflicher Aufenthalt für einen, der nur zu viel Ursache hatte, ein Gefängniß zu erwarten. Als er die Zimmer aufmerksamer betrachtete, fand er, daß sie leicht wohnbar zu machen wären, und da er

sie jetzt unter der Erheitrung des Morgens sah, wurde er in seinem Vorsatz bestärket. Er sann über die Mittel nach, ihn auszuführen, und nichts stand ihm im Wege, als die anscheinende Schwierigkeit, Lebensmittel zu bekommen.

Er eröfnete seinen Plan seiner Frau, die sich äußerst abgeneigt dagegen fühlte. Indessen pflegte La Motte sie selten um Rath zu fragen, ohne vorher beschlossen zu haben, wie er verfahren wollte, und er hatte sich bereits vorgenommen, es auf Peters Bericht ankommen zu lassen: wenn dieser eine Stadt in der Nachbarschaft des Waldes ausfindig machte, wo man Lebensmittel und andere Bedürfnisse haben könnte, so wollte er sich nicht weiter nach einem Ruheorte umsehn.

In Peters Abwesenheit, dessen Rückkunft er mit Ungeduld erwartete, beschäftigte er sich, die Ruinen zu untersuchen und in der Gegend umher zu gehn: sie war romantisch schön und die dicke Waldung schien diesen Fleck von der übrigen Welt abzusondern. Oft zeigte eine natürliche Vista eine Aussicht auf das Land, begrenzt von Bergen, die sich in die Ferne zurückzogen und im blauen Horizont verloren. Ein Bach, der in mannigfaltigen Krümmungen sonorisch strömte, wand sich um den Fuß des freyen Platzes, auf welchem die Abtey stand: hier glitt er sanft zwischen den Schatten hin, und verbreitete frische Kühlung: dort breitete er sich in grö-

ßerer Fläche dem Tage entgegen und gab spiegelnd das Gebüsch und das Wild, das seine Wellen trank, zurück. La Motte bemerkte allenthalben Wild in Menge; die Fasanen flohen kaum vor seiner Annäherung und die jungen Rehe starrten ihm gutmüthig ins Gesicht, wenn er vorüber ging — sie kannten die Menschen nicht!

Als er wieder in die Abtey zurückkam, stieg er die Treppe hinauf, die in den Thurm führte. Ohngefähr halben Wegs nahm er eine Thür in der Mauer wahr: sie wich ohne Widerstand, allein ein plötzliches Geräusch von innen, dem eine Staubwolke folgte, machte, daß er zurück fuhr und die Thüre anzog. Nach einigen Minuten öfnete er sie wieder, und entdeckte ein großes Zimmer von dem neuern Gebäude. Fragmente von Tapeten hiengen um die Mauern und waren der Aufenthalt von Raubvögeln geworden, deren plötzliche Flucht bey Eröfnung der Thüre die Staubwolke hervorgebracht und das Geräusch erregt hatte. Die Fenster waren zerbrochen und beynahe ohne Scheiben, allein zu seiner Verwunderung sah er einige Überreste von Möbeln; Stühle, deren Form und Zustand die Zeit ihrer Herkunft verrieth; einen zerbrochnen Tisch und ein eisernes Feuerbecken, das vom Rost fast ganz verzehrt war.

An der andern Seite befand sich eine Thüre, die in ein Zimmer führte, welches wie das erste

gebaut, aber mit nicht ganz so zerlumpten Tapeten behangen war. In einer Ecke stand eine kleine Bettstelle; und einige gebrechliche Stühle standen an der Wand. La Motte betrachtete diese Dinge mit Verwunderung und Neugier. „Seltsam,“ sagte er, „daß diese Zimmer, und „diese allein, Spuren von Bewohnung verra„then: vielleicht daß ein elender Wanderer, wie „ich, hier Zuflucht vor einer verfolgenden Welt „gesucht, und vielleicht die Last eines beschwer„lichen Daseyns hier niedergelegt hat: — viel„leicht bin ich nur seinen Fußtritten gefolgt, um „meinen Staub mit dem seinigen zu vermischen!“

Er drehte sich schnell um, und wollte das Zimmer verlassen, als er nahe beym Bett eine Thür wahrnahm: sie führte in ein Kabinet, welches von einem schmalen Fenster Licht erhielt, und eben so beschaffen war als die andern Zimmer, nur daß auch nicht einmahl Überreste von Möbeln darin befindlich waren. Es kam ihm vor, als wenn eine Stelle des Fußbodens unter seinen Füßen schwankte; er untersuchte sie und fand eine Fallthüre. Neugier trieb ihn an, weiter zu suchen, und mit einiger Mühe gelang es ihm, sie aufzuheben: er sah eine Treppe die sich im Finstern verlor. Er stieg einige Stuffen hinab, allein da er es nicht wagte, sich diesem Abgrunde anzuvertrauen, machte er die Thüre wieder zu und verließ diese Zimmer voll Verwun-

derung, zu welchem Zwecke hier eine Treppe so heimlich angebracht seyn möchte.

Die Treppen im obern Thurm waren so sehr verfallen, daß er nicht hinaufzusteigen wagte: er ging wieder in die Halle zurück und gelangte durch die Wendeltreppe, die er den Abend zuvor bemerkt hatte, in den Gang, wo er eine Reihe Zimmer fand, die ohne alles Geräth waren, aber den untern sehr glichen.

Er erneute mit Frau von La Motte sein voriges Gespräch über die Abtey, und sie both alles auf, ihm sein Vorhaben auszureden. Zwar gab sie ihm die Sicherheit dieses Orts zu, meinte aber, es ließe sich wohl ein andrer finden, der zur Verbergung eben so gut und gemächlicher wäre. La Motte zweifelte daran; außerdem war in diesem Walde Wild in Menge, welches ihm Speise und Zeitvertreib zugleich verschaffen konnte: ein Umstand, der bey dem geringen Bestand seiner Kasse nicht zu verachten war — mit einem Worte: er hatte sich diesen Plan so fest in den Kopf gesetzt, daß alles Einreden nichts fruchtete. Adeline hörte mit stiller Angst dem Gespräch zu und wartete mit Ungeduld auf den Ausgang von Peters Bericht.

Der Morgen verstrich, allein Peter ließ sich nicht sehn. Unsre Einsiedler machten sich über den Proviant her, den sie zu gutem Glück mitgebracht hatten, und gingen nachher im Holze spa-

zieren. Adeline, die nie ein Gutes unbemerkt ließ, weil es mit Übel begleitet war, vergaß eine Zeitlang die Öde der Abtey über die Schönheit der umliegenden Gegend. Die anmuthigen Schatten labten ihr Herz und die Abwechslung der Landschaft nährte ihre Fantasie — sie glaubte beynahe, vergnügt hier leben zu können. Schon nahm sie einen gewissen Antheil an den Angelegenheiten ihrer Gefährten, und für Frau von La Motte empfand sie noch mehr: es war die warme Regung von Dankbarkeit und Zuneigung.

Der Nachmittag verstrich und sie kehrten wieder nach der Abtey zurück. Peter kam noch immer nicht, und sie geriethen über seine Abwesenheit in Unruhe. Auch die Annäherung der Dunkelheit warf einen Schatten auf die Hoffnung der Wanderer: sie mußten noch eine Nacht unter eben so ungünstigen Umständen zubringen, und was noch schlimmer war, mit einem sehr geringen Vorrath von Lebensmitteln. Frau von La Motte verlor allen Muth und weinte bitterlich. Adelinens Herz war eben so beklommen, allein sie raffte ihre sinkenden Lebensgeister zusammen und gab einen Beweis ihrer Gutmüthigkeit, indem sie ihre Freundinn aufzurichten suchte.

La Motte ward rastlos und unmuthig; er verließ die Abtey und ging für sich allein Petern entgegen. Er war noch nicht weit gekommen, als er ihn neben dem Pferde zwischen den Bäumen wahrnahm. „Was bringst du? Peter“

rief ihm La Motten entgegen. Peter kam keuchend näher und sagte kein Wort, bis La Motte die Frage in einem mehr gebietrischen Ton wiederhohlte.

„Gott sey gedankt, gnädiger Herr," sagte er, sobald er zu Athem kommen konnte, „daß ich Sie wieder sehe. Ich dachte schon, ich würde nie wieder zurück kommen. Ich habe aller Welts Unglück gehabt."

„Nun, das kannst du nachher erzählen; jetzt laß mich nur hören, was du entdeckt hast."

„Entdeckt — unterbrach Peter — ja ich bin entdeckt, daß es Gott erbarme: Wenn Ihro Gnaden meine Arme betrachten wollen, so werden Sie sehn, wie ich entdeckt bin."

„Gefärbt, willst du wahrscheinlich sagen. Aber wie geriethst du in diesen Zustand?"

„Das wollte ich eben Ihro Gnaden erzählen. Sie wissen, daß ich von dem Engländer, der zuweilen mit seinem Herrn in unser Haus kam, ein wenig Baxen gelernt habe —"

„Ja, ja, sag mir nur, wo du gewesen bist?"

„Wahrhaftig, kaum weiß ich es selbst. Genug; ich gerieth in des Teufels Küche, allein da es in Ihro Gnaden Angelegenheiten war, so muß ich es schon verschmerzen. Wenn ich aber jemahls den Spitzbuben wieder treffe. —"

„Deine erste Bewirthung scheint dir so wohl gefallen zu haben, daß du noch eine verlangst,

und wenn du nicht ordentlicher sprechen willst, so kann dazu Rath werden."

Diese Drohung setzte Petern in einiges Schrecken, und er bemühte sich, zusammen hängender fortzufahren. „Als ich die alte Abtey verließ," sagte er, „folgte ich dem Wege, den Sie mir angewiesen hatten, und wendete mich rechts nach jenen Bäumen, wo ich hiehin und dorthin sah, ob ich ein Haus, eine Hütte, oder nur einen Menschen erblicken könnte, aber nichts von allem; und so schlenderte ich beynahe eine Stunde weit fort, bis ich endlich auf einen gebahnten Weg kam. O ho nun haben wir's, sagte ich, Wege können nicht ohne Füße gemacht werden. Doch wurde ich in meiner Rechnung irre, denn auch nicht ein Stück von einem Menschen konnte ich ansichtig werden, und nachdem ich bald rechts bald links eine ganze Weile gegangen war, verlor ich meine Spur und mußte eine andere suchen."

„Ist es dir denn gar nicht möglich, zur Sache zu kommen? Laß doch diese Possen weg, und sag nur, was du ausgerichtet hast."

„Nun dann, um kurz zu seyn, denn nach allen ist das doch der nächste Weg, ich wanderte eine ganze Weile in der Irre und wußte nicht wohin, immer durch einen Wald fort, wie dieser, und gab mir alle Mühe zu merken, wie die Bäume standen, damit ich den Rückzug finden könnte. Endlich kam ich auf einen andern Weg

und glaubte nun gewiß, ich würde etwas finden, ob ich gleich zuvor nichts gefunden hatte: denn zwey Mahl konnte ich doch nicht fehlen. Ich guckte zwischen den Bäumen durch, und entdeckte eine Hütte; husch gab ich dem Pferde die Peitsche, daß es durch den Wald schallte, und in einem Nu war ich vor der Thür. Die Leute sagten mir, daß es noch eine Viertelstunde bis zur nächsten Stadt wäre, und hießen mich dem Wege folgen, der Kerzengerade darauf hin führte: so war es auch wirklich, und mein Pferd mußte wohl Hafer riechen, denn es lief wie alle Teufel. Ich fragte nach einem Rademacher und hörte, daß einer im Orte wäre, allein niemand konnte ihn finden. Ich wartete in die Länge und Breite, denn ich wußte, daß ich nicht unverrichteter Sache zurück kommen durfte. Endlich kam der Kerl vom Felde zu Haus und ich sagte ihm, wie lange ich schon gewartet hätte: denn, sagte ich, ich wußte, daß ich nicht wieder fortgehen dürfte, wie ich gekommen war —"

„Sey doch weniger langweilig, ich bitte dich, wenn es in deiner Natur ist."

„Es ist in meiner Natur, und wäre es noch mehr darin, so sollte es Ihro Gnaden zu Gute kommen. Sollten Sie sich wohl vorstellen, daß der unverschämte Esel einen Louisd'or für das Ausbessern des Rades forderte? Ich glaube in

meinem Sinne, er merkte, daß ich in Noth war, und mir ohne ihn nicht helfen konnte. Ein Louis-d'or! sagte ich: so soll sich mein Herr von einem Spitzbuben, wie du bist, nicht schnellen lassen. Der Kerl zog das Maul und gab mir eins hinter die Ohren: ich nicht faul und wieder drauf los, und würde ihn zu Boden gestreckt haben, wenn nicht ein anderer dazwischen gekommen wäre, so daß ich nachlassen mußte."

„Und so bist du also eben so klug wieder gekommen, als du fortgingst."

„Nicht doch, ich hoffe, ich bin zu gescheut, um mich von so einem Schurken verdutzen zu lassen; zudem habe ich ein halb Schock Nägel gekauft, um zu sehn, ob ich das Rad selbst flicken kann; ich hatte immer ein gut Geschick zur Zimmermannsarbeit."

„Nun gut, ich lobe deinen Eifer für meinen Vortheil, aber hier war er etwas unzeitig angebracht. Was hast du denn in dem Korbe?"

„Ich dachte, Ihro Gnaden, daß wir nicht von hier könnten, bis der Wagen in Stand wäre, und unter der Zeit, dachte ich, da doch niemand ohne Speise und Trank leben kann, so will ich mein bischen Geld anwenden, und einen Korb mit Lebensmitteln mitnehmen."

„Das ist noch das einzige Kluge, was du gethan hast, in dieser Rücksicht will ich dir deine andern dummen Streiche vergeben."

La Motte erkundigte sich nun nach der Stadt, und fand, daß man Lebensmittel und die nothwendigsten Geräthschaften, um die Abtey bewohnbar zu machen, haben könnte. Diese Nachricht bestimmte beynahe seinen Plan, und er trug Petern auf, sich den andern Morgen wieder auf den Weg zu machen, und Erkundigung von der Abtey einzuziehn. Wann die Antwort gut ausfiele, so sollte er einen Schiebkarren kaufen, und sich mit einigem Geräth und nothwendigen Werkzeug zum Ausbessern der neuen Zimmer versehn. Peter starrte hoch auf — „Wie denken Ihro Gnaden hier zu bleiben?"

„Gesetzt nun ich dächte so?"

„Ey, dann hätten Ihro Gnaden einen klugen Entschluß gefaßt, wie ich zu verstehn gab, denn Sie werden sich erinnern, ich sagte —"

„Es ist unnöthig zu widerhohlen, was du gesagt hast; vielleicht hatte ich die Sache schon vorher beschlossen."

„Denn sey wie ihm wolle, Sie haben Recht gethan, und ich freue mich herzlich darüber: denn ich glaube, außer den Raben und Eulen wird uns hier so leicht niemand hindern. Lassen Sie mich nur machen: es soll so schön hier werden, daß ein König darin wohnen könnte, und was die Stadt anbetrifft, so ist dort alles zu haben; und gewiß denken die Leute dort eben so wenig an diesen Ort, als an Indien oder Amerika."

Sie erreichten nun die Abtey, wo Peter mit großer Freude empfangen wurde: allein seiner Gebietherinn und Adelinens Hoffnung sank bald, als sie hörten, daß er wiederkam, ohne seine Sache verrichtet zu haben, und was für Bericht er von der Stadt brachte. Fast mit gleicher Bekümmerniß hörten Frau von La Motte und Adeline die Aufträge an, welche Peter erhielt, doch verbarg die letzte ihre Unzufriedenheit und wandte alles an, um ihre Freundinn zu erheitern. Ihr holdes Wesen und die Zufriedenheit, welche sie erzwang, machten einen tiefen Eindruck auf Frau von La Motte, und ließen sie eine Quelle des Trostes sehn, die sie bisher nicht geahndet hatte. Die zärtliche Aufmerksamkeit ihrer jungen Freundinn versprach ihr Ersatz für den Mangel anderer Gesellschaft, und ihre Unterhaltung Verkürzung der Stunden, welche sonst in peinlichem Unmuth würden verstrichen seyn.

Adelinens Beobachtungen und ganzes Betragen zeugten von einem gesunden Verstande und liebenswürdigen Herzen: allein sie besaß noch mehr, — wirkliches Genie. Sie war jetzt in ihrem neunzehnten Jahre, ihre Figur von mittler Größe, und äußerst wohl gebildet: ihr Haar war dunkelbraun, ihr Auge blau und gleich bezaubernd, wenn es von Feuer strahlte, oder in Zärtlichkeit schwamm: ihre Gestalt hatte das leichte Schweben einer Sylphide, und wenn sie

lächelte, konnte ihr Gesicht Hebens jüngerer Schwester zum Urbild dienen; die Reize ihrer Schönheit wurden durch die Grazie und Einfalt ihrer Sitten erhöht, und befestigt durch den innern Werth ihres Herzens. —

Annette machte jetzt das Feuer für die Nacht an. Peters Korb wurde geöffnet, und das Abendessen bereitet. Frau von La Motte war noch immer still und nachdenkend. „Es läßt sich kaum eine so schlimme Lage denken," sagte Adeline, „daß wir nicht zu einer oder der andern Zeit wünschen sollten, sie nicht verlassen zu haben. Der ehrliche Peter wünschte sich gewiß herzlich nach der Abtey zurück, als er sich im Walde verirrt hatte, oder statt eines Feindes, zwey zu bekämpfen fand; und ich bin überzeugt, daß es keinen so hülflosen Zustand gibt, aus dem man nicht Trost schöpfen könnte. Die Flamme dieses Feuers leuchtet freundlicher im Contrast mit der traurigen Öde des Orts, und dieß reichliche Mahl ist köstlicher nach dem Mangel, den wir vorher litten. Lassen Sie uns das Gute genießen und das Böse vergessen."

„Man hört aus Ihren Reden, meine Liebe," sagte Frau von La Motte, „daß Ihr Geist noch nicht oft von Unglück niedergedrückt ward — Adeline seufzte — und Ihre Hoffnung noch alles Feuer hat."

„Langes Leiden," fiel La Motte ein, „hat

in unsern Seelen diese Spannkraft erschlafft, welche dem Druck des Übels widersteht, und der Freude entgegen hüpft. Allein ich verfalle in Deklamation bey der Erinnerung an diese Zeiten. Auch ich, Adeline, konnte einst aus jeder Lage Freude schöpfen."

„Und können es gewiß noch. Halten Sie es immer für möglich; und Sie werden es so finden."

„Die Illusion ist verschwunden — ich kann mich nicht länger täuschen."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich sage, Sie täuschen sich jetzt, da Sie die Wolke des Kummers jeden Gegenstand, den Sie ansehn, schwärzen lassen.

„Es kann seyn, aber lassen Sie uns von etwas anderm reden." Nach Tische wurden die Thüren verrammelt, wie den Abend zuvor, und die müden Wanderer legten sich zur Ruhe.

Am folgenden Morgen machte sich Peter wiederum auf den Weg nach der kleinen Stadt Auboine, und Frau von La Motte brachte mit Adelinen wiederum die Stunden in Ängstlichkeit und schwacher Hoffnung hin: denn vielleicht konnten die Nachrichten, die er von der Abtey einziehen sollte, La Motten von seinem Vorhaben abbringen. Gegen Abend spähten sie ihn aus — aber die Karre, die er bey sich führte, weissagte

ihnen nichts Gutes. Er brachte Materialien zum Ausbessern des Orts, und einige Geräthschaft mit.

Er stattete einen Bericht folgenden Inhalts ab: — Die Abtey gehörte nebst einem großen Theile des angrenzenden Waldes einem Edelmann, der gegenwärtig mit seiner Familie auf einem entfernten Landgute wohnte. Er erbte sie durch seine Frau von seinem Schwiegervater, der die neuern Zimmer hatte erbauen lassen, und alle Jahre einige Monathe in der Jagdzeit daselbst zubrachte. Man trug sich mit dem Gerücht, daß kurz nachher, als sie dem jetzigen Besitzer zufiel, eine Person heimlich nach der Abtey gebracht und in diesen Zimmern eingesperrt wäre: wer es aber war, oder was aus ihr geworden, hatte niemand erfahren. Das Gerücht legte sich nach und nach, und viele glaubten gar nichts davon: soviel aber war gewiß, daß der gegenwärtige Besitzer nur zwey Sommer die Abtey besucht hatte, und daß die Möbeln einige Zeit nachher fortgeschafft wurden.

Dieser Umstand hatte anfangs viel Aufsehn gemacht, und man hatte mancherley daraus geschlossen; allein es war schwer zu sagen, was eigentlich an der Sache war. Unter andern hieß es, daß man seltsame Erscheinungen in der Abtey gesehn, und ungewöhnliche Töne gehört hätte: und wiewohl gescheute Leute dieser Sagen, als ungereimter Einbildungen des Aberglaubens, spotteten, hätten sie doch bey dem gemeinen Mann

so fest Wurzel gefaßt, daß seit siebenzehen Jahren niemand sich in die Nähe des Orts gewagt hätte, und die Abtey folglich ganz verfallen wäre.

La Motte dachte über diesen Bericht nach. Anfangs erregte er unangenehme Vorstellungen bey ihm, allein diese wurden bald vertrieben, und Betrachtungen, die seinem Vortheil näher lagen, traten an ihre Stelle: er wünschte sich Glück, einen Ort gefunden zu haben, wo er nicht fürchten durfte, entdeckt oder beunruhigt zu werden: doch konnte er sich des Gedankens nicht entschlagen, daß eine wunderbare Übereinstimmung zwischen dem einen Theil von Peters Erzählung und der Beschaffenheit der Zimmer herrschte, die er im Thurm entdeckt hatte. Die Überbleibsel von Möbeln, die aus den andern Zimmern fortgeschafft waren, — das einsame Bette, — die Anzahl und der Zusammenhang der Zimmer, waren Umstände, welche seine Meinung bestärkten. Doch behielt er sie bey sich, denn er sah ohnehin, daß Peters Bericht eben nicht gedient hatte, seiner Familie diesen Aufenthalt angenehm zu machen.

Doch blieb ihnen nichts weiter, als sich stillschweigend zu unterwerfen, und so unangenehme Besorgnisse sie auch empfinden mochten, enthielten sie sich doch, sie zu äußern. Peter fühlte in der That nichts dergleichen: er kannte keine Furcht,

und seine Seele war jetzt einzig mit dem auf ihn wartenden Geschäft erfüllt. Frau von La Motte ergab sich mit der stillen Ruhe der Verzweiflung in das, was sie zu ändern nicht vermochte, und was durch Unzufriedenheit und Klagen nur noch unerträglicher werden mußte: auch sah sie in der That nicht ein, ungeachtet der Aufenthalt in der Abtey ihr in mancherley Rücksicht zuwider war, wie ihre Lage durch irgend eine Veränderung des Orts wirklich verbessert werden könnte, doch irrten ihre Gedanken oft nach Paris, und weilten bey dem Rückblick auf vergangene Zeiten, bey den Bildern um sie trauernder, vielleicht auf immer verlaßner Freunde! Der zärtliche Umgang ihres Sohnes, den sie bey der Gefahr seiner Lage und der Verborgenheit der ihrigen, nie wieder zu sehen, mit Recht fürchten mußte, stieg in ihrer Erinnerung auf, und überwältigte ihre Standhaftigkeit. „Warum, o warum," rief sie, „mußte ich diese Stunde erleben! und was werden meine künftige Jahre seyn!"

Adeline hatte keinen Rückblick auf vergangene Freuden, der das Gefühl des gegenwärtigen Ungemachs erhöhen konnte — keine trauernden Freunde, keine theuren: beweinten Gegenstände, um den Schmerz zu schärfen und einen kranken Schimmer auf ihre künftigen Aussichten zu werfen; sie kannte die Qualen getäuschter Hoffnung, die schärfern Stacheln innerer Vorwürfe noch

nicht: sie litt kein Elend, das nicht Geduld mildern, und Standhaftigkeit überwinden konnte.

Mit Anbruch des folgenden Tages machte Peter sich an seine Arbeit: er rückte schnell fort, und in wenig Tagen waren zwey von den untern Zimmern so vortheilhaft verändert, das La Motte triumphirte, und seine Familie zu glauben anfing, ihre Lage würde doch nicht so übel seyn, als sie sich vorgestellt hatten. Die Möbeln, welche Peter schon gebracht hatte, wurden in diese Zimmer gestellt: eins davon war das große gewölbte Gemach, das Frau von La Motte zum gemeinschaftlichen Wohnzimmer einrichtete, weil sie wegen des großen, gothischen Fensters, das fast auf den Boden herabging und eine mahlerische Aussicht gewährte, ihm den Vorzug gab.

Peter verfügte sich nochmahl nach Auboine um noch mehr Zufuhr zu hohlen, und in wenig Wochen waren alle untern Zimmer nicht nur bewohnbar, sondern auch gemächlich. Weil diese indessen zur Bequemlichkeit der Familie nicht hinreichten, wurde ein oberes Zimmer für Adelinen zurecht gemacht: es stieß gleich an dem Thurm, und sie zog es den höhern vor, weil es nicht so entfernt von der Familie war, und weil die Fenster, die auf einen Eingang des Waldes stießen, eine weitere Aussicht gewährten. Die zerrissenen Tapeten, die an der Wand herum hingen, wurden wieder fest genagelt, und bekamen ein min-

der wüstes Ansehen; und ungeachtet das Zimmer bey seiner Geräumigkeit und schmalen Fenstern noch immer etwas schauderliches behielt, war es doch nicht ungemächlich mehr.

Die erste Nacht, welche Adeline hier zubrachte, schlief sie wenig: die Einöde des Orts drückte ihre Lebensgeister nieder, und vielleicht um so mehr, weil sie aus freundschaftlicher Schonung in Frau von La Mottens Gegenwart sich Zwang anthat. Sie erinnerte sich an Peters Erzählung, wovon einige Umstände, trotz ihrer Vernunft, fest in ihrer Einbildungskraft hafteten, und es wurde ihr schwer, ihre Ängstlichkeit ganz zu überwinden; ja einmahl bemächtigte sich Schrecken ihrer so ganz, daß sie wirklich die Thüre aufmachte, um Frau von La Motte zu rufen; nachdem sie aber eine Weile an der Treppe gelauscht hatte, und alles still blieb, hörte sie endlich La Motten ganz fröhlich sprechen, und beschämt, ihrer ungereimten Furcht so viel Raum gegeben zu haben, schlich sie still wieder in ihr Zimmer zurück.

Drittes Kapitel.

La Motte brachte seinen kleinen Lebensplan bald in Ordnung: den Vormittag brachte er gewöhnlich mit Fischen und Jagen zu, und genoß das Mittagsmahl, welches er selbst herbeyschaffte, mit besserem Appetit, als er je an den üppigen Tafeln von Paris gekannt hatte. Die Nachmittage brachte er bey seiner Familie zu: oftmahls nahm er ein Buch aus seiner kleinen Sammlung, und versuchte seine Aufmerksamkeit auf die Worte zu heften, die seine Lippen aussprachen: allein seine Seele fand wenig Zerstreuung von ihrem Kummer, und die Grundsätze, die er vorlas, ließen keinen Eindruck bey ihm zurück. Zu Zeiten sprach er, öfter aber saß er in finsterm Stillschweigen da, brütete über dem Vergangenen und verfrühte die Zukunft.

Zu solchen Zeiten bemühte sich Adeline mit einer fast unwiderstehlichen Holdseligkeit, ihn aufzuheitern und von sich selbst abzuziehen. Selten gelang es ihr, wenn es aber geschah, so brachten Frau von La Mottens dankbare Blicke, und das süße Gefühl in ihrer eigenen Brust, wirklich die Heiterkeit bey ihr hervor, die sie anfangs

nur angenommen hatte. Adeline besaß die glückliche Kunst, oder vielleicht richtiger, die glückliche Natur, sich in jede Lage zu schmiegen. So traurig auch ihre jetzige war, gebrach es ihr doch nicht ganz an Trost, und ihre guten Eigenschaften erhöhten ihn. Sie erwarb sich die Zuneigung ihrer Beschützer in solchem Maße, daß Frau von La Motte sie als ihr eigenes Kind liebte, und La Motte selbst, so wenig er auch der Zärtlichkeit empfänglich war, nicht ganz unempfindlich gegen ihre Aufmerksamkeit bleiben konnte. Wenn er einmahl aus seinem mürrischen Trübsinn erwachte, so war es Adelinens Werk.

Peter brachte regelmäßig auf eine Woche Lebensmittel von Auboine, und verließ immer die Stadt nach einer entgegengesetzten Richtung als die nach der Abtey führte. Einige Wochen waren ihm ohne alle Störung verstrichen, und La Motte ließ alle Furcht vor Nachsetzung fahren, und fand sich endlich so ziemlich in seine Lage. So wie Gewohnheit und Bestreben die Standhaftigkeit der Frau von La Motte stärkten, schien sich das Gefühl ihres Unglücks zu mildern. Der Wald, der ihr anfangs eine schreckliche Einöde däuchte, hatte seinen furchtbaren Anblick verloren; und das Gebäude, dessen halb verfallene Mauern und finstere Verödung ihre Seele mit Schwermuth und Abscheu erfüllten, wurde jetzt als eine häusliche Zuflucht und sichere

Schutzwehr vor den Stürmen einer höhern Gewalt, von ihr betrachtet.

Sie war eine gescheute und sehr Talentvolle Frau, und Adelinens Ausbildung wurde ihr Lieblingsgeschäft. Dieß junge Mädchen vereinigte, wie wir bereits gesehen haben, die glücklichsten Anlagen mit einer sanften Gemüthsart, welche sie fähig machte, jeden Unterricht mit schnellem Fortrücken, jede Nachsicht mit Liebe zu belohnen. Sie übersah und führte die kleinen Geschäfte des Haushalts mit so bewunderungswürdiger Ordnung, daß Frau von La Motte sich gar nicht darum zu bekümmern brauchte; und in dieser abgeschiedenen Lage wußte sie sich manchen Zeitvertreib zu verschaffen, der das Andenken ihres eigenen Mißgeschicks oftmahls schwächte. La Mottens Bücher waren ihr vornehmster Trost. Oft ging sie mit einem davon in dem Walde spatzieren, wo der Bach, der sich durch ein Gebüsch wand, Kühlung verbreitete, und durch sein Murmeln zur Ruhe einlud. Hier setzte sie sich an sein Ufer, und verbrachte, der Täuschung des Lesens hingegeben, manche Stunden in Vergessenheit des Kummers.

Frau von La Motte hatte oftmahls einiges Verlangen nach den Begebenheiten ihres Lebens geäußert, und zu wissen gewünscht, durch was für Umstände sie in die gefährliche und geheimnißvolle Lage gerathen sey, worin La Motte sie

fand. Adeline sagte ihr dann mit wenig Worten, auf welche Art sie an jenen Ort gebracht wurde, bat aber immer mit Thränen, sie für jetzt mit einer nähern Erzählung ihrer Geschichte zu verschonen. Ihre Lebensgeister waren damahls eines solchen Rückblicks nicht fähig; jetzt aber, da sie durch Ruhe gesänftigt, durch Vertrauen gestärkt waren, theilte sie eines Tages der Frau von La Motte folgende Geschichte mit:

„Ich bin das einzige Kind von Louis St. Pierre, eines Edelmanns aus gutem Hause, aber von geringem Vermögen, der viele Jahre hindurch zu Paris wohnte. Meiner Mutter kann ich mich nur schwach erinnern; ich verlor sie, als ich erst sieben Jahre alt war, und dieß war mein erstes Unglück. Bey ihrem Tode gab mein Vater seinen Haushalt auf, that mich in ein Kloster, und verließ Paris. So wurde ich in so früher Zeit des Lebens Fremden überlassen! Mein Vater kam zu Zeiten nach Paris; er pflegte mich dann zu besuchen, und ich erinnere mich noch wohl, wie schmerzlich ich weinte, wenn er wieder fortging. Zwar schien er bey solchen Gelegenheiten, die mein Herz mit Wehmuth erfüllten, ganz ungerührt, so daß ich oft glaubte, er hätte wenig Liebe für mich; doch war er mein Va-

ter und die einzige Person: von der ich Schutz und Zärtlichkeit erwarten konnte,"

„In diesem Kloster blieb ich bis in mein zwölftes Jahr. Tausendmahl hatte ich meinen Vater gebeten, mich nach Hause zu nehmen, allein anfangs hielten Bewegungsgründe der Klugheit und nachher des Geitzes ihn ab. Ich wurde aus diesem Kloster in ein anderes gebracht, wo ich erfuhr, daß mein Vater den Schleier für mich bestimmt hätte. Ich will nicht versuchen, mein Erstaunen und Schmerz zu schildern. Zu lange schon war ich in den Mauern eines Klosters vergraben gewesen, und meine Abneigung, die Bestimmung ihrer Gemüther zu theilen, war zu groß, um nicht Schrecken bey dem Gedanken zu empfinden, ihre Zahl zu vermehren."

„Die Äbtissinn war eine Frau von strengen Sitten und strenger Frömmigkeit, äußerst pünctlich in der Beobachtung jedes kleinen Wohlstandes, und vergab nie einen Verstoß gegen das Herkommen. Es war ihre Art, wenn sie ihrem Orden neue Bekennerinnen erwerben wollte, mehr zu schrecken und zu drohen, als zu überreden und zu liebkosen. Ihre Künste waren die, welche durch Furcht wirken, nicht die, welche die Vernunft sanft gefangen nehmen. Sie bediente sich unzähliger Kunstgriffe, um mich zu ihrem Zweck zu bringen, und sie trugen alle die Farbe ihres Charakters. Allein ich sah bey dem Leben, wel-

chem

chem sie mich widmen wollte, zu viele Gestalten wirklichen Sreckens, um mich durch die erträumten, welche sie um mich her stellte, fangen zu lassen, und blieb fest entschlossen, den Schleier zu verwerfen. Hier brachte ich einige Jahre in elendem Widerstand hin. Meinen Vater sah ich selten; so oft es geschah, flehte ich ihn, meine Bestimmung zu ändern; allein er wandte mir ein, daß sein Vermögen nicht zureiche, mich in der Welt zu erhalten, und drohte mir endlich Strafe, wenn ich in meinem Ungehorsam beharrte."

„Sie können sich keinen Begriff von dem Elende meines Zustandes machen: zu ewigem Gefängniß bestimmt, oder der Rache eines Vaters hingegeben, dem ich nichts entgegen setzen konnte. Meine Entschlossenheit nahm ab — eine Zeitlang schwankte ich zwischen der Wahl von Übeln; endlich aber stellten die Schrecknisse eines Klosters sich mir in so furchtbarer Gestalt dar, daß meine Fassung erlag. Ausgeschlossen von dem fröhlichen Genuß der Gesellschaft — von dem reizenden Anblick der Natur — beynahe vom Licht des Tages; zum Schweigen, zu strenger Frömlichkeit, Enthaltung und Buße verdammt; gezwungen, den Freuden einer Welt zu entsagen, welche die Einbildungskraft mir in den heitersten, anlockendsten Farben mahlte, nicht weniger zauberisch vielleicht, weil sie bloß idealisch

waren — dieß war der Zustand, zu welchem man mich bestimmte. Auf das neue stärkte sich meine Entschlossenheit: meines Vaters Härte überwältigte mein kindliches Gefühl, und erregte Erbitterung in meinem Herzen. Da er die Zärtlichkeit eines Vaters vergessen, und ohne Gewissensbisse sein Kind der Verzweiflung und dem Elende Preis geben kann, sagte ich zu mir selbst, so sind die Bande kindlicher und väterlicher Pflicht unter uns zerrissen: er selbst hat sie aufgelöst, und ich will noch um Freyheit und Leben kämpfen."

„Da die Äbtissinn mich bey ihren Drohungen unbeweglich fand, nahm sie ihre Zuflucht zu feinern Maßregeln: sie ließ sich herab, zu lächeln, ja sogar zu schmeicheln; allein ihr Lächeln war nicht das holde Kind der Güte: es erregte Ekel, statt Neigung einzuflößen. Sie schilderte den Charakter einer Vestalinn mit den schönsten Farben der Kunst — seine heilige Unschuld, sanfte Würde, erhabene Reinigkeit. Ich seufzte bey ihren Worten. Sie hielt es für ein günstiges Zeichen, und fuhr mit größerer Lebhaftigkeit in ihrem Gemählde fort. Sie beschrieb die stille Heiterkeit eines klösterlichen Lebens; seine Sicherheit vor den verführerischen Reizen rastloser Leidenschaften, und vor den schmerzhaften Abwechslungen der Welt — die geistigen Entzückungen

der Andacht und die süße, gegenseitige Zärtlichkeit der Schwestern."

„Sie vollendete das Gemählde mit solcher Kunst, daß jede andere, als ich, vielleicht dadurch hingerissen seyn würde. Allein mein Gefühl und meine Erfahrung wiedersprachen diesem Gemählde. Zu oft hatte ich die geheime Thräne und den durchbrechenden Seufzer fruchtloser Reue gesehen, die trüben Qualen der Unzufriedenheit, die stumme Angst der Verzweiflung. Mein Schweigen und ganzes Benehmen verrieth die Festigkeit meines Entschlußes, und nur mit Mühe behielt sie ihre Fassung bey."

„Mein Vater gerieth in höchsten Zorn über meine Beharrlichkeit, die er halsstarrigen Eigensinn nannte; allein, was nicht so glaublich scheint, er besänftigte sich bald, und bestimmte einen Tag, wo er mich aus dem Kloster nehmen wollte. Denken Sie sich meine Freude, als ich diese Nachricht erfuhr! Alle meine Dankbarkeit erwachte, ich vergaß seine vorige Härte; vergaß, daß diese Nachsicht weniger das Werk seiner Güte, als meiner Entschlossenheit war. Ich weinte aus Rührung, daß ich nicht jeden seiner Wünsche erfüllen konnte."

„Welche Tage glücklicher Erwartung, die vor meiner Abreise hergingen! Die Welt, von der ich bisher abgesondert war, diese Welt, in welcher meine Fantasie so gern umherschwärmte,

deren Pfade ich mit unverwelklichen Rosen bestreute, wo jede Scene mir in Schönheit entgegen lächelte, und mich zum Entzücken einlud — wo alle Menschen gut, alle Guten glücklich waren — Ach, diese Welt stand vor meinen Blicken. Lassen Sie mich die süsse Erinnerung haschen, ehe sie verschwindet! Sie gleicht den vergänglichen Lichtstrahlen des Herbstes, die einen Augenblick jenen Hügel beleuchten und dann ihn der Dunkelheit hingeben. Ich zählte die Tage und Stunden, die mich noch von diesem Feenlande schieden. Nur im Kloster wohnte nach meiner Meinung Elend. Ich sollte es verlassen; wie beklagte ich die armen Nonnen, die ich darin zurück ließ! Die halbe Welt, die ich so sehr schätzte, hätte ich gegeben, sie mit mir herausnehmen zu dürfen!"

„Endlich erschien der lange ersehnte Tag. Mein Vater kam, und für einen Augenblick verlor sich meine Freude in dem Schmerz, meinen armen Gefährtinnen Lebewohl zu sagen, für die ich noch nie so warme Zärtlichkeit empfunden hatte, als in dieser Stunde. Bald war ich außer den Thoren des Klosters. Ich sah mich rings umher, sah das weite Gewölbe des Himmels nicht länger von klösterlichen Mauern begrenzt, und die grüne Erde in Hügeln und Thal um den runden Kreis des Horizonts verbreitet! Mein Herz klopfte von Entzücken, Thränen stiegen mir in

die Augen, und ich war einige Augenblicke unvermögend zu sprechen. Meine Gedanken stiegen zum Himmel auf, in Gefühlen des Dankes gegen den Geber alles Guten."

„Endlich wandte ich mich zu meinem Vater: Theuerster Vater, sagte ich, wie dankbar bin ich Ihnen für meine Befreyung! wie innig wünschte ich alles zu thun, um Ihnen gefällig zu seyn!"

„So kehre in dein Kloster zurück!" sagte er im rauhen Ton. Ich schauderte; sein Blick und Wesen erstarrten die frohe Stimmung meines Gefühls: sie brachten Misklang in mein Herz, das zuvor nur süßer Harmonie offen stand. Die Wärme der Freude wurde in einem Augenblick erstickt, und jeder Gegenstand um mich mit dem Schatten getäuschter Hoffnung verdunkelt. Nicht, daß ich glaubte, mein Vater würde mich wirklich in das Kloster zurück bringen, sondern weil seine Gefühle der Freude und Dankbarkeit so gar nicht zu entsprechen schienen, die ich einen Augenblick zuvor empfunden und geäußert hatte. — Verzeihen Sie mir, Madame, die Erwähnung dieser an sich unbedeutenden Dinge: die starken Abwechslungen des Gefühls, die sie in meinem Herzen hervorbrachten, machen sie mir wichtiger scheinen da sie Ihnen vielleicht lästig sind."

— „Nein, meine Liebe," sagte Frau von La Motte, „nichts weniger als das; sie sind mir

wichtig, weil sie kleine Züge des Charakters enthüllen, dessen Beobachtung mich freut. Sie verdienen meine ganze Liebe, und von diesem Augenblick an gelobe ich Ihrem Unglück mein zärtlichstes Mitleid und Ihrem guten Herzen meine wärmste Freundschaft."

Diese Worte rührten Adelinen bis in das Innerste; sie küßte die Hand, welche Frau von La Motte ihr reichte und schwieg einige Minuten. Endlich sagte sie: „Möchte ich diese Güte verdienen, und ewig dankbar gegen Gott seyn, der mir in einer solchen Freundinn Trost und Hoffnung schenkt!" —

„Meines Vaters Landgut lag einige Meilen jenseits Paris, und wir kamen auf unserem Wege dahin durch diese Stadt. Welche neue Scene! Wo waren jetzt die frostigen Gesichter, das steife Betragen, das ich im Kloster zu sehen gewohnt war! jedes Gesicht war hier belebt, von Beschäftigung oder Freude; jeder Schritt war leicht, jedes Lächeln Vergnügen. Alle Menschen schienen Freunde zu seyn; sie sahen und lächelten mich an; ich lächelte wieder, und hätte ihnen sagen mögen, wie froh ich war! Welche Lust, sagte ich, von Freunden umgeben zu leben!"

„Welche gedrängte Straßen! Welche prächtige Gebäude! Kaum bemerkte ich, daß die Straßen enge, die Wege gefährlich waren. Welches Leben, welches Gefühl, welche Freunde! Ich

konnte mich nicht glücklich genug preisen, daß ich aus meinem Kloster erlöst war. Aufs neue wollte ich meinem Vater meine Dankbarkeit ausdrücken, allein seine Blicke verbothen es mir und ich schwieg. Ich werde zu weitläuftig; selbst die schwachen Abdrücke, welche das Gedächtniß von vergangner Freude zurückgibt, sind dem Herzen süß. Mit schwermüthigem Genuß hängen wir noch an dem Schatten des Vergnügens, wenn gleich sein Wesen unsrer Erreichung entflohen ist!"

„Nachdem ich unter vielem Seufzen Paris verlassen und es noch angestaunt hatte, bis auch der letzte Kirchthurm in der Ferne schwand, kamen wir auf eine düstre, unbesuchte Straße. Es war Abend, als wir eine wilde Heyde erreichten — ich sah mich nach einer menschlichen Wohnung um, konnte aber keine entdecken, und nicht ein menschliches Wesen war zu sehen. Ich empfand etwas dem ähnliches, als ich im Kloster zu fühlen pflegte: mein Herz war noch nicht so schwer gewesen, seit ich es verlassen hatte. Ich fragte meinen Vater, der noch immer schweigend da saß, ob wir bald an Ort und Stelle wären? Er antwortete bejahend. Die Nacht kam indessen heran, ehe wir den Ort unsrer Bestimmung erreichten. Es war ein einsames Haus auf der Wüste; doch ich brauche es Ihnen nicht zu beschreiben. Als der Wagen still hielt, zeigten sich zwey Männer an der Thüre und halfen uns

heraus. Ihre Gesichter waren so finster, ihre Worte so karg, daß ich mich beynahe wieder im Kloster glaubte. Soviel ist gewiß, daß ich keine so traurigen Gesichter gesehn hatte, seit ich es verließ. „Ist dieß ein Theil der Welt, die ich „mit solchem Entzücken ansah?“ sagte ich zu mir selbst.“

„Das Innere des Hauses war öde und schlecht: ich wunderte mich, daß mein Vater einen solchen Ort zu seiner Wohnung erwählt hatte, auch daß ich kein weibliches Geschöpf sah; allein ich wußte, daß Fragen mir nur Verweise zuziehen würden und schwieg also. Bey Tisch setzten sich die zwey Leute, die ich zuvor gesehn hatte, zu uns: sie sagten wenig, schienen mich aber aufmerksam zu betrachten. Ich wurde verlegen und mißmuthig: mein Vater merkte es und sah sie mit einem finstern Blick an, der mich überzeugte, daß er mehr im Sinn hatte, als ich begrif. Sobald abgegessen war, nahm mich mein Vater bey der Hand und führte mich in mein Zimmer; er setzte das Licht hin, wünschte mir gute Nacht, und überließ mich meinen einsamen Gedanken.“

„Wie verschieden waren sie jetzt von demjenigen, die mich wenig Stunden zuvor beschäftigten! Damahls hüpften Erwartung, Hoffnung und Freude um mich her. Jetzt ertödtete Schwermuth und getäuschte Erwartung die Wärme mei-

nes Herzens und trübte meine Aussicht in die Zukunft. Das Ansehn aller Dinge um mich her trug bey: mich niederzuschlagen. Auf der Erde war ein kleines Bette zurecht gemacht, ohne Überzüge und Umhänge: zwey alte Stühle und ein Tisch machten die ganze Möblirung aus. Ich ging ans Fenster, um in die Gegend zu sehn; es war mit Eisen vergittert. Dieser Umstand erschreckte mich, und wenn ich ihn mit der Entlegenheit und dem seltsamen Ansehn des Hauses, mit den Gesichtern und Betragen der Leute, die mit uns gegessen hatten, zusammen hielt, so verlor ich mich in einem Labyrinth von Vermuthungen."

„Endlich legte ich mich nieder um zu schlafen: allein die Angst meiner Seele verscheuchte die Ruhe von mir: finstre, unangenehme Bilder schwirrten vor meiner Fantasie, und ich fiel in eine Art von wachenden Traum: mich däuchte, ich wäre mit meinem Vater in einem einsamen Walde; seine Miene war finster, seine Gebährden drohend; er warf mir vor, das Kloster verlassen zu haben, und zog, während er sprach, einen Spiegel aus der Tasche, den er mir vors Gesicht hielt: ich sah hinein und erblickte — noch gefriert mein Blut bey der Wiederhohlung — erblickte mich verwundet und heftig blutend. Dann glaubte ich mich wieder in dem Hause, und hörte plötzlich die Worte, und zwar so deutlich,

daß ich lange nach dem Erwachen sie kaum für Einbildung halten konnte: Eile aus diesem Hause, Verderben schwebt über dir!"

„Ein Fußtritt auf der Treppe erweckte mich: es war mein Vater, der in sein Schlafzimmer ging: die späte Stunde fiel mir auf; es war Mitternacht vorbey."

„Den folgenden Morgen versammlete sich die Gesellschaft vom vorigen Abend beym Frühstück; und alle waren eben so schweigend und finster als zuvor. Ein kleiner Bedienter meines Vaters deckte den Tisch, allein die Köchinn und das Hausmädchen, wer sie auch seyn mochten, waren unsichtbar."

„Den andern Tag befremdete es mich, meine Thüre verschlossen zu finden, als ich aus dem Zimmer gehen wollte: ich wartete lange, ehe ich zu rufen wagte, — als ich es that, erhielt ich keine Antwort. Ich ging ans Fenster und rief lauter, aber meine eigne Stimme war der einzige Ton, den ich vernahm. Beynahe eine Stunde brachte ich in unbeschreiblicher Angst hin: endlich hörte ich jemand auf der Treppe und erneuerte mein Rufen; ich erhielt zur Antwort: mein Vater wäre diesen Morgen nach Paris gereist, von wo er in wenig Tagen zurückkommen würde; indessen hätte er befohlen, mich in meinem Zimmer eingesperrt zu halten. Als ich meine Angst und Befremdung hierüber ausdrückte, versicherte man

mich, ich brauchte nichts zu fürchten, und sollte so gut hier leben, als wenn ich in Freyheit wäre."

„Diese letzten Worte enthielten eine wunderbare Art von Trost: ich antwortete wenig, und unterwarf mich der Nothwendigkeit. Noch einmahl sah ich mich traurigen Betrachtungen hingegeben! welch einen Tag brachte ich zu! einsam, von Schmerz und Angst zerrissen. Ich bemühte mich, die Ursache dieser harten Behandlung zu errathen, und glaubte endlich, sie sollte Strafe meines Ungehorsams im Kloster seyn. Aber warum gab mein Vater mich in die Gewalt von Fremden? von Menschen, deren Gesichter den Stämpel der Nichtswürdigkeit in so starken Zügen trugen, daß selbst mein unerfahrnes Gemüth mit Abscheu erfüllt wurde? Ich gerieth immer tiefer in Zweifel und Unruhe, doch war es mir unmöglich, meine Gedanken von diesem Gegenstande abzuziehn, und der Tag verstrich zwischen Klagen und Vermuthungen. Endlich kam die Nacht, und welch eine Nacht! Die Dunkelheit brachte neues Schrecken mit sich: ich sah mich in der Kammer um, ob ich nichts finden könnte, die Thüre von innen zu befestigen, aber ich sah nichts: endlich fiel ich darauf die Lehne eines Stuhls gegen das Schloß zu stemmen."

„Kaum hatte ich dieß gethan, und mich in meinem Zeuge aufs Bett geworfen, nicht um zu

schlafen, sondern zu wachen, so hörte ich ein Klopfen an der Hausthüre, die so geschwind auf- und wieder zugemacht wurde, daß der Anklopfende nur einen Brief oder eine Nachricht gebracht haben konnte. Kurz darauf hörte ich in einem Zimmer an der Erde Stimmen, die oft ganz leise sprachen, oft alle mit eins anhuben, als wären sie im Streit. Etwas mehr zu entschuldigendes als Neugierde, machte, daß ich mich bemühte sie zu verstehen, allein umsonst: dann und wann haschte ich ein Wort auf, und einmahl hörte ich meinen Nahmen nennen, weiter aber nichts."

„So verstrichen die Stunden bis Mitternacht, wo alles still wurde. Ich hatte eine Weile zwischen Furcht und Hoffnung gelegen, als ich das Schloß an meiner Thüre leise umdrehen hörte: einen Augenblick war es still, dann kehrte das Geräusch wieder, und ich hörte ein Flüstern von aussen: meine Lebensgeister erstarben, ich hatte kaum noch Bewußtseyn. Gleich nachher geschah ein heftiger Stoß an die Thüre, als wollte man sie sprengen. Ich schrie laut auf und hörte sogleich die Stimmen der Leute, die ich an meines Vaters Tisch gesehn hatte: sie riefen laut, daß ich die Thüre öffnen sollte, und als ich keine Antwort gab, stießen sie schreckliche Drohungen aus. Ich behielt noch eben Kräfte genug, um ans Fenster zu gehn, in ver-

zweifelter Hoffnung, von da zu entwischen: allein meine schwachen Versuche konnten nicht einmahl die Stäbe erschüttern. O nie kann ich mich dieser Augenblicke des Entsetzens erinnern, und dankbar genug seyn, daß ich jetzt in Ruhe und Sicherheit bin!"

„Sie blieben eine Weile vor der Thüre, verließen sie dann und gingen die Treppe hinunter. Wie lebte bey jedem Schritt, dem sie fortgingen, mein Herz auf! Ich fiel auf meine Knie, dankte Gott; daß er mich dießmahl erhalten hatte, und flehte seinen fernern Schutz an. Ich wollte eben von diesem kurzen Gebeth aufstehn, als ich plötzlich ein Lärmen in einem andern Theil des Zimmers hörte; ich sah mich um und erblickte die Thüre eines kleinen Kabinets offen, und zwey Leute kamen herein."

„Sie ergriffen mich, und ich sank leblos in ihre Arme, wie lange ich in diesem Zustande blieb, weiß ich nicht; als ich wieder erwachte, sah ich mich allein und hörte verschiedne Stimmen von unten. Ich hatte Gegenwart des Geistes genug nach der Thüre des Kabinets zu laufen, meine einzige Aussicht auf Entwischung, allein sie war verschlossen! Ich besann mich nun, daß es möglich wäre, daß die Kerls das Schloß an der Kammerthüre zuzuschließen vergessen hätten, welches der Stuhl befestigte; allein auch hier wurde ich betrogen. Ich rang voll Ver=

zweiflung die Hände, und stand eine Zeitlang unbeweglich da."

„Ein heftiger Lärm von unten schreckte mich auf, und bald nachher hörte ich Leute die Treppe herauf kommen. Nun glaubte ich mich verloren — die Schritte kamen näher, die Thüre des Kabinets wurde wieder geöffnet. Ich stand ruhig, und sah wieder die nähmlichen Kerls herein kommen; ich vermochte weder zu sprechen, noch zu widerstehen, die Kräfte meiner Seele versanken in Fühllosigkeit, gleich wie ein heftiger Schlag auf den Körper, eine Zeitlang das Gefühl des Schmerzes vernichtet. Sie führten mich die Treppe hinunter; die Thüre eines untern Zimmers wurde aufgerissen und ich sah einen Fremden. Nunmehr kehrten meine Sinnen wieder; ich schrie und sträubte mich, wurde aber fortgeschleppt. Es ist unnöthig zu sagen, daß dieser Fremde der Herr von La Motte war; oder hinzuzufügen, daß ich ihn ewig als meinen Befreyer segnen werde."

Adeline hörte auf zu reden. Frau von La Motte schwieg. Einige Umstände in Adelinens Erzählung erregten ihre ganze Neugierde. Sie fragte Adelinen, ob sie glaubte, daß ihr Vater an dieser seltsamen Begebenheit Antheil gehabt hätte? Ungeachtet es unmöglich war, zu zweifeln, daß er mit dabey im Spiel, oder vielmehr die Hauptperson gewesen war, glaubte doch Adeline, oder sagte wenigstens, sie spräche ihn von

allen Anschlägen auf ihr Leben völlig frey. Allein aus was für Gründen konnte man denn eine den Anschein nach so unnütze Grausamkeit ausüben? fragte Frau von La Motte. — Hier war die Antwort am Ende, und Adeline gestand, sie hätte darüber nachgedacht, bis sie vor allem weitern Forschen zurück geschaudert sey.

Frau von La Motte bezeugte ihr nun alle Theilnahme, die ein so außerordentliches Schicksal verdiente, und diese Äußerungen befestigten das Band gegenseitiger Freundschaft. Adeline fühlte sich durch ihre Eröffnung gegen sie erleichtert, und ihre Freundinn erkannte den Werth ihres Vertrauens durch Vermehrung ihrer Zärtlichkeit.

Viertes Kapitel.

La Motte hatte nun über einen Monath in dieser Abgeschiedenheit zugebracht, und seine Frau genoß die Freude, ihn einige Ruhe, ja sogar Heiterkeit wieder gewinnen zu sehn. Adeline nahm an dieser Freude warmen Antheil, und mit Recht hätte sie sich schmeicheln können, wesentlich dazu beygetragen zu haben: ihr Frohsinn und seine

Aufmerksamkeit hatte bewirkt, was Frau von La Mottens größere Ängstlichkeit verfehlte. La Motte schien ihren liebenswürdigen Charakter nicht zu verkennen, und dankte ihr oft wärmer, als es ihm sonst gewöhnlich war. Sie, ihrer Seits, betrachtete ihn als ihren einzigen Beschützer, und empfand die Liebe einer Tochter für ihn.

Die Zeit, welche sie in dieser friedlichen Einsamkeit zugebracht, hatte die Erinnerung an vergangne Unfälle gemildert, und ihrer Seele den natürlichen Ton wieder gegeben. Wenn einmahl ihr Gedächtniß ihre vormahligen romanhaften Erwartungen von Glückseligkeit ihr zurückrief, so beklagte sie minder ihre Vereitlung, als sie sich ihrer gegenwärtigen Ruhe und Sicherheit freute.

Allein die Zufriedenheit, welche La Mottens heitere Stimmung unter ihnen verbreitete, war nur von kurzer Dauer: er wurde plötzlich mürrisch und zurückhaltend. Die Gesellschaft der Seinigen war ihm nicht länger angenehm, und er brachte ganze Stunden in den entlegensten Gegenden des Waldes zu, der Schwermuth und geheimen Kummer hingegeben. Er ließ nicht mehr, wie sonst, seinen Unmuth ohne Zwang in andrer Gegenwart aus, sondern suchte jetzt sichtlich ihn zu verheelen, und erzwang eine Munterkeit, die zu gekünstelt war, um Glauben zu finden.

Sein Bedienter, Peter, folgte ihm entwe-

der

der aus Neugier, oder aus gutmüthigem Antheil, oftmahls ungesehn in den Wald. Er bemerkte, daß er sich häufig nach einer gewissen entlegnen Gegend begab, wo er immer verschwand, ohne daß Peter, der ihm nur in der Ferne folgen durfte, sah, wo er blieb. Alle seine Bemühungen, durch Verwundrung und vereitelte Erwartung verdoppelt, blieben fruchtlos, und er mußte die Pein unbefriedigter Neugier ertragen.

Die Verändrung im Betragen ihres Mannes war zu auffallend, um von Frau von La Motte unbemerkt zu bleiben, die durch alle kleinen Kunstgriffe, welche Zärtlichkeit oder weibliche Erfindungskraft ihr eingaben, sein Vertrauen zu gewinnen suchte. Er schien unempfindlich gegen die erstere, und wich der andern aus. Da sie alle Bemühungen vergebens fand, den Trübsinn, der ihn drückte, zu zerstreuen, oder seine geheime Ursache zu erforschen, ließ sie endlich ab und suchte diesen geheimnißvollen Kummer zu ertragen.

Woche nach Woche verstrich und die nähmliche unbekannte Ursache versiegelte La Mottens Lippen und nagte an seinem Herzen. Man hatte den Ort, welchen er im Walde besuchte, nicht aufspüren können. Peter hatte oftmahls die Gegend, wo sein Herr zu verschwinden pflegte, rings um durchsucht, ohne aber eine Höhle oder heimlichen Ort, der ihn verberg n könnte, zu entdecken. Das Erstaunen des Bedienten stieg endlich

zu einer unerträglichen Höhe und er theilte seiner Gebietherinn die Sache mit.

Sie verbarg den Eindruck, den es auf sie machte, vor Petern, und verwies ihm die Mittel, deren er sich zur Befriedigung seiner Neugier bedient hatte; bey sich selbst aber überlegte sie diesen Umstand, und wenn sie ihn mit der sichtlichen Veränderung, die seit kurzen in ihrem Manne vorgegangen war, verglich, so wurde ihre Unruhe erneuert, und sie verwickelte sich immer tiefer in Muthmaßungen. Nach vielem Hin- und Herdenken konnte sie keine andere Ursache ausfinden, als den Eindruck einer unerlaubten Leidenschaft, und ihr Herz, das jetzt über ihre Vernunft den Meister spielte, bestärkte sie in diesem Verdacht, und ließ sie alle Qual der Eifersucht empfinden.

In Vergleich mit diesem hatte sie bisher noch keine Leiden gekannt: sie hatte ihre liebsten Freunde und Verwandten verlassen; alle Befriedigungen des feinern Lebens, ja beynahe seine nothwendigen Bedürfnisse hingegeben — sie war mit ihrer Familie in eine Verweisung geflohn, in die traurigste und trostloseste; hatte vereint die Übel der Wirklichkeit und der Vorstellung erfahren — alles dieß hatte sie geduldig ertragen, unterstützt durch die Liebe desjenigen, für den sie litt. Wiewohl diese Zärtlichkeit seit einiger Zeit abgenommen zu haben schien, hatte sie ihre Verminderung

mit Standhaftigkeit ertragen, allein die Liebe, deren Verlust sie beweinte, auf eine andere übertragen zu sehen, war ihr zu viel, und sie erlag diesem letzten Streiche des Unglücks.

Die Wirkung einer starken Leidenschaft verwirrt die Kräfte der Vernunft und gibt ihnen eine einseitige Richtung. Ihr ungetrübtes Urtheil, von keinem Einfluß des Herzens irre geleitet, würde sie wahrscheinlich einige Umstände haben sehen lassen, die mit ihrem Verdacht nicht übereinstimmten, ja ihm widersprachen. Diese Dinge sah sie nicht und entschied ohne langes Besinnen, daß Adeline der Gegenstand seiner Liebe sey. Ihre Schönheit nicht zu rechnen, wer anders als sie konnte in einem von der Welt so abgeschiedenen Orte es seyn?

Dieselbe Ursache zerstörte fast in demselben Augenblicke den einzigen Trost, den sie bisher noch hatte, und wenn sie trauerte, in La Mottens Zärtlichkeit kein Glück mehr finden zu können, trauerte sie auch, daß sie in Adelinens Freundschaft keine Zuflucht mehr fand. Sie schätzte sie zu sehr, um in ihre Redlichkeit anfangs Zweifel zu setzen, allein trotz ihrer Vernunft konnte ihr Herz doch nicht mehr mit der gewohnten Wärme sich gegen sie ergießen. Sie vermied ihre Vertraulichkeit, und so wie das geheime Brüten der Eifersucht ihren Verdacht nährte, verminderte sich, selbst im äußern Betragen, ihre Freundlichkeit.

Adeline bemerkte die Veränderung und schrieb sie anfangs dem Zufall, und nachher einer vorübergehenden Unzufriedenheit mit irgend einem Versehen, daß sie unwissend begangen haben könnte, zu: sie verdoppelte dem zufolge ihre Sorgsamkeit; da sie aber, zu ihrem großen Leidwesen, wahrnahm, daß ihre Bemühung sich gefällig zu machen, ihre gewöhnliche Wirkung verfehlte, und daß Madams Zurückhaltung mehr dadurch vermehrt, als vermindert wurde, gerieth sie in ernstliche Unruhe und nahm sich vor, eine Aufklärung zu suchen: allein dieses suchte Frau von La Motte eben so angelegentlich zu verhindern, und es gelang ihr eine Zeitlang. Doch lag Adelinen die Sache zu sehr am Herzen, um sich so leicht abschrecken zu lassen, und sie drang so inständig in ihre Freundinn, daß diese anfangs in einige Verlegenheit gerieth, endlich aber eine leere Entschuldigung vorschützte, und über die Sache lachte.

Sie sah nun, wie nothwendig es sey, allen Schein von Kälte gegen Adelinen zu unterdrücken, und wiewohl ihre Kunst die Vorurtheile der Leidenschaft nicht überwinden konnte, lehrte sie ihr doch mit leidlichem Erfolg die Miene der Freundlichkeit annehmen. Adeline wurde hintergangen und war wieder ruhig. Vertrauen in die Güte und Aufrichtigkeit anderer war ihre Schwäche. Allein die Stacheln der Eifersucht sassen zu

tief im Herzen der Frau von La Motte, und sie nahm sich vor, auf irgend eine Art Vergewisserung ihres Argwohns zu suchen.

Sie ließ sich zu einer Niederträchtigkeit herab, welche sie zuvor verachtet hatte, und trug Petern auf, seines Herrn Schritte zu beobachten, um wo möglich den Ort, den er besuchte, zu entdecken. Ja so sehr gewann, durch Zeit und Nachhängen, Leidenschaft den Sieg über ihre Vernunft, daß sie zuweilen Adelinens Redlichkeit zu bezweifeln wagte, und endlich so weit ging zu glauben, La Motte könnte unter seinen Spaziergängen eine Bestellung mit ihr verbergen. Sie gerieth auf diese Vermuthung, weil auch Adeline oft lange im Walde spatzieren ging, und oft mehrere Stunden von der Abtey abwesend war. Dieser Umstand, den Frau von La Motte anfangs ihrer Liebe zur schönen Natur zuschrieb, wirkte jetzt mächtig auf ihre Einbildungskraft, und sie sah es als einen bloßen Vorwand an, den geheimen Umgang ihres Mannes zu suchen.

Peter säumte nicht den Befehlen seiner Gebietherinn zu gehorchen, die von seiner eigenen Neugier auf das wärmste unterstützt wurden. All sein Bemühen war fruchtlos: er getraute sich nie, seinem Herrn nahe genug zu folgen, um den letzten Ort seines Verbergens zu erforschen. Madams Ungeduld wurde durch Warten erhöht, ihre Leidenschaft durch Schwierigkeit befeuert, und sie

beschloß, von ihrem Manne selbst Erläuterung seines Betragens zu fordern.

Nach einigem Überlegen, auf welche Art sie es am besten angreiffen sollte, ging sie zu ihm; als sie aber in das Zimmer trat, wo er in tiefem Nachsinnen saß, vergaß sie ihre künstliche Anrede, fiel ihm zu Füßen und verlor sich einige Augenblicke in Thränen. Befremdet durch ihre Stellung und Betrübniß fragte er nach der Ursache, und erhielt zur Antwort, daß sie in seinem eigenen Betragen läge. „In meinem Betragen? — Wie so?“ sagte er.

„Ihre Zurückhaltung, Ihr geheimer Kummer und öftere Abwesenheit von der Abtey.“

„Ist es denn so sehr zu verwundern, daß ein Mann, der beynahe alles verlor, zu Zeiten sein Unglück beklagt? oder so strafwürdig, wenn er seinen Schmerz verbirgt, daß diejenigen, denen er den peinlichen Antheil daran ersparen will, ihm Vorwürfe machen müssen?“

Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer und verließ seine Frau in Erstaunen verloren, doch etwas erleichtert vom Druck ihres vorherigen Argwohns, wiewohl sie noch immer Adelinen mit forschendem Auge verfolgte und oft, wenn die Maske der Freundlichkeit abfiel, Spuren von Mißtrauen entdeckte. Adeline, ohne selbst deutlich zu wissen warum, fühlte sich weniger froh und zufrieden in ihrer Nähe als sonst; ihre

Heiterkeit verschwand, und sie beweinte oft, wenn sie allein war, ihren hülflosen Zustand. Vormahls verschwand die Erinnerung ihres vergangenen Leidens in Frau von La Mottens Freundschaft; jetzt aber, wiewohl ihr Betragen zu fein war, um auffallende Unarten zuzulassen, hatte sie ein gewisses Wesen, welches Adelinens Hoffnung niederschlug, wenn sie gleich nicht im Stande war, es zu erklären. — Ein Umstand, der sich bald ereignete, hob eine Weile der Frau von La Motte Eifersucht auf und riß ihren Mann aus seiner finstern Betäubung.

Peter kam eines Tages von seiner Wanderschaft nach Auboine mit einer Nachricht zurück, die neue Furcht und Besorgniß in La Motten erregte.

„O gnädiger Herr, ich habe etwas gehört, das mich in Bestürzung gesetzt hat, so wie es auch Sie erschrecken wird, wenn Sie es erst erfahren. Als ich vor des Schmidts Thüre stand, indeß der Schmidt meinem Pferde ein Hufeisen anlegte (im Vorbeygehen zu sagen, es verlor es auf eine seltsame Art, wie ich Ihnen erzählen will) —"

„O ich bitte dich, laß daß gut seyn, und komm nur zur Sache."

„Nun also, gnädiger Herr, als ich vor des Grobschmidts Hause stehe, kommt ein Mann mit einer Pfeife im Munde, und einer großen Ta-

baksblase in der Hand, setzt sich auf die Bank, legt die Pfeife aus dem Munde und sagt zu dem Schmidt: Nachbar, kennt ihr einen gewissen La Motte hier in der Gegend. — Bey meiner Treue, Ihro Gnaden, mich überfiel ein kalter Schweis — wie? wird Ihnen nicht wohl? soll ich Ihnen etwas hohlen?"

„Nein, nein, fasse dich nur kurz."

„La Motte? La Motte?" sagte der Schmidt. „Es ist mir als hätte ich den Nahmen gehört." — „So," sagte ich, „so habt Ihr viel gehört, denn meines Wissens, ist hier niemand in der Nähe, der diesen Nahmen führt."

„Verwünscht, warum mußtest du das sagen?"

„Weil ich sie nicht wissen zu lassen brauchte, daß Ihro Gnaden sich hier aufhielten, und hätte ich es nicht sehr klug angefangen, so würden sie mich doch ertappt haben. „Meines Wissens ist hier niemand des Nahmens in der Nähe," sagte ich — „Ey seht doch," antwortete der Schmidt, „Ihr wißt wohl besser Bescheid hier als ich?" „Ja," sagte der Mann mit der Pfeife, „so scheint es. Wie seyd Ihr denn in der Gegend so bekannt geworden? Ich lebe auf künftigen Michaelis sechs und zwanzig Jahre hier, und Ihr wißt mehr als ich?"

„Mit diesen Worten nahm er die Pfeife wieder in den Mund und blies mir den vollen Dampf

ins Gesicht. So wahr ich lebe, Ihro Gnaden, ich zitterte am ganzen Leibe. „Ja, was das betrifft,“ sagte ich, „so weiß ich nicht mehr als andere Leute auch, allein ich hörte noch niemahls einen solchen Nahmen nennen.“ — „Sagt mir doch,“ fing der Grobschmidt an, und glotzte mir starr ins Gesicht, „seyd Ihr nicht der nähmliche, der sich vor einiger Zeit so genau nach der St. Clairs Abtey erkundigte? —“ „Nun,“ sagte ich, und wenn auch, was folgt den daraus?“ — „Je nun, es heißt, daß sich jetzt jemand in der Abtey aufhält,“ sagte der Mann zu dem andern, und das könnte ja wohl dieser nähmliche La Motte seyn. — „Ja, ja, ich setze mein Leben darauf,“ antwortete dieser, „daß eben dieser La Motte sich jetzt in der Abtey aufhält.“ — „Da irrt Ihr euch gewaltig,“ fing ich an, „denn er hält sich jetzt nicht mehr da auf.“

„Verfluchter Esel!“ — rief La Motte — „warum hieltst du nicht dein Maul? aber geschwind, was wurde daraus?“

„Mein Herr hält sich jetzt nicht mehr da auf,“ sagte ich. — „So so,“ sagte der Mann mit der Pfeife: „es ist also euer Herr? Ey so sagt mir doch, seit wenn ist er fort, und wo ist er denn jetzt?“ — „Halt,“ sagte ich, „nicht so geschwind: ich weiß wenn ich reden, und wenn ich das Maul halten muß — Aber wer hat denn nach ihm gefragt.“

„Wie, er erwartet also, daß jemand nach ihm fragt?" sagte der Mann. „Das eben nicht," sagte ich, „aber wenn auch, was folgte daraus?" — Er sah hierauf den Schmidt an, und sie gingen beyde mit einander in das Haus und ließen mein Pferd unbeschlagen stehen. Ich nicht faul, und jagte davon, so geschwind ich konnte; allein in der Angst, Ihro Gnaden, vergaß ich den Umweg zu nehmen, und kam gerades Wegs hierher."

La Motte in äußerster Bestürzung über Peters Nachricht, antwortete weiter nichts, als daß er seine Dummheit verwünschte, und ging sogleich, um Madame aufzusuchen, die mit Adelinen am Flusse spazieren ging. Er war in zu großer Unruhe, um lange Einleitung zu machen. „Wir sind entdeckt," rief er, „die Gerichtsdiener haben zu Auboine nach mir gefragt, und Peter hat mich in das Verderben geplaudert!" Er erzählte ihr darauf alles, und bat sie, sich anzuschicken, die Abtey zu verlassen.

„Aber wohin können wir fliehen," sagte Frau von La Motte, die sich kaum aufrecht halten konnte.

„Wohin es auch sey, hier zu bleiben ist gewisses Verderben. Ich denke, wir müssen in der Schweitz Zuflucht suchen. Wenn ich in einer Gegend von Frankreich hätte verborgen bleiben können, so wäre es gewiß hier gewesen."

„Gott, wie werden wir verfolgt!" erwiederte Madam. „Kaum haben wir diesen Aufenthalt menschlich gemacht, so müssen wir ihn schon wieder verlassen, ohne zu wissen, wohin wir gehen!"

„Ich wünsche nur, wir mögen es nicht wissen!" antwortete La Motte, „das ist das geringste Übel, welches uns droht. Laßt uns nur dem Gefängniß entwischen, so ist es mir eines, wohin wir gehen. Aber gehen Sie nur geschwind nach der Abtey zurück und packen Sie ein, was sich fortbringen läßt."

Ein Strom von Thränen kam der armen Frau zu Hülfe, und schweigend und zitternd hing sie sich an Adelinens Arm. Adeline, wiewohl sie keinen Trost zu ertheilen hatte, suchte sich zu fassen, und ruhig zu scheinen.

„Kommen Sie," sagte La Motte, „wir verderben nur Zeit; lassen Sie uns nachher klagen; jetzt wollen wir uns zur Flucht anschicken. Biethen Sie doch ein wenig von der Stärke auf, die zu unserer Rettung so nöthig ist. Adeline weint nicht, und doch ist sie eben so übel daran als Sie: denn ich weiß nicht, wie lange ich sie werde beschützen können."

Ungeachtet ihres Schreckens traf dieser Vorwurf den Stolz der Frau von La Motte. Sie trocknete ihre Thränen, und sah Adelinen mißfällig an. So wie sie schweigend nach der Abtey

gingen, fragte Adeline Herrn La Motte, ob er auch gewiß wüßte, daß es Gerichtsdiener gewesen wären, die nach ihm gefragt hätten? „Ich darf nicht daran zweifeln," erwiederte er, „wer sonst könnte nach mir fragen? Zudem setzt das Betragen des Mannes, der meinen Nahmen nennte, die Sache außer Zweifel."

„Vielleicht doch wohl nicht," sagte Madame, lassen Sie uns bis morgen warten, ehe wir fortgehen; wer weiß ob wir es dann nicht unnöthig finden."

„Ohne Zweifel, die Gerichtsdiener werden bis dahin uns eben das gesagt haben."

Er ging, um Petern Befehl zu geben. „In einer Stunde fort?" sagte Peter, „Gott sey bey uns, Ihro Gnaden! Bedenken Sie doch nur das Kutschenrad, es würde wenigstens einen Tag erfordern, es auszubessern, denn Sie wissen, daß es das erste in meinem Leben ist."

An diesen Umstand hatte La Motte gar nicht gedacht. Anfangs, als sie sich auf der Abtey niederließen, war Peter mit dem Ausbessern der Zimmer zu beschäftigt gewesen, um an den Wagen zu denken, und nachher hatte er in der Meinung, daß es so geschwind nicht nöthig seyn würde, es anstehen lassen. Alle Geduld verließ jetzt La Motten, und unter vielen Flüchen über Peters Nachläßigkeit befahl er ihm, sogleich an die Arbeit zu gehen; allein als man nach den Werk-

zeugen suchte, waren sie nirgends zu finden, und Peter besann sich — obschon er klug genug war diesen Umstand bey sich zu behalten, daß er die Nägel zum Ausbessern der Abtey verbraucht hatte.

Es war folglich unmöglich, diese Nacht den Wald zu verlassen, und es blieb nichts übrig, als einen Ort auszufinden, wo man sich am besten verbergen könnte, falls die Gerichtsdiener noch vor Morgen die Ruinen besuchten, ein Umstand, den des unbedachtsamen Peters Rückkehr auf dem geraden Wege von Auboine, nicht unwahrscheinlich machte.

Zwar kam ihm zuerst der Gedanke, daß, wenn auch seine Familie nicht fort könnte, ihn nichts abhielte, ein Pferd zu nehmen und vor Nachts aus dem Walde zu entwischen: allein er mußte demungeachtet in den Städten, durch die er kam, entdeckt zu werden fürchten, und bey alle dem konnte er doch die Vorstellung nicht gut ertragen, die Seinigen unbeschützt zurückzulassen, ohne zu wissen, wann er wieder zu ihnen zurückkehren, oder sie anweisen konnte, ihm zu folgen. La Motte war kein Mann von fester Entschlossenheit, und vielleicht war es ihm minder unangenehm, in Gesellschaft, als allein zu leiden.

Nach vielem Besinnen erinnerte er sich der Fallthüre des Kabinets, das an die obern Zimmer stieß: sie war dem Auge unsichtbar, und wohin sie auch führte, mußte sie doch gewiß we=

nigstens ihn, vor Entdeckung sichern. Nachdem er die Sache reifer erwogen hatte, beschloß er, den Abgrund, wohin die Treppen führten, zu untersuchen, und hielt es für möglich, daß auf eine kurze Zeit seine ganze Familie dort verborgen werden könnte. Es verstrich wenig Zeit zwischen dem Fassen des Plans und der Ausführung: die Dunkelheit brach an, und er glaubte in jedem Rauschen des Windes die Stimmen seiner Feinde zu hören.

Er ließ sich ein Licht geben und begab sich allein in das Zimmer. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er die Fallthüre im Kabinet finden konnte, so genau paßte sie in die Fugen. Endlich fand er sie und hob sie auf. Die feuchten Dünste der lange eingesperrten Luft drangen aus der Öffnung hervor, und er blieb einige Augenblicke stehen, um sie herauszulassen, ehe er hinunter stieg. So wie er da stand, und in den Abgrund schaute, erinnerte er sich an die Geschichte, welche Peter von der Abtey erzählt hatte, und sie erregte in ihm eine gewisse Beklemmung, machte aber bald richtigern Rücksichten auf seine dringende Lage Raum.

Die Treppen waren steil, und schwankten an manchen Stellen unter seinen Füßen. Nachdem er eine Weile herunter gestiegen war, berührten seine Füße die Erde, und er fand sich in einem engen Gange; so wie er sich aber umdrehte, ihn

zu verfolgen, kräuselten sich die feuchten Dünste um ihn und löschten das Licht aus. Er rief laut nach Peter, aber niemand konnte ihn hören, und mit vieler Mühe fand er die Treppe wieder, ging mit behutsamen Schritten hinauf, und verließ den Thurm.

Die Sicherheit, welche der eben verlaßne Ort zu versprechen schien, war zu wichtig, um so leicht aufgegeben zu werden, und er beschloß, unverzüglich noch einen Versuch zu machen. Er befestigte das Licht in einer Laterne, und stieg zum zweytenmahl den Weg hinab. Die Dünste hatten durch das Öfnen der Thüre sich vermindert, die eingelaßne frische Luft war in Umlauf gekommen und La Motte stieg ungehindert hinunter.

Der Gang war sehr lang und führte ihn zu einer befestigten Thüre. Er stellte die Laterne in einige Entfernung, damit der Zug sie nicht auslöschte, und setzte alle seine Kräfte an die Thüre: sie schüttelte unter seinen Händen, wich aber nicht. Bey näherer Untersuchung fand er, daß das Holz um das Schloß vermodert war, und dieß munterte ihn auf, es weiter zu versuchen. Nach einiger Zeit wich sie seiner Gewalt, und er befand sich in einem viereckigten steinernen Zimmer.

Er stand eine Weile still, um es zu übersehen. Die Mauern, die von Feuchtigkeit träuften, waren ganz kahl und hatten nicht einmahl

ein Fenster. Nur ein schmales eisernes Gitter ließ die Luft ein. Am andern Ende, nahe bey einer Vertiefung, war noch eine Thüre. La Motte ging darauf zu und sah im Vorübergehen in die Gruft. Auf dem Boden stand ein großer Kasten — er hob den Dekel auf und sah die Überreste eines menschlichen Gerippes. Entsetzen bemeisterte sich seiner, er wich unwillkührlich zurück. Bald verschwanden diese ersten Regungen; die dringende Neugier, welche Gegenstände des Schreckens so oft in uns erregen, trieb ihn an, diesen traurigen Anblick zum zweytenmahle zu untersuchen.

La Motte stand bewegungslos da: dieser Gegenstand schien das Gerücht von einem hier ermordeten Menschen zu bestätigen. Endlich machte er den Kasten zu und ging zu der zweyten Thüre, die ebenfalls verschlossen war, in der aber der Schlüssel steckte. Er drehte ihn mühsam um und fand die Thüre noch mit zwey starken Riegeln verwahrt. Nachdem er sie zurückgeschoben hatte, sah er eine Reihe Stuffen, die er hinabstieg: sie endigten in einer Reihe tiefer Gewölbe, oder vielmehr Zellen, die, nach ihrem Bau und Zustande zu urtheilen, zu den ältesten Theilen der Abtey zu gehören schienen. La Motte hielt sie bey seiner damahligen Gemüthstimmung für Grabmähler der Mönche, die vormahls das obere Gebäude bewohnten; allein sie waren mehr zu

Orten

Orten der Buße für Lebendige, als zur Ruhe für die Todten eingerichtet.

Am Ende der Zellen wurde der Weg wieder durch eine Thüre geschlossen. La Motte war unschlüssig, ob er noch weiter gehen sollte. Der Ort, wo er war, schien die gesuchte Sicherheit zu geben. Er konnte hier die Nacht, ohne Furcht entdeckt zu werden, zubringen, und es war zu vermuthen, daß die Gerichtsdiener, wenn sie in der Nacht kämen und die Abtey leer fänden, sie vor Tages Anbruch, oder ehe er genöthigt war, aus seinem geheimen Orte hervorzugehen, wieder verlassen würden. Diese Betrachtungen gaben ihm wieder Muth; seine einzige Sorge war nur, seine Familie so bald möglich hieher zu bringen, ehe die Gerichtsdiener sie unvermuthet überfielen, und er warf sich selbst vor, daß er die Zeit mit Dastehen versäumte.

Allein ein unwiderstehliches Verlangen zu wissen, wohin die Thüre führte, hielt seine Schritte auf, und er drehte sich um, in der Absicht, sie zu öffnen: sie war befestigt, und indem er sie aufzusprengen versuchte, glaubte er plötzlich ein Geräusch von oben zu hören. Er hielt es für möglich, daß die Gerichtsdiener schon da wären, und verließ eilends die Zellen, um an der Fallthüre zu horchen.

Zu einer großen Bestürzung sah er, daß er sie offen gelassen hatte, und als er eilends hin-

[library stamp]

auf stieg um sie zuzumachen, hörte er Fußtritte durch die obern Zimmer heran nahen. Ehe er tief genug wieder herabsteigen konnte, sah er noch einmahl herauf, und sah durch die Öffnung einen Menschen, der auf ihn herabblickte: „Gnädiger Herr!“ rief Peter. La Motte erhohlte sich bey dem Tone dieser Stimme, so aufgebracht er auch war, daß Peter ihm solches Schrecken verursacht hatte.

„Was willst du hier, und was gibt es unten?“ „Nichts, gnädiger Herr, gar nichts; die gnädige Frau schickte mich nur, um nach Ihnen zu sehen.“

„Es ist also niemand unten?“ — fragte La Motte, indem er den Fuß auf die obere Stufe setzte.

„O ja, meine gnädige Frau, Fräulein Adeline, und“ — „Gut, gut,“ sagte La Motte hastig, geh nur deiner Wege, ich komme schon.“

Er erzählte der Frau von La Motte, wo er gewesen war, daß er einen sichern Ort gefunden hätte, und ging nun über die Mittel zu Rathe, die Gerichtsdiener, im Fall sie kämen, zu überzeugen, daß er die Abtey verlassen hätte. Zu diesem Ende befahl er, alle tragbare Geräthschaft nach den untern Zellen zu bringen. Er leistete selbst hülfreiche Hand, und alles mußte helfen. In kurzer Zeit war der wohnbare Theil des Gebäudes fast eben so öde wieder als er ihn gefun-

den hatte. Er befahl nun Petern, die Pferde eine Strecke von der Abtey zu führen und frey lauffen zu lassen. Auf einmahl fiel ihm bey, daß er die Leute am besten irre führen könnte, wenn er an einer in die Augen fallenden Stelle eine Innschrift anbrächte, worin er seine Lage und des Tages seiner Abreise von der Abtey erwähnte. Dem zu Folge grub er über der Thüre des Thurms, der zu dem wohnbaren Theile führte, folgende Zeilen ein:

„O ihr, die ein unglückliches Schicksal nach „diesem Orte führt, vernehmet, daß es „noch andere eben so Unglückliche gibt!“

„P — L — M — ein unglücklicher Verbannter, „suchte in diesen Mauern Zuflucht vor Ver„folgung am 27ten Aprill 1658, und ver„ließ sie am 12ten July desselben Jahres, „um einen bequemern Schutz zu suchen.“

Nachdem er mit einem Messer diese Worte eingegraben hatte, wurde der kleine Überrest von Mundvorrath (denn Peter war in der Angst unbefrachtet von seiner letzten Reise zurückgekommen) in einen Korb gepackt, und sie stiegen sämmtlich den Thurm hinan und gingen durch die Zimmer in das Kabinet. Peter ging mit dem Licht voran und fand mit einiger Mühe die Fallthüre. Frau von La Motte schauderte, als sie den finstern Abgrund sah; doch schwieg alles.

La Motte nahm nun das Licht und führte

den Weg; seine Frau folgte, und nach ihr Adeline: „Diese alten Mönche tranken so gern guten Wein, als andere Leute," sagte Peter, der den Zug beschloß, „ich wette, Ihro Gnaden, daß dieß ihr Keller war; mich dünkt, ich riche schon die Fässer."

„Still," sagte La Motte, „spare deine Späße auf eine andere Zeit. Hier ist nicht der Ort dazu."

Sie kamen an das gewölbte Zimmer. Der traurige Anblick, den er an diesem Orte gesehen hatte, hielt La Motte ab, die Nacht hier zuzubringen, und die Möbeln wurden auf seinen Befehl in die untern Zellen gebracht. Er suchte zu verhindern, daß seine Familie das Skelet nicht sähe; ein Gegenstand, der höchst wahrscheinlich einen Abscheu erregen mußte, den sie vielleicht nicht sobald wieder verloren hätten. Er ging schnell vor dem Kasten vorüber, und seine Frau und Adeline waren zu ängstlich mit sich selbst beschäftigt, um auf äußere Gegenstände zu achten.

Als sie die Zellen erreichten, weinte Frau von La Motte, sich nach einem so schrecklichen Orte begeben zu müssen. „Großer Gott," rief sie, „ist es wirklich so weit mit uns gekommen! Die obern Zimmer schienen mir ehemahls eine klägliche Wohnung zu seyn, aber gegen diese sind sie ein Pallast."

„Das ist wohl wahr, meine Liebe, aber

lassen Sie die Erinnerung, was sie Ihnen vormahls schienen, jetzt ihr Mißfallen lindern: diese Zellen sind auch ein Pallast gegen Bicetre oder die Bastille, und die Schrecknisse fernerer Strafe, die damit verbunden seyn würden: lassen Sie die Furcht vor dem größern Übel Sie die kleinern ertragen lehren: ich bin zufrieden, wenn wir hier die gesuchte Zuflucht finden."

Frau von La Motte schwieg, und Adeline, die ihre vorige Unfreundlichkeit vergaß, suchte sie so viel in ihren Kräften war, zu trösten; während ihr eigenes Herz unter dem Elende erlag, daß sie voraus ahnden mußte, schien sie gefaßt, ja sogar heiter. Sie bewies der Frau von La Motte die sorgfältigste Aufmerksamkeit und fühlte sich so dankbar, daß La Motte jetzt in dieser Höhle gesichert war, daß sie beynahe die Finsterniß und Ungemächlichkeit derselben vergaß.

Sie äußerte ihm dieß ganz kunstlos und er konnte nicht unempfindlich gegen ihre Zärtlichkeit seyn. Auch Frau von La Motte fühlte sie und eine schmerzhafte Empfindung wurde neu erregt. Sie mißdeutete die Ergießungen des Danks für Zärtlichkeit.

La Motte ging oft nach der Fallthüre zurück, um zu sehen, ob jemand in der Abtey wäre; kein Laut aber unterbrach die Stille der Nacht: endlich setzten sie sich, um ein trauriges Abendessen zu verzehren. „Wenn die Gerichtsdiener

sich heute nicht sehen lassen," sagte Frau von La Motte, wäre es dann nicht gut, wenn Peter morgen nach Auboine zurückginge? Vielleicht hört er mehr von der Sache, oder wenigstens könnte er einen Wagen schaffen, uns von hier zu bringen."

„Unfehlbar!" versetzte La Motte mürrisch und auch Leute dazu. Peter wäre gerade die rechte Person, um den Gerichtsdienern den Weg zu zeigen, und sie von dem zu benachrichtigen, was sie noch etwa bezweifeln könnten."

„Wie grausam ist dieser Spott," versetzte Frau von La Motte. „Ich schlug nur vor, was ich zu unserem gemeinschaftlichen Besten gut glaubte: vielleicht war mein Urtheil unrichtig, aber meine Absicht war gewiß gut."

Thränen traten ihr bey diesen Worten in die Augen. Adeline wünschte sie zu trösten, allein Delikatesse hielt sie ab. La Motte bemerkte die Wirkung seiner Worte, und fühlte einen geheimen Vorwurf. Er ging auf sie zu und faßte sie bey der Hand. „Sie müssen mir die Verstörung meines Gemüths zu Gute halten, meine Liebe; ich wollte Sie nicht betrüben: der Gedanke, Petern nach Auboine zu schicken, wo er schon so viel Unfug angerichtet hat, verdroß mich, und ich konnte nicht umhin, es zu äußern. Nein, meine Liebe, unsere einzige mögliche Sicherheit ist jetzt zu bleiben, wo wir sind, so lange unser

Vorrath dauert. Wenn die Gerichtsdiener heute nicht kommen, so werden sie es morgen, oder vielleicht übermorgen. Haben sie die Abtey durchsucht, ohne mich zu finden, so werden sie abziehen: dann können wir uns aus diesem Schlupfwinkel hervorwagen, und Maßregeln nehmen, in ein entferntes Land zu gehen."

Frau von La Motte gestand, daß er Recht hatte; und da ihr Herz durch seine kleine Entschuldigung erleichtert war, gab sie sich völlig zufrieden. Nach verzehrter Mahlzeit stellte La Motte den treuen, wenn gleich einfältigen Peter zur Wache für die Nacht an die Treppe, die zur Fallthüre führte, und kehrte dann nach den untern Zellen zurück, wo er seine kleine Gesellschaft gelassen hatte. Die Betten wurden gemacht, man wünschte sich eine traurige gute Nacht und legte sich nieder, um vergebens den Schlaf zu suchen.

Adelinens Gedanken waren zu beschäftigt, um ihr Ruhe zuzulassen, und sobald sie ihre Gefährten eingeschlafen glaubte, hing sie ihren Kummer ungestört nach. Auch sie mußte der Zukunft mit den traurigsten Besorgnissen entgegen sehen. Wenn La Motte ergriffen wurde, was sollte dann aus ihr werden? Sie sah sich wieder in die weite Welt geworfen, ohne Freunde, sie zu schützen, ohne Geld, sich fortzuhelfen — die Aussicht war trübe — schrecklich! — Sie schauderte davor

zurück: auch ihrer Freunde Noth, die sie zärtlich liebte, ging ihr tief zu Herzen.

Zuweilen dachte sie an ihren Vater zurück, aber sie sah in ihm nur einen Feind, vor dem sie fliehen mußte: dieser Gedanke erhöhte ihre Traurigkeit, doch betrübte sie nicht sowohl die Erinnerung an das Leiden, was er ihr auferlegt hatte, als das Gefühl seiner Unzärtlichkeit. Sie weinte bitterlich; endlich rief sie mit der kunstlosen Frömmigkeit, welche nur die Unschuld kennt, das höchste Wesen an und gab sich in seinen Schutz. Nach und nach wurde ihre Seele ruhig und getröstet, und bald sank sie in Schlummer.

Fünftes Kapitel.

Die Nacht verstrich ohne alle Störung. Peter war auf seinen Posten geblieben und hörte nichts, was seinen Schlaf verhinderte. La Motte hörte ihn lange vorher, ehe er ihn sah, wohllautend schnarchen, wiewohl nicht zu läugnen war, daß mehr vom Baß, als von einem anderen Theil der Scala der herrschende Ton seiner Musik war. Er wurde bald durch ein Bravo von La Mot-

ten erweckt, dessen Stimme Misklang in seine Ohren tönte, und die Betäubung seiner Ruhe zernichtete.

„Gott sey bey uns, gnädiger Herr! was gibts?“ rief Peter erwachend. „Sind sie gekommen?“

„Ja, dir unbeschadet hätten sie es immer gekonnt. Was zum Teufel stellte ich dich hieher, um zu schlafen?“

„Mit Vergunst, gnädiger Herr, Schlaf ist noch das Beste, was man hier haben kann; ich wollte ihn an einem solchen Orte gewiß keinem Hunde verwehren.“

La Motte befragte ihn scharf, ob er in der Nacht nichts gehört hätte? und Peter verneinte es auf das kräftigste: eine Aussage nach der strengen Wahrheit, denn er hatte die ganze Zeit in tiefem Schlafe gelegen.

La Motte stieg bis zur Fallthüre hinauf und lauschte aufmerksam. Man hörte keinen Laut, und als er es wagte, sie aufzuheben, schien ihm das helle Sonnenlicht in das Gesicht. Er schlich leise durch die Zimmer und sah durch das Fenster; niemand war zu erblicken. Aufgemuntert durch diese anscheinende Sicherheit, wagte er sich die Treppe des Thurms herunter und ging in das erste Zimmer. Er wollte nach dem zweyten gehen, als er sich plötzlich besann, und erst durch die Ritze der halb offnen Thüre blickte. Er sah

deutlich einen Menschen, der, den Kopf auf den Arm gestützt, am Fenster saß.

Diese Entdeckung machte ihn so betroffen, daß er auf einen Augenblick alle Gegenwart des Geistes verlor, und durchaus unfähig war, sich von der Stelle zu rühren. Der Mensch, der ihm den Rücken zugekehrt hatte, drehte sich um. La Motte faßte sich, verließ das Zimmer so schnell und leise als möglich, und stieg nach dem Kabinet hinauf: er öffnete die Fallthüre, allein indem er sie zumachte, hörte er die Schritte eines Menschen, der in das äußere Zimmer trat. Die Thüre hatte weder Riegel noch andere Befestigungen und seine Rettung hing einzig von ihrem genauen Einpassen in die Fugen ab. Die äußere Thüre des Steinzimmers konnte gar nicht, und die innere nur von der äußern Seite verschlossen werden.

Sobald er dieß Zimmer erreicht hatte, stand er still und horchte aufmerksam — er hörte Fußtritte oben im Kabinet — eine Stimme rief ihn beym Nahmen, und er floh schnell in die untern Zellen, in augenblicklicher Erwartung die Fallthüre aufgehoben und sich erhascht zu sehen — er war nun so weit geflohen, daß er nichts mehr hören konnte. Er warf sich am äußersten Ende der Gewölbe auf die Erde, und lag lange athemlos vor Angst. Frau von La Motte und Adeline fragten in äußerster Bestürzung, was geschehen

sey? Es dauerte lange, ehe er die Sprache wieder erhielt, und als es geschah, war es beynahe überflüßig: denn das ferne Geräusch, was von oben tönte, verrieth ihnen einen Theil der Wahrheit.

Die Töne schienen nicht näher zu kommen, allein Frau von La Motte, unvermögend, ihrem Schrecken zu gebiethen, schrie laut: dieses verdoppelte La Mottens Verzweiflung. „Sie haben mich zu Grunde gerichtet, dieser Schrey hat verrathen, wo ich bin.“ Mit gerungenen Händen und schnellen Schritten lief er die Zelle auf und ab. Adeline stand bleich und stumm wie der Tod, und hielt Frau von La Motte, die einer Ohnmacht nahe war. „O Düpras, Düpras, du bist schon gerecht!“ rief er in einem Tone, der aus dem Herzen zu dringen schien. „Aber warum,“ sagte er nach einigen Augenblicken des Schweigens, „warum soll ich mich noch mit der Hoffnung auf Entfliehen täuschen? Warum warte ich sie hier ab? Lieber laßt mich diese peinigende Qual endigen und mich ihnen auf einmahl in die Hände werfen.“

Er ging auf die Thüre zu, aber seine Frau hielte ihn zurück. „Bleiben Sie,“ rief sie in Todesangst, „um meinetwillen bleiben Sie. Verlassen Sie mich doch nicht so, und stürzen sich nicht muthwillig in das Verderben.“

„Gewiß,“ sagte Adeline, „Sie sind zu

übereilt: diese Verzweiflung ist eben so fruchtlos als ungerecht. Wir hören niemand kommen, wenn die Leute die Fallthüre entdeckt hätten, würden sie längst hier seyn."

Adelinens Worte stillten den Aufruhr in seinem Innern; seine Angst ließ nach, und Vernunft zündete der Hoffnung einen schwachen Strahl an. Er lauschte nochmahls, und da er alles still fand, ging er behutsam nach dem Steinzimmer und von da bis an die Treppe zur Fallthüre. Sie war zu, kein Laut ließ sich oben hören.

Er wartete lange; die Stille dauerte fort; er fing endlich wieder an zu hoffen, und fand es wahrscheinlich, daß die Gerichtsdiener die Abtey verlassen hätten: doch wurde der Tag in ängstlicher Wachsamkeit hingebracht. Er getraute sich nicht die Fallthüre aufzuheben und glaubte oft fernes Geräusch zu hören. Indessen schien so viel gewiß, daß das Geheimniß mit dem Kabinet nicht entdeckt war, und auf diesem Umstand baute er mit Recht seine Sicherheit. Die folgende Nacht verstrich gleich dem Tage in zitternder Hoffnung und unabläßigen Wachen.

Allein die Bedürfnisse des Hunges drohten ihnen jetzt. Der Vorrath, der mit der schärfsten Ökonomie ausgetheilt worden war, war beynahe verzehrt und sie mußten die traurigsten Folgen erwarten, wenn sie sich noch länger in dieser Ein-

samkeit verborgen hielten. Unter solchen Umständen überlegte La Motte, wie sie am klügsten verfahren sollten. Es schien kein anderer Ausweg, als Petern nach Auboine zu schicken, die einzige Stadt, von wo er in der für ihre Noth erforderlichen Zeit zurückkommen konnte. Zwar war Wildpret genug im Walde, allein Peter konnte weder mit Schiessen noch Angeln umgehen.

Es wurde demnach ausgemacht daß er nach Auboine gehen sollte, um Proviant zu hohlen und zugleich Werkzeug zum Ausbessern des Kutschrades mitzubringen, damit sie einen Wagen bereit hätten, sie aus dem Walde zu schaffen. La Motte verboth Petern, sich auf irgend eine Art nach den Leuten, die nach ihm gefragt hatten, zu erkundigen, oder herausbringen zu wollen, ob sie die Gegend verlassen hätten, damit seine Dummheit ihn nicht wieder verriethe. Er schärfte ihm ein, gänzliches Stillschweigen über alle diese Dinge zu beobachten, seine Sache auszurichten und den Ort mit aller möglichen Eile zu verlassen.

Indessen war noch eines zu bedenken: wer sollte sich zuerst in die Abtey wagen, um zu sehen, ob die Gerichtsdiener sie verlassen hätten? La Motte erwog, daß er durchaus verrathen werden müßte, wenn er sich noch einmahl sehen ließe, welches nicht so ausgemacht war, wenn einer von den andern gesehen ward: doch war es

nothwendig, daß die abgeschickte Person Muth genug hätte, Fragen auszuhalten, und Klugheit genug, um sie vorsichtig zu beantworten. Peter hatte vielleicht das erste, am andern aber fehlte es ihm gänzlich. Annette besaß keines von beyden. La Motte sah seine Frau an, und fragte sie, ob sie für ihn sich zu wagen getraute? Ihr Herz erbebte vor dem Antrage, doch mochte sie ihn nicht ablehnen oder gleichgültig bey etwas scheinen, das zur Sicherheit ihres Mannes so nothwendig war. Adeline las in ihrem Gesichte die Erschütterung ihres Innern, sie überwand die Furcht, die sie bisher stillschweigend hielt und erboth sich zu gehen.

„Sie werden mir nicht so leicht etwas zufügen; als einem Manne," sagte sie. Schaam ließ La Motten nicht zu, ihr Erbiethen anzunehmen, und Madame, durch ihre Großmuth gerührt, fühlte auf einen Augenblick alle ihre vorige Neigung für sie wieder aufleben. Adeline drang mit so vieler Wärme und schien so ernstlich entschlossen, daß La Motte wankte. „Sie retteten mich einst von der augenscheinlichsten Gefahr," sagte sie, „und Ihre Güte hat mich seitdem geschützt. Verweigern Sie mir nicht die Freude, Ihre Güte durch dankbare Erwiederung zu verdienen. Lassen Sie mich in die Abtey gehen, und wenn ich dadurch ein Übel von Ihnen abwende, so

werde ich reichlich für die kleine Gefahr, der ich mich aussetze, belohnt seyn."

Frau von La Motte konnte bey Adelinens Worten sich kaum der Thränen enthalten, und La Motte sagte mit einem tiefen Seufzer: „So sey es denn, Adeline, und von diesem Augenblick an betrachten Sie mich als Ihren Schuldner." Sie nahm sich nicht die Zeit, ihm zu antworten, sondern ergriff ein Licht und verließ eilends die Zellen. La Motte folgte ihr, um die Fallthüre aufzuheben, und sie nochmahls zur Behutsamkeit anzumahnen. „Gott geleite Sie," sagte er, „ich kann es nicht; und Ihre eigene Geistesgegenwart möge Ihnen helfen."

Als sie fort war, machte nach und nach Frau von La Mottens Bewunderung ihrer Geistesgegenwart, andern Betrachtungen Platz. Mißtrauen untergrub ihr Wohlwollen und Eifersucht stieg mit neuem Verdacht auf. „Es mußte wohl ein mächtigers Gefühl als bloße Dankbarkeit seyn," dachte sie, „das Adelinens Furcht überwinden konnte! Was anders als Liebe konnte ihr ein so großmüthiges Betragen einflößen?" Frau von La Motte vergaß, als sie es unmöglich fand, Adelinens Betragen anders als durch Eigennutz zu erklären, wie sehr sie einst die Feinheit und edle Gesinnung ihrer jungen Freundinn bewundert hatte.

Adeline stieg indessen zu den Zimmern hin-

auf: der freudige Strahl der Sonne schien wieder auf ihr Gesicht und belebte ihren Muth: sie ging mit leichtem Schritte durch die Zimmer und hielt nicht eher an, bis sie die Treppen des Thurms erreichte. Hier stand sie eine Weile still, hörte aber keinen Laut außer dem Pfeiffen des Windes zwischen den Bäumen, und ging endlich hinunter. Sie ging durch die untern Zimmer ohne einen Menschen zu sehen, und die wenigen Möbeln, die darin zurückgelassen waren, standen gerade so wie vorher. Sie wagte es jetzt, aus dem Thurm heraus zu sehen: die einzigen lebendigen Geschöpfe, die sie erblickte, waren die Rehe, die ruhig unter dem Schatten der Wälder grasten. Ihr kleines Lieblingsreh erkannte sie, und hüpfte freudig auf sie zu: sie fürchtete, daß das Thierchen, wenn es bemerkt würde, sie verrathen möchte, und ging schnell durch die Kreuzgänge zurück.

Sie öffnete die Thüre, die in die große Halle der Abtey führte, allein der Weg war so finster und öde, daß sie ihn zu betreten fürchtete, und zurückfuhr. Doch war es nothwendig, weiter zu suchen, besonders auf der andern Seite der Ruinen, die sie bis jetzt noch nicht besichtigt hatte: allein ihre Furcht kehrte zurück, wenn sie bedachte, wie weit dieses sie von ihrem einzigen Zufluchtsorte abführen, und wie schwer es seyn würde, sich im Falle einer Entdeckung zurückzu-

ziehen. Sie war unschlüssig, was sie thun sollte, als sie aber alle ihre Verbindlichkeiten gegen La Motte erwog, und daß dieß vielleicht die einzige Gelegenheit war, ihm einen Dienst zu leisten, beschloß sie, weiter zu gehen.

So wie diese Gedanken schnell durch ihre Seele flogen, hub sie ihre unschuldigen Blicke zum Himmel auf und athmete ein leises Gebeth. Mit bebenden Schritten ging sie über die verfallenen Ruinen, sah sich ängstlich um, und fuhr oft zusammen, wenn der Wind durch die Bäume rauschte, und sie ihn für Menschenstimmen hielt. Sie kam zu dem grünen Platz vor dem Hause, niemand ließ sich sehen, und ihr Muth lebte wieder auf. Sie versuchte jetzt, die Thüre der großen Halle zu öffnen; da sie sich aber plötzlich besann, daß sie auf La Mottens Befehl befestigt war, ging sie nach dem nördlichen Ende der Abtey, und nachdem sie, so weit das dicke Laub der Bäume es zuließ, sich ringsum gesehen und niemand erblickt hatte, lenkte sie ihre Schritte wieder nach dem Thurm, aus dem sie gekommen war.

Ihr Herz war nun leicht und sie kehrte mit Ungeduld zurück, um La Motten von seiner Sicherheit zu benachrichtigen. In den Kreuzgängen begegnete sie ihrem kleinen Liebling wieder, und blieb einen Augenblick stehen, um ihm zu liebkosen. Das Thierchen schien sich bey dem Ton

ihrer Stimme zu freuen und sprang an ihr auf; plötzlich aber fuhr es von ihrer Hand zurück, und als sie aufsah, fand sie die Thüre des Gangs, der zu der großen Halle führte, offen, und ein junger Mann in Uniform trat hervor.

Mit Pfeilsschnelligkeit flog sie die Kreuzgänge hinunter und wagte nicht einmahl sich umzusehen; eine Stimme aber rief ihr zu und sie hörte schnell hinter sich her laufen. Ehe sie den Thurm erreichen konnte, ging ihr der Athem aus und sie lehnte sich bleich und erschöpft an einem Pfeiler. Der Fremde kam auf sie zu, sah sie mit Verwunderung und Neugier an, und versicherte sie mit sanfter Stimme, daß sie nichts zu fürchten hätte, und ihm nur sagen möchte, ob sie zu La Motte gehörte: da er sah, daß sie noch immer stumm und erschrocken blieb: wiederhohlte er seine Versicherung und Frage.

„Ich weiß, daß er in diesen Ruinen verborgen ist," sagte er, „so wie ich auch die Ursache seiner Verbergung weiß; allein ich muß ihn durchaus sehen, und er wird dann überzeugt werden, daß er nichts von mir zu fürchten hat."

Adeline zitterte so heftig, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte: sie stockte, und wußte nichts zu antworten. Ihr Benehmen schien den Argwohn des Fremden zu bestärken und dieß Bewußtseyn vermehrte nur ihre Verlegenheit: er benutzte sie, um weiter in sie zu dringen. Adeline

antwortete endlich, daß La Motte einige Zeit in der Abtey gewohnt hätte. —

„Und er wohnt noch darin," sagte der Fremde, „führen Sie mich zu ihm: ich muß ihn sehen, und" —

„Nimmermehr," erwiederte Adeline, „und ich betheure Ihnen heilig, daß es vergebens seyn wird, ihn zu suchen."

„Daß muß ich denn sehen, da Sie, Madame, mir nicht behülflich seyn wollen. Ich bin ihm bereits durch einige Zimmer oben gefolgt, wo ich ihn plötzlich verlor; dort herum muß er also verborgen seyn, und es ist offenbar, daß sie einen geheimen Gang enthalten."

Ohne Adelinens Antwort abzuwarten, sprang er nach der Thüre des Thurms. Sie glaubte nunmehr, es würde ein Bewußtseyn der Wahrheit seiner Vermuthung verrathen, wenn sie ihm folgte, und beschloß unten zu bleiben. Bald aber fiel ihr ein, daß er sich vielleicht leise in das Kabinet schleichen und La Motte an der Fallthüre überraschen könnte; sie eilte dem zu Folge hinter ihm her, um durch ihre Stimme dieser Gefahr vorzubeugen. Er war schon im zweyten Zimmer als sie ihn einhohlte, und sie fing sogleich laut zu reden an.

Er durchsuchte dieß Zimmer auf das sorgfältigste, da er aber weder eine geheime Thüre noch andern Ausgang fand, ging er in das Ka-

binet: jetzt bedurfte sie aller Fassung, um ihre Bewegung zu verbergen. Er setzte sein Suchen fort: „Ich weiß, daß er in diesen Zimmern verborgen ist,“ sagte er, „wiewohl ich bisher noch nicht habe entdecken können, auf welche Art. Bis hieher folgte ich einem Manne, den ich für ihn halte, und ohne geheimen Ausweg konnte er nicht entwischen: ich werde den Ort nicht verlassen, bis ich ihn gefunden habe.“

Er untersuchte Wände und Fußboden, ohne aber die Fallthüre zu finden, die in der That so genau einpaßte, daß La Motte selbst sie nicht durch das Auge, sondern nur durch das Zittern der Dielen unter seinen Füßen entdeckt hatte. „Hier ist ein Geheimniß, das ich nicht ergründe, und vielleicht nie ergründen werde,“ — sagte er, und wollte aus dem Kabinet gehen, als zu Adelinens unaussprechlichem Schrecken die Fallthüre leise aufgehoben wurde, und La Motte selbst erschien. „Hah!“ rief der Fremde, und ging hastig auf ihn zu. La Motte sprang hervor, und sie lagen einander in den Armen.

Adelinens Erstaunen überstieg im ersten Augenblick selbst ihr voriges Schrecken; bald aber fuhr ihr eine Erinnerung durch die Seele, welche diesen Auftritt erläuterte, und ehe noch La Motte ausrief: „mein Sohn!“ errieth sie, daß der Fremde es war. Peter, der unten an der Treppe stand, und hörte, was oben vorging,

flog, seiner Gebietherinn die freudige Nachricht zu bringen, und in wenig Augenblicken lag auch sie in den Armen ihres Sohnes. Dieser Ort, so kürzlich noch der Sitz der Verzweiflung, schien in den Pallast der Freude umgeschaffen, und die Wände hallten nur von Tönen froher Glückwünsche wieder.

Peters Freude überstieg allen Ausdruck; er spielte eine vollkommene Pantomime, sprang umher, schlug in die Hände, lief auf seinen jungen Herrn zu, faßte ihn bey der Hand, trotz La Mottens Stirnrunzeln, lief bald hier, bald dorthin, ohne zu wissen warum, und gab keine vernünftige Antwort auf alles was er gefragt wurde.

Nachdem die ersten Bewegungen sich gelegt hatten, nahm La Motte, als besänne er sich plötzlich, seine gewohnte Feyerlichkeit wieder an. „Ich verdiene Tadel,“ sagte er, „daß ich mich so der Freude überlasse, da ich vielleicht noch von Gefahren umringt bin. Laßt uns auf eine Zuflucht denken, weil es noch in unserer Macht ist,“ fuhr er fort — „in wenig Stunden werden vielleicht die Gerichtsdiener wieder erscheinen.“

Louis verstand seines Vaters Worte und räumte durch folgende Erzählung seine Angst aus dem Wege:

„Ein Brief vom Herrn Nemours, der eine Nachricht Ihrer Flucht von Paris enthielt, erreichte mich zu Peronne, wo ich mit meinem Re-

gimente in Quartier lag. Er meldete mir, daß Sie nach dem südlichen Frankreich gegangen wären, da er aber seitdem nichts von Ihnen gehört hatte, wußte er den Ort Ihres Aufenthalts nicht. Um diese Zeit wurde ich nach Flandern geschickt und brachte einige Wochen in peinlicher Angst um Sie zu. Am Ende des Feldzugs erhielt ich Urlaub und machte mich sogleich nach Paris auf, wo ich von Nemours Ihren Aufenthalt zu erfahren hoffte.“

„Allein er wußte ihn eben so wenig als ich; doch sagte er mir, Sie hätten ihm einmahl auf Ihrer zweyten Tagreise von Paris, von D. aus, unter angenommenen Nahmen, der Verabredung gemäß, geschrieben, und in diesem Briefe geäussert, daß Sie, aus Furcht verrathen zu werden, keinen zweyten wagen würden: er wußte folglich nichts von Ihrem Aufenthalt, vermuthete aber, daß Sie Ihren Weg südwärts fortgesetzt hätten. Auf diese schwache Nachricht verließ ich Paris, um Sie aufzusuchen, und ging unverzüglich nach V –, von wo meine Fragen mich glücklich bis M. führten. Hier, hörte ich, hatten Sie sich einige Tage wegen der Krankheit eines jungen Frauenzimmers verweilt, ein Umstand, den ich nicht zu reimen wußte; doch gelangte ich bis L —, wo ich aber alle Spur verlor. Als ich nachdenkend im Wirthshaus am Fenster saß, bemerkte ich eine Inschrift auf einer Scheibe, und müßige

Neugier bewegte mich, sie zu entzieffern. Die Züge schienen mir bekannt, und die Zeilen selbst bestätigten meine Vermuthung; ich hatte sie oft von Ihnen wiederhohlen hören."

„Ich erneuerte meine Fragen und endlich besannen sich die Leute im Wirthshause, daß ein Fremder sich nach dem Wege durch den Wald bis Auboine erkundigt hätte. Zu Auboine verlor ich Sie wieder, bis nach meiner Zurückkunft von einer vergeblichen Nachfrage in der Nachbarschaft, der Wirth des kleinen Gasthofes, wo ich logirte, mir sagte, er glaubte, etwas von Ihnen erfahren zu haben, und mir erzählte, was vor einigen Stunden bey dem Grobschmidt vorgefallen war."

„Seine Beschreibung von Peter war so charakteristisch, daß ich nicht zweifelte, Sie müßten der Bewohner der Abtey seyn, und da ich wußte, wie nothwendig Ihnen Verbergung sey, machte Peters Läugnen mich nicht irre. Den andern Morgen fand ich, mit Hülfe meines Wirthes, mich hieher, und nachdem ich alle Winkel der Abtey vergebens durchsucht hatte, glaubte ich, Peter könne doch wohl die Wahrheit gesagt haben; Ihr Anblick vernichtete diese Furcht, und zeigte mir wenigstens, daß die Abtey noch bewohnt wurde; denn ob Sie es waren, wußte ich nicht gewiß, weil Sie zu schnell verschwanden. Ich suchte den ganzen Tag fort, und ver-

ließ das Zimmer, wo Sie verschwunden waren, nur auf Augenblicke. Ich rief Sie zu wiederhohltenmahlen, in Hoffnung, daß Sie meine Stimme erkennen würden; als aber die Nacht einbrach und alles vergebens war, zog ich mich nach einer Hütte am Rande des Waldes zurück."

„Diesen Morgen kam ich früh wieder, um mein Forschen zu erneuern, und hoffte, daß Sie sich jetzt sicher glauben und hervorwagen würden. Wie schmerzlich sah ich mich betrogen, als ich die Abtey eben so still und einsam fand, als den Tag zuvor. Ich war eben im Begriff die große Halle wieder zu verlassen, als ich die Stimme dieser Dame vernahm und nun entdeckte, was ich so ängstlich gesucht hatte."

Diese kleine Erzählung zerstreute La Mottens Besorgnisse gänzlich; allein er fürchtete nun, daß seines Sohnes Nachfragen und der Vorfall mit Peter die Neugier der Einwohner von Auboine erregt haben, und ihn der Gefahr einer Entdeckung aussetzen könnte. Doch suchte er für jetzt sich aller schmerzhaften Gedanken zu entschlagen und die Freude, die seines Sohnes Gegenwart ihm brachte, ohne bittere Mischung zu genießen. Die Möbeln wurden wieder an ihren vorigen Ort geschafft, und die Zellen ihrer traurigen Dunkelheit überlassen.

Die Ankunft ihres Sohnes schien der Frau von La Motte neues Leben eingeflößt zu haben,

und aller Kummer schwand in dem süßen Gefühl des Wiedersehens. Sie hing oft mit den stillen Blicken mütterlicher Zärtlichkeit an ihm, und ihre Parteylichkeit erhöhte jeden Vorzug, den die Zeit in seiner Person und Betragen bewirkt hatte. Er war jetzt im drey und zwanzigsten Jahre, seine Figur war männlich, sein Anstand kriegerisch, sein Wesen mehr ungezwungen und einnehmend als erhaben; und wiewohl seine Züge nicht regelmäßig waren, bildeten sie doch ein Gesicht, das man gern wieder sah, wenn man es einmahl gesehen hatte.

Sie erkundigte sich angelegentlich nach den Freunden, die sie zu Paris verlassen hatte, und erfuhr, daß binnen den wenigen Monathen ihrer Abwesenheit einige gestorben, einige aus der Stadt gezogen waren. Auch La Motte vernahm, daß man eine strenge Nachsuchung seiner Person zu Paris angestellt hatte, und wiewohl diese Nachricht ihm nicht unerwartet war, traf sie ihn doch so sehr, daß er es nöthig glaubte, sich in ein fernes Land zu begeben. Louis nahm keinen Anstand, ihm zu sagen, daß er ihn auf der Abtey so sicher glaubte, als an irgend einem Orte in der Welt, und wiederhohlte, was er von Nemours gehört hatte, daß die Gerichtsdiener nicht im Stande gewesen wären, ihm jenseits Paris nachzuspüren.

„Zudem," fuhr Louis lächelnd fort, „wird

diese Abtey von einer übernatürlichen Macht geschützt, und keiner von den Bewohnern der Gegend wagt sich in ihre Nähe."

La Motte fragte seinen Sohn mit angenommener Nachlässigkeit, was die Leute denn eigentlich von diesem Orte sprächen? —

„O sie erzählen so viel, daß ich mich kaum auf die Hälfte besinne: doch habe ich so viel behalten, daß vor vielen Jahren ein Mensch (den aber niemand gesehen hat, woraus wir schließen können, welchen Glauben dieß Mährchen verdient) heimlich hieher gebracht und in irgend einem Behältniß eingesperrt worden sey, und daß man starke Gründe hätte zu vermuthen, er wäre auf keine gute Art zu Tode gekommen."

La Motte seufzte — „Es heißt ferner," fuhr Louis fort, „daß der Geist des Verblichenen seitdem alle Nacht zwischen den Ruinen erschienen sey; und um die Geschichte noch wunderbarer zu machen, setzt man hinzu, daß es einen gewissen Ort hier gäbe, von dem noch kein Sterblicher, der ihn zu erforschen gewagt, lebendig wiedergekehrt wäre. Auf solche Art schaffen Menschen, die sich um wenig wirkliche Dinge zu bekümmern haben, sich Hirngespinste der Einbildungskraft."

La Motte saß tiefsinnig. „Und was für Gründe geben sie an," sagte er, indem er end-

lich aus seiner Träumerey erwachte, „die hier verhaftete Person ermordet zu glauben?"

„Sie bedienen sich keines so bestimmten Ausdrucks," sagt Louis.

„Es ist wahr," sagte La Motte sich besinnend, sie sagen nur, daß er auf keine gute Art zu Tode kam."

„Eine sehr feine Distinction!" fiel Adeline ein.

„Die Ursachen habe ich nicht eigentlich verstehen können," sagte Louis — „die Leute sagen zwar, man hätte den Menschen, der hierher gebracht worden, nie wieder fortbringen sehen; (allein ist es denn gewiß, daß er wirklich herkam?) daß man während seines Hierseyns eine seltsame Heimlichkeit beobachtete, und daß der Besitzer der Abtey sie seitdem nicht mehr besucht hat. An alle diesem Gewäsch scheint nichts zu seyn, das Aufmerksamkeit verdient."

La Motte richtete sich auf, als wollte er antworten, die Hereinkunft der Frau von La Motte brachte sie aber auf ein anderes Gespräch, und es wurde der Sache nicht weiter erwähnt.

Peter mußte sich nun auf den Weg machen, um Proviant zu hohlen, während La Motte und Louis überlegten, in wiefern es rathsam sey, auf der Abtey zu bleiben. La Motte konnte nichts anderes als glauben, daß Peters Geschwätz und seines Sohnes Fragen zu einer Entdeckung sei-

nes Aufenthalts führen müßten. Endlich fiel ihm ein, daß sich der letzte Umstand selbst zu seiner Sicherheit benutzen ließe: „Wie wäre es, Louis," sagte er, „wenn du wieder nach dem Wirthshause in Auboine gingest, und als im Vorbeygehen erwähntest, daß du die Abtey unbewohnt gefunden, die gesuchte Person aber in einer fernen Stadt entdeckt hättest. Wenn du noch außerdem dir Gegenwart des Geistes und Gewalt genug über dein Gesicht zutraust, um irgend eine fürchterliche Erscheinung, die du hier gesehen zu haben vorgeben mußt, zu beschreiben, so dächte ich in Zukunft diesen Ort ruhig als mein Schloß betrachten zu können."

Louis fand diesen Einfall vortreflich und richtete am folgenden Tage seinen Auftrag so gut aus, daß die Ruhe der Abtey völlig wieder hergestellt wurde.

So endigte dieses Abenteuer, das einzige, was die Familie während ihres Aufenthalts im Walde beunruhigt hatte. Adeline, von der Besorgniß der Übel, womit La Mottens Lage ihr gedroht, und von dem Kummer, den Theilnahme an seinem Schicksal ihr verursacht hatte, befreyt, empfand eine mehr als gewöhnliche Heiterkeit: auch glaubten sie in ihrer Freundinn eine Wiederkehr ihres vorigen Wohlwollens zu entdecken; alle ihre Dankbarkeit erwachte auf das neue und ließ sie ein eben so lebhaftes als un-

schuldiges Vergnügen schmecken. Adeline zog fälschlich die Zufriedenheit, welche Frau von La Motte über ihres Sohnes Gegenwart empfand, auch auf sich, und strengte alle Kräfte an, um sich ihrer würdig zu zeigen.

Allein die Freude, welche seine unerwartete Ankunft bey La Motten hervorgebracht hatte, verrauchte schnell, und die Schatten des Trübsinns bedeckten auf das neue sein Gesicht. Er kehrte oftmahls zu seinem einsamen Gange im Walde zurück — derselbe geheimnißvolle Tiefsinn herrschte in seinem Wesen und erregte auf das neue die Besorgniß seiner Frau, welche sich entschloß, ihrem Sohne ihren Kummer anzuvertrauen und ihn um seine Hülfe zur Erforschung der Ursache zu bitten.

Ihre Eifersucht auf Adelinen konnte sie ihm indessen nicht mittheilen, so sehr sie auch wieder davon gequellt wurde, und mit wundernswürdigem Scharfsinn jedes Wort, jede Miene ihres Mannes, ja selbst Adelinens kunstlose Äußerungen von Dankbarkeit und Freundschaft für Ausbrüche wärmerer Zärtlichkeit mißdeutete. Adeline pflegte noch immer lange Spatziergänge im Walde zu machen, die Absicht, welche Madame vormahls gefaßt hatte, sie zu belauschen, war durch die letzten Vorfälle vereitelt worden, und wurde jetzt durch die Betrachtung, wie schwer und gefährlich es seyn würde, ganz verhindert. Petern

bey der Sache gebrauchen, hieß ihm ihren Argwohn verrathen, und ihr selbst zu folgen, würde Adelinen aufgefallen seyn, und ihre Eifersucht entdeckt haben. Auf solche Art von Stolz und Delikatesse zurückgehalten, sah sie sich genöthigt, über die wichtigsten Stücke ihres Argwohns die Qualen der Ungewißheit zu erdulden.

Sie vertraute indessen ihrem Sohn die sonderbare Veränderung, die mit seinem Vater vorgegangen war. Er hörte ihr sehr aufmerksam zu, und die Verwunderung und Bekümmerniß auf seinem Gesichte verrieth, wie sehr sein Herz daran Theil nahm. Er wußte eben so wenig als sie, was er von der Sache denken sollte, und übernahm bereitwillig, La Mottens Schritte zu beobachten, in Hoffnung, seinen beyden Ältern durch seine Vermittlung nützlich zu seyn. Der Argwohn seiner Mutter blieb ihm nicht ganz verborgen; weil er aber sah, daß sie ihn zu verheelen wünschte, ließ er sie nichts davon merken.

Er erkundigte sich nunmehr nach Adelinen, und hörte ihre kleine Geschichte mit sichtlichem Antheil an. Ja, er bezeugte so viel Mitleid mit ihrer Lage und so viel Unwillen über das unnatürliche Betragen ihres Vaters, daß die Besorgnisse, welche seine Mutter anfangs gehabt hatte, ihm ihre Eifersucht verrathen zu haben, ganz andern Platz machten. Sie sah, daß Adelinens Schönheit seine Einbildungskraft bereits gefesselt

hatte, und fürchtete, daß ihr liebenswürdiges Wesen sein Herz nicht minder einnehmen möchte. Hätte sie auch noch ihre erste Zärtlichkeit für Adelinen gehabt, so würde ihr doch eine Liebe zwischen ihr und ihrem Sohne, als Hinderniß einer glänzendern Verbindung, die sie in Zukunft für ihn hoffte, unangenehm gewesen seyn. Auf eine solche Verbindung gründete sie alle ihre Hoffnungen, und betrachtete sie als das einzige Mittel, wodurch er dereinst seine Familie aus ihrer gegenwärtigen unangenehmen Lage ziehen könnte. Sie berührte dem zu Folge Adelinens Vorzüge nur obenhin, stimmte kalt in seine Mitleidsäußerungen mit ihrem Schicksal ein, und mischte in den Tadel von ihres Vaters Betragen, einige Worte, welche einen Verdacht verriethen, daß die Tochter nicht ganz ohne Schuld daran seyn möchte. Diese Mittel, wodurch sie ihres Sohns Neigung zu unterdrücken glaubte, brachten eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Ihre anscheinende Kälte gegen Adelinen verstärkte sein Mitleid mit ihrer hülflosen Lage und die Schonung, womit sie den Vater zu beurtheilen sich das Ansehen gab, erhöhte seinen edeln Unwillen gegen ihn.

Als er Frau von La Motte verließ, sah er seinen Vater quer über den grünen Platz in den Wald gehen. Er hielt dieß für eine gute Gelegenheit, einen Anfang zur Ausführung seines Vorsatzes zu machen, und folgte ihm langsam

in einiger Entfernung nach. La Motte ging mit starken Schritten vor sich hin und schien so ganz in Gedanken vertieft, daß er sich weder rechts noch links umsah, und kaum den Kopf aufhob. Ludwig war ihm wohl eine halbe Stunde weit gefolgt, als er ihn plötzlich einen andern Weg einschlagen sah: er beschleunigte seine Schritte, um ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren, fand aber die Bäume so dick verwachsen, daß er ihn kaum mehr sehen konnte.

Indessen verfolgte er den Weg, der vor ihm lag: er führte ihn durch die dunkelste Gegend des Waldes, die er noch gesehen hatte, bis er endlich in eine finstere Vertiefung endigte, die mit hohen Bäumen umgeben war, deren verflochtene Zweige die geraden Strahlen der Sonne ausschlossen und nur eine schauderliche Dämmerung zuließen. Louis sah sich rings um nach seinem Vater, erblickte ihn aber nirgends. Während er da stand und den Ort überschaute, wurde er einen Gegenstand in einiger Entfernung gewahr, den aber die dichten Schatten ringsumher ihn deutlich zu erkennen verhinderten.

Er ging näher und entdeckte die Ruinen eines kleinen Gebäudes, das, nach den übriggebliebenen Spuren zu urtheilen, ein Grabmahl gewesen zu seyn schien. „Wahrscheinlich,“ sagte er zu sich selbst, ruhen hier die Gebeine eines alten Mönches, vormahls ein Bewohner der Ab-

tey,

tey, vielleicht ihr Stifter, der nach einem Leben der Enthaltsamkeit und des Gebets, im Himmel den Lohn seiner irrdischen Entsagungen suchte. Friede sey mit seiner Seele!

Seine Augen blieben auf die Stelle geheftet, und er sah eine Gestalt unter der Wölbung des Grabmahls hervorgehen. Sie fuhr zurück; als würde sie ihn gewahr, und verschwand sogleich. Louis, so furchtlos er auch war, fühlte doch in diesem Augenblick eine gewisse Beklemmung, bald aber kam ihm der Gedanke, daß es La Motte selbst seyn könnte. Er ging näher hinzu, und rief ihn — keine Antwort erscholl; er wiederhohlte den Ruf, aber alles blieb still wie das Grab. Er wollte den Ort, wo er verschwunden war, untersuchen, allein die schattigte Dunkelheit vereitelte sein Bemühen. Doch bemerkte er zur Rechten einen Eingang und stieg einige Stuffen in einen dunkeln Gang hinab, als ihm plötzlich beyfiel, daß dieser Ort eine Räuberhöhle seyn könnte; seine Gefahr beunruhigte ihn und er zog sich eilends zurück.

Er ging auf dem nämlichen Wege, den er gekommen war, wieder nach der Abtey: niemand folgte ihm, sein erster Gedanke kehrte wieder, und er glaubte, daß sein Vater es wirklich gewesen wäre. Er dachte über diese seltsame Möglichkeit nach und bemühte sich vergebens, die Ursache dieses geheimnißvollen Betragens zu ergrü-

beln. Mit diesen Gedanken trat er in das große Zimmer, und erstaunte nicht wenig, La Motten da sitzen zu sehen, der mit Adelinen und seiner Mutter ganz ruhig ein Gespräch führte.

Er ergrif die erste Gelegenheit, seiner Mutter den Vorfall zu erzählen, und fragte sie, seit wie lange La Motte zurückgekehrt sey. Als er hörte, daß er fast eine halbe Stunde vor ihm zu Hause gekommen war, stieg seine Verwunderung, und er wußte nicht, was er denken sollte.

Während dessen wirkte die Wahrnehmung von Louis wachsender Neigung für Adelinen mit dem Gifte des Argwohns bey Frau von La Motte zusammen, um den Überrest von Neigung zu ersticken, den Mitleid und Achtung vormahls für Adelinen in ihr erzeugt hatten. Ihre Unfreundlichkeit war jetzt zu merklich, um dem Auge derjenigen, gegen die sie gerichtet war, zu entwischen, und verursachte Adelinen eine Pein, die sie kaum zu ertragen vermochte. Mit der Wärme und Offenheit der Jugend suchte sie eine Erklärung dieses veränderten Betragens und eine Gelegenheit sich von aller Absicht, es gereizt zu haben, zu reinigen. Allein dieser wich Frau von La Motte klüglich aus, während sie zu eben der Zeit Winke fallen ließ, die Adelinen nur tiefer verwirrten und ihren Schmerz herber machten.

„Ich habe die Liebe verloren, die mein Alles war," sagte sie. „Sie war mein einziger

Trost — und ich habe ihn verloren, ohne nur meine Schuld zu wissen. Doch bleibt mir das Bewußtseyn, keine Unfreundlichkeit verdient zu haben, und wenn gleich sie mich verlassen hat, werde doch ich sie immer lieben."

So bekümmert verließ sie oft das Zimmer und hing in der Einsamkeit einer Traurigkeit nach, die sie bis jetzt nicht gekannt hatte.

Eines Morgens, da sie nicht schlafen konnte, stand sie sehr früh auf. Das schwache Tageslicht dämmerte durch die Wolken, breitete sich allmählich über den Horizont aus und verkündigte die aufgehende Sonne. Jeder Reiz der Landschaft enthüllte sich langsam, feucht vom Thau der Nacht und glänzend durch die Dämmerung, bis endlich die Sonne erschien und den vollen Strom des Tages ausgoß. Die schöne Stunde lockte sie heraus, und sie ging in den Wald, um die Süßigkeit des Morgens zu genießen. Die Gesänge der neu erwachten Vögel begrüßten sie, und die frische Luft war gewürzt vom Hauche der Blumen, deren Farben heller durch die Thautropfen glänzten, die an ihren Kelchen hingen.

Sie wanderte fort, ohne die Entfernung zu merken, und die Krümmungen des Bachs führten sie in ein kleines Thal, welches mit Gruppen von Bäumen durchflochten eine so romantische Scene bildete, daß sie sich am Fuße eines Bau-

mes niedersetzte, um den Anblick ganz zu genießen. Diese Bilder sänftigten unmerklich ihren Kummer, und flößten ihr die süße Melancholie ein, welche dem fühlenden Herzen so wohl thut. Eine ganze Weile saß sie in Träumerey verloren, während die Blumen, die an dem Ufer neben ihr aufsprießten, in neuem Leben zu lächeln schienen, und ihr eine Vergleichung mit ihrem eigenen Zustande entlockten. Sie seufzte und sann, und sang dann mit einer Stimme, deren zaubrischer Wohlklang sich nach den zärtlichen Regungen ihres Herzens modelte, ein kleines Lied.

Ein fernes Echo verlängerte ihre Töne und sie hörte schweigend dem sanften Nachhall zu, bis sie endlich die letzte Strophe wiederhohlte, und sich von einer fast eben so zärtlichen und minder fernen Stimme antworten hörte. Verwundernd sah sie auf und erblickte einen jungen Mann im Jagdkleide, der sich an einem Baum lehnte, und sie mit der tiefen Aufmerksamkeit eines entzückten Herzen anstaunte.

Tausend Besorgnisse flogen durch ihre Gedanken, und erst jetzt besann sie sich auf ihre weite Entfernung von der Abtey. Sie stand eilends auf, um fortzugehen, als der Fremde sich ehrerbiethig nahte — wie er aber ihren ängstlichen Blick und ihr Zurückweichen bemerkte, stand er still. Sie verfolgte ihren Weg nach der Abtey, und wiewohl sie gern gewußt hätte, ob man ihr

folgte, hielt doch Delikatesse sie ab, sich umzusehen. Sie fand die Familie noch nicht zum Frühstück versammlet, und zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie sich mit Vermuthungen über den Fremden beschäftigte. Sie glaubte, nur um La Mottens willen bey diesem Gegenstande interessirt zu seyn, und hing ohne Bedenken der Erinnerung an den edeln Anstand und an die einnehmende Figur nach, welche diesen jungen Fremden so sehr auszeichnete. Sie hielt es für unmöglich, daß ein Mensch von so edelm Ansehen in einen Plan zum Verrath eines Mitgeschöpfs verwickelt seyn könnte, und ungeachtet sie sich auf keine Weise seine Erscheinung in diesem Walde erklären konnte, verwarf sie doch jeden nachtheiligen Verdacht. Sie nahm sich vor, La Motten nichts von diesem kleinen Vorfall zu sagen, weil sie wußte, daß er nur darüber in Angst gerathen und um einer wahrscheinlich eingebildeten Gefahr willen, wirkliches Leiden ausstehen würde, doch beschloß sie, auf einige Zeit ihre Spaziergänge im Walde einzustellen.

Als sie zum Frühstück herunter kam, bemerkte sie an Frau von La Motte eine mehr als gewöhnliche Zurückhaltung. La Motte kam kurz nach ihr herein, und machte einige unbedeutende Bemerkungen über das Wetter, worauf er nach einem gesuchten Bestreben, heiter zu scheinen, in seinen gewohnten Tiefsinn zurück fiel. Adeline

beobachtete ängstlich Frau von La Mottens Gesicht, und wenn ein Strahl von Fröhlichkeit darauf erschien, war es Sonnenschein für ihre Seele; aber nur selten genoß sie diese Erquickung. Ihr Gespräch war gezwungen und zielte oft auf etwas mehr, als man verstand. Louis Eintritt war Adelinen eine willkommene Erleichterung, denn fast fürchtete sie schon, einige Worte zu sprechen, damit nicht ihre zitternde Stimme ihre innere Unruhe verriethe.

„Dieser schöne Morgen hat Sie früh aus Ihrem Zimmer gelockt,“ sagte Louis zu Adelinen.

„Ohne Zweifel hatten Sie auch eine angenehme Gesellschaft,“ fiel Madame ein; „ein einsamer Spaziergang macht selten Vergnügen.“

„Verzeihen Sie, ich hatte niemand als meine Gedanken.“

„Wirklich? So müssen Ihre Gedanken wohl sehr angenehm seyn.“

„Ach,“ antwortete Adeline, indem unwillkührlich eine Thräne sich in ihr Auge drängte, „meine Gedanken haben jetzt wenig Gegenstände der Freude mehr, wobey sie verweilen können.“

„Das ist doch in der That sehr sonderbar,“ fuhr Madame fort.

„Kann es wohl wirklich sonderbar seyn, Madame, wenn diejenigen trauern, die ihren letzten Freund verloren haben?“

Frau von La Mottens Gewissen gestand den Vorwurf ein und sie erröthete. „Das ist doch wohl nicht Ihr Fall, Adeline,“ sagte sie endlich, und warf einen ausdrucksvollen Blick auf La Motte. Adeline, zu unschuldig für allen Verdacht, bemerkte ihn nicht, sondern lächelte durch ihre Thränen und antwortete: „es würde sie freuen, wenn es so wäre.“

La Motte hatte während dieses Gesprächs in Gedanken vertieft gesessen, und Louis, der nur dunkel den Sinn errieth, blickte bald seine Mutter bald Adelinen um Erläuterung an. Die letzte betrachtete er mit einem so zärtlichen Ausdrucke des Mitleids, daß Frau von La Motte die Empfindung seiner Seele in seinem Blicke zu lesen glaubte, und unverzüglich mit sehr ernsthafter Miene auf Adelinens letzte Worte erwiederte: „Ein Freund kann nur schätzbar seyn, wenn unser Betragen ihn verdient: die Freundschaft, welche den Werth ihres Gegenstandes überlebt, ist für beyde nur Schande.“

Der Nachdruck, womit sie diese Worte sagte, beunruhigte Adelinen auf das neue, und sie antwortete sanft: „sie hoffte nie einen solchen Vorwurf zu verdienen.“ Madame schwieg, Adeline aber fühlte sich so tief gekränkt, daß Thränen mit Gewalt aus ihrem Augen drangen und sie ihr Gesicht in ihrem Schnupftuch verbergen mußte.

Louis stand mit einiger Bewegung auf, und La Motte, aus seinem Tiefsinn erweckt, fragte, was es gäbe, schien aber, ehe er eine Antwort erhalten konnte, seine Frage vergessen zu haben. „Adeline mag es Ihnen selbst erklären," sagte Frau von La Motte.

„Ich habe dieß nicht verdient," antwortete sie, weil aber meine Gegenantwort Ihnen mißfällig ist, will ich mich zurückziehen."

Sie ging nach der Thüre, als Ludwig, der unruhig im Zimmer auf und ab schritt, sie sanft bey der Hand faßte. „Hier liegt ein unglückliches Mißverständniß zum Grunde," sagte er, und wollte sie wieder auf ihren Stuhl führen; allein sie war zu niedergeschlagen, um fernern Zwang ertragen zu können, und zog ihre Hand zurück; „Lassen Sie mich fort," erwiederte sie, „wenn ein Mißverständniß hier zum Grunde liegt, so bin ich unfähig es zu erklären."

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Louis Blicke folgten ihr und er wandte sich ehrerbiethig zu seiner Mutter: „Gewiß thun Sie ihr Unrecht," sagte er, „bey allem was heilig ist, sie verdient eine zärtlichere Behandlung."

„Du bist sehr beredt für sie, darf ich fragen, was dich so für sie gewonnen hat?"

„Ihr liebenswürdiges Betragen, das man nicht sehen kann, ohne es zu schätzen."

„Vielleicht traust du zu viel auf deine eigene

Beobachtung: es könnte seyn, daß dieß liebenswürdige Betragen dich hinterginge."

„Verzeihen Sie mir, es kann mich auf keine Weise hintergehen."

„Du hast wahrscheinlich gute Ursachen zu dieser Versicherung, und ich sehe aus deiner Bewunderung dieser arglosen Unschuld, daß es ihr gelungen ist, auch dein Herz zu fangen."

„Es ist ihr gelungen, meine wärmste Bewunderung auf sich zu ziehen, ohne daß sie je eine solche Absicht haben konnte."

Frau von La Motte wollte antworten, wurde aber durch ihren Mann verhindert der auf das neue aus seinen Träumen erweckt, nach der Ursache des Streits fragte. „Lassen Sie doch die Kindereyen," sagte er mit mißfälligem Tone. „Wahrscheinlich hat Adeline ein Versehen im Haushalten begangen, und eine so schreckliche Beleidigung verdient allerdings exemplarische Strafe. Nur bitte ich, mich mit Ihren Zänkereyen zu verschonen. Wenn Sie tyrannisiren müssen, Madame, so thun Sie es für sich."

Mit diesen Worten ging er hinaus, Louis folgte ihm auf dem Fuße nach und Madame blieb ihren eigenen unmüthigen Gedanken überlassen. Ihre üble Laune entsprang aus der gewöhnlichen Quelle. Sie hörte, daß Adeline spatzieren gegangen war, und da La Motte sich ebenfalls in aller Frühe in den Wald begeben hatte, gab ihre Ein=

bildung ihr ein, daß beyde eine Zusammenkunft verabredet hätten. Adelinens Eintritt, die kurz vor La Motten kam, bestärkte sie ihrem Verdacht, und ihre Erbitterung stieg zu einem solchen Grade, daß weder die Gegenwart ihres Sohnes, noch ihre gewohnte gute Lebensart, den Ausbruch ihrer Leidenschaft zurückhalten konnte. Adelinens Betragen sowohl, als La Mottens anscheinende Gleichgültigkeit hielt sie für Verstellung; so wahr ist es, „daß die unbedeutendsten „Kleinigkeiten dem verblendeten Auge der Eifer„sucht heilige Gewißheit sind."

Adeline war in ihr Zimmer gegangen, um ihren Thränen freyen Lauf zu lassen. Sobald ihre erste Bewegung nachließ, ging sie ihr ganzes Betragen durch; und da sie nichts fand, dessen sie sich anschuldigen konnte, wurde sie ruhiger und fand ihren besten Trost im Bewußtseyn ihrer redlichen Gesinnung. Im Augenblick der Anklage kann zuweilen die Unschuld mit der Strafe sich bedrückt fühlen, welche nur dem Schuldigen gebührt; allein Betrachtung zerstört die Täuschung des Schreckens und führt der schmerzenden Brust den Trost der Tugend zu.

La Motte war in den Wald gegangen, wohin Louis ihm folgte, in der Absicht, den Gegenstand seiner Schwermuth zu berühren. „Der Morgen ist sehr schön," sagte Louis, „wenn Sie mir erlauben, will ich Sie begleiten." La

Motte verbarg seine Unzufriedenheit, und nachdem sie eine Weile gegangen waren, veränderte er den Weg, und schlug einen Fußpfad ein, der nach der entgegen gesetzten Richtung führte, die Louis den Tag zuvor ihn hatte nehmen sehen.

Louis bemerkte, daß der Gang, den sie verlassen hätten, schattiger und angenehmer wäre. La Motte that nicht, als wenn er es hörte. „Er führt zu einem sonderbaren Ort, den ich gestern entdeckte," fuhr Louis fort. — La Motte sah auf: Louis beschrieb das Grabmahl und sein Abenteuer. La Motte faßte ihn bey dieser Erzählung scharf in das Auge, während er selbst sich sichtlich verfärbte.

„Du warst sehr verwegen," antwortete er, nachdem Louis seine Erzählung geendiget hatte, „dich an diesen Ort zu wagen. Ich wollte dir wohl rathen, vorsichtiger beym Erforschen der Tiefen dieses Walds zu seyn! Ich habe mich noch nicht über eine gewisse Grenze hinein gewagt und weiß folglich nicht, was für Bewohner er enthält. Deine Nachricht beunruhigt mich, denn wenn Räuber sich in dieser Gegend aufhalten, so bin ich nicht sicher vor ihren Anfällen. Zwar habe ich wenig zu verlieren, mein Leben ausgenommen."

„Und das Leben der Ihrigen," fiel Louis ein. — „Natürlich," sagte La Motte.

„Ich möchte gern mehr Gewisheit über die-

sen Punct haben" — fuhr Louis fort, „und überlege eben, auf welche Art wir sie erhalten könnten."

„Das ist unnütz zu überlegen," sagte sein Vater mit finsterer Miene, „die Nachforschung selbst ist Gefahr: vielleicht würdest du mit deinem Leben für deine Neugier büssen müssen. Unsere einzige Sicherheit ist, uns unentdeckt zu halten. Komm, laß uns wieder nach der Abtey gehen."

Louis wußte nicht, was er denken sollte; allein er enthielt sich, weiter von der Sache zu reden. La Motte verfiel bald nachher in Tiefsinn, und sein Sohn ergriff die Gelegenheit, die Niedergeschlagenheit zu beklagen, die er seit einiger Zeit an ihm bemerkt hätte.

„Lieber beklage die Ursache davon," sagte La Motte mit einem Seufzer.

„Das thue ich herzlich, was sie auch sey. Darf ich es wagen, Sie darum zu fragen?"

„Sind dir denn meine Unfälle so wenig bekannt, daß du eine solche Frage thun mußt? Bin ich nicht von meiner Heimath, von meinen Freunden, ja beynahe aus meinem Vaterlande vertrieben, und du kannst noch fragen, was mich bekümmert?"

Louis fühlte die Richtigkeit dieses Vorwurfs und schwieg einen Augenblick. „Daß Sie bekümmert sind, darf mich freylich nicht befremden,

theuerster Vater; es würde vielmehr zu verwundern seyn, wenn Sie es nicht wären."

„Nun was befremdet dich denn?"

„Die Heiterkeit, die ich anfänglich an Ihnen bemerkte."

„Eben klagst du, daß ich niedergeschlagen bin, und jetzt scheint es dir nicht recht, daß ich einst heiter war. Wie soll ich das nehmen?"

Sie mißverstehen mich, mein Vater, nichts würde mich inniger freuen, als diese Heiterkeit wiederkehren zu sehen: die nähmliche Ursache des Kummers war auch damahls vorhanden, und doch waren Sie heiter."

„Meine damahlige Erheiterung hättest du ohne Schmeicheley auf deine eigene Rechnung schreiben können; deine Gegenwart freute mich, und ich wurde zugleich von einer Last Besorgnisse befreyt."

„Warum aber sehe ich Sie jetzt nicht mehr heiter, da noch derselbe Anlaß, den Sie so gütig äußern, da ist."

„Und warum besinnst du dich nicht, daß du mit deinem Vater sprichst?"

„Ich besinne mich dessen, und nur Sorge für meinen Vater konnte mich so weit treiben: mit unbeschreiblichem Schmerz sehe ich, daß ein geheimer Kummer an Ihnen nagt: entdecken Sie ihn, liebster Vater, denen, die einen Antheil an allem, was Sie bekümmert, fordern,

und lassen Sie durch Theilnahme seine Bitterkeit mildern."

Louis blickte auf, er sah seines Vaters Gesicht bleich wie der Tod; seine Lippen bebten indem er sprach:

„Dein Scharfsinn, so sehr du auch darauf bauen magst, hat dich dießmahl irre geführt. Ich habe keinen Kummer, als den ich dir bereits gesagt habe, und ich bitte mir aus, daß dieses Gespräch nie wieder angeknüpft wird."

„Wenn Sie es befehlen, so muß ich gehorchen, aber verzeihen Sie mir, wenn —"

„Ich will nicht verzeihen, junger Mensch"— fiel sein Vater unwillig ein, „das Gespräch soll hier zu Ende seyn." — Hierauf beschleunigte er seine Schritte, und Louis, der es nicht weiter zu führen wagte, ging schweigend neben ihm, bis sie die Abtey erreichten.

Adeline brachte den größten Theil des Tages in ihrem Zimmer zu, wo sie ihr Herz gegen das unverdiente Mißfallen der Frau von La Motte zu stählen suchte. Dieses Geschäft war schwerer, als das, sich selbst loszusprechen. Sie liebte sie, und hatte auf ihre Freundschaft getraut, die ihr trotz des letzten Betragens noch immer schätzbar war. Sie hatte nicht verdient, sie zu verlieren, allein Madame war so ungeneigt zu Erläuterungen, daß sie wenig Hoffnung sah, sie wieder zu erlangen so ungegründet auch ihr Mißfallen seyn möchte. End-

lich suchte sie sich zu beruhigen und gewaltsam ihr Herz zum Schweigen zu bringen.

Mehrere Stunden lang beschäftigte sie sich mit einer Nätherey, die sie für Frau von La Motte angefangen hatte, und zwar that sie dieß ohne die Absicht, dadurch um ihre Gunst zu werben, sondern weil sie eine gewisse Befriedigung dabey empfand, Unfreundlichkeit auf diese Art zu vergelten. Selbstliebe mag wohl der Centralpunct seyn, um den die menschlichen Neigungen sich drehen; denn alle Ursachen, die zur Selbstbefriedigung führen, lassen sich am Ende in Selbstliebe auflösen, doch sind einige dieser Neigungen so fein in ihrer Natur, daß sie beynahe den Nahmen Tugend verdienen, wenn wir gleich ihren Ursprung nicht läugnen können, und von dieser Art war gewiß Adelinens Gefühl.

Mit dieser Beschäftigung und mit Lesen brachte sie so viel als möglich vom Tage hin. Bücher machten in der That stets ihr Hauptvergnügen, und ihre Quelle des Unterrichts aus. La Motte hatte zwar wenige, aber diese waren sehr gut gewählt und Adeline konnte Vergnügen daran finden, sie mehr als einmahl zu lesen. Wenn ihre Seele durch ihrer Freundinn Behandlung, oder durch Rückblick auf ihr frühes Mißgeschick bekümmert war, so wiegte ein Buch sie in sanfte Ruhe. La Motte besaß verschiedene der besten italiänischen Dichter, deren Sprache Adeline im

Kloster gelernt hatte. Sie konnte ihre Schönheiten fühlen, und sie begeisterten sie oft mit schwärmerischen Entzücken.

Gegen Abend verließ sie ihr Zimmer, um den Untergang der Sonne zu genießen, entfernte sich aber nicht weiter, als bis in eine Allee des Waldes, die nach Westen ging. Bey ihrer Zurückkunft in die Abtey kam ihr Louis entgegen, der nicht umhin konnte, ihr seyn Beyleid über den Auftritt des Morgens zu bezeugen, und sie seines wärmsten Eifers, wenn er zur Aufklärung des Mißverständnißes zwischen ihr und seiner Mutter beytragen könnte, zu versichern.

Adeline dankte ihm für sein freundschaftliches Anerbiethen, das sie tiefer fühlte, als sie zu äussern rathsam fand. „Ich bin mir keines Vergehens bewußt,“ sagte sie, „das mir den Unwillen der Frau von La Motte könnte zugezogen haben, und weiß ihn folglich auf keine Weise zu erklären. Ich habe oft eine Aufklärung gesucht, die sie aber eben so sorgfältig vermied, und halte es deßwegen für das Beste, die Sache nicht weiter zu berühren. Indessen erlauben Sie mir, Sie meines wärmsten Danks für Ihre Güte zu versichern.“

Ludwig seufzte und schwieg. „Ich wünschte wohl,“ sagte er endlich, „Sie möchten mir erlauben, mit meiner Mutter zu sprechen. Ich bin fast überzeugt, daß ich sie von ihrem Irrthum überführen würde.“

„Auf

„Auf keine Weise," erwiederte Adeline. „Die Unzufriedenheit Ihrer Frau Mutter hat mir sehr weh gethan, allein sie zu einer Erleiterung zwingen zu wollen, würde sie nur erhöhen, statt sie aus dem Wege zu räumen. Lassen Sie mich Sie bitten, keinen solchen Versuch zu machen."

„Ich unterwerfe mich Ihrem Urtheil," sagte Ludwig, „wiewohl es dießmahl ungern geschieht, ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen nützlich seyn zu können."

Er sprach diese Worte in einem so zärtlichen Ton, daß Adeline zum ersten Mahle die Empfindungen seines Herzens merkte. Hätte sie mehr Eitelkeit besessen, so würde sie längst Louis Aufmerksamkeit für etwas mehr als bloße Höflichkeit gehalten haben. Sie that nicht, als ob sie seine letzten Worte bemerkte, sondern schwieg, und beschleunigte unwillkührlich ihre Schritte. Louis sprach nichts weiter, sondern schien in Gedanken versunken, und dieß Schweigen dauerte fort, bis sie die Abtey erreichten.

Sechstes Kapitel.

Beynahe ein Monath verstrich, ohne daß sich etwas merkwürdiges ereignete. La Mottens Schwermuth verminderte sich wenig, und seiner Frau Betragen gegen Adelinen, wiewohl etwas milder, war noch immer weit entfernt, gültig zu seyn. Louis bezeugte durch unzählige kleine Achtsamkeiten seine wachsende Neigung für Adelinen, die sie als leichte Höflichkeit zu behandeln fortfuhr.

An einem stürmischen Abend, als sie sich zum Schlafengehen anschickten, wurden sie durch ein Trampeln von Pferden nahe bey der Abtey beunruhiget: der Ton mehrerer Stimmen folgte darauf und ein lautes Klopfen am großen Thore der Halle bestätigte bald nachher ihr Schrecken. La Motte zweifelte nicht, daß die Gerichtsdiener endlich seinen Aufenthalt entdeckt hätten, und die Angst raubte ihm beynahe alles Bewußtseyn: indessen befahl er, die Lichter auszulöschen, und ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, um auch nicht die kleinste Möglichkeit von Rettung unversucht zu lassen. Kaum waren seine Befehle vollzogen, als das Klopfen erneuert wurde und

mit vermehrter Heftigkeit. La Motte ging jetzt nach einem kleinen Gitterfenster am Thore, um die Zahl und das Ansehen der Fremden zu bemerken.

Die Dunkelheit vereitelte seinen Vorsatz; er konnte nur einen Trupp Menschen zu Pferde sehen, doch hörte er bey scharfem Aufmerken einen Theil ihres Gesprächs. Einige stritten, daß sie sich in dem Orte geirrt hätten, bis ein Mann, der nach seiner gebiethrischen Stimme zu urtheilen, ihr Anführer zu seyn schien, behauptete, er hätte an dieser Stelle Licht gesehen, und wüßte gewiß, daß Menschen hier seyn müßten. Hierauf klopfte er nochmahls laut an, und erhielt nur hohlen Widerschall zur Antwort. La Mottens Herz erbebte, und er war unvermögend, sich zu bewegen.

Nachdem die Fremden eine Zeitlang gewartet hatten, schienen sie etwas zu berathschlagen, allein ihr Gespräch wurde so leise geführt, daß La Motte den Inhalt nicht verstehen konnte. Sie verließen das Thor als wollten sie fortgehen; gleich darauf aber glaubte er sie unter den Bäumen an der andern Seite des Gebäudes zu hören, und wurde bald überzeugt, daß sie die Abtey nicht verlassen hatten. Er hielt noch einige Minuten in peinlicher Ungewißheit aus, und verließ dann das Thor, an welches Louis sich stellte, um sich nach der Seite des Gebäudes zu begeben, wo er den Ort, an welchem sie sich seiner Meinung nach aufhielten, übersehen konnte.

Der Sturm tobte laut und die hohlen Windstöße, die zwischen den Bäumen rauschten, hinderten ihn, irgend einen andern Ton zu unterscheiden. Einmahl, als der Wind stille war, glaubte er deutlich Stimmen zu hören; allein er brauchte sich nicht lange mit Vermuthungen zu begnügen; das erneuerte Klopfen am Thore erschreckte ihn, und ohne auf seine Frau und Adelinen Rücksicht zu nehmen, lief er, um sein letztes Heil durch die Fallthüre zu versuchen.

Kurz darauf, da die Heftigkeit der Bestürmer mit jedem Windstoße zu wachsen schien, brach das alte verfallene Thor aus seinem Schwingen und ließ sie in die Halle. So wie sie hereintraten, bestärkte ein Schrey von Frau von La Motte, die an der Thüre des angrenzenden Zimmers stand, die Vermuthung des vornehmsten Fremden, der so schnell als die Dunkelheit es ihm zuließ, näher kam.

Adeline war in Ohnmacht gefallen, und Frau von La Motte schrie laut nach Hülfe. Peter trat mit Licht herein und sah die Halle voll Menschen und sein junges Fräulein sinnlos auf der Erde liegen. Ein Herr trat hervor, bat Madam um Verzeihung wegen seines unartigen Betragens, und wollte eine Entschuldigung vorbringen, als er Adelinen wahrnahm und auf sie zueilte, um sie aufzuheben; allein Louis, der jetzt zurück-

kam, nahm sie in seine Arme und bat dem Fremden, sich nicht zu bemühen.

Der Mann, zu dem er dieß sagte, trug den Stern von einem der höchsten Orden in Frankreich, und hatte ein Ansehen von Würde, das seinen vornehmen Rang bezeugte. Er schien nahe an vierzig zu seyn, vielleicht aber machte das Feuer seines Gesichtes den Eindruck der Zeit auf seinen Zügen weniger merklich. Seine sanfte Miene und einnehmendes Wesen, während er, ohne auf sich selbst zu achten, nur um Adelinens Zustand bekümmert schien, zerstreute nach und nach Frau von La Mottens Angst und milderte Louis plötzliche Empfindlichkeit. Adelinen, die noch immer nicht bey sich selbst war, staunte er mit einer heißen Bewunderung an, die alle Fähigkeiten seiner Seele zu verschlingen schien. In der That war sie auch ein Gegenstand, den man nicht mit Gleichgültigkeit betrachten konnte.

Ihre Schönheit, mit der Blässe der Unpäßlichkeit überzogen, gewann bey dem Gefühle, was sie an Blüthe verlor. Ihre nachlässige Kleidung, die man, um ihr Luft zu machen, geöffnet hatte, zeigte die glühenden Reize, welche ihre braunen, herabfallenden Locken nur beschatteten, aber nicht verheelen konnten.

Noch ein Fremder trat jetzt herein, ein junger Ritter, der eilends etwas zu dem ältern sagte, und dann zu der Gruppe trat, die Adelinen um-

ringte. Er war schön gewachsen, und sein Gliederbau eben so fein proportionirt, als männlich; sein Gesicht war beseelt, aber nicht stolz; edel, doch unaussprechlich sanft. Es wurde noch interessanter durch den Antheil, den er an Adelinen zu nehmen schien, die jetzt auflebte, und ihn, den ersten Gegenstand, den ihre Augen trafen, in stummer Angst über sich hängen sah.

Eine schnelle Röthe überflog ihre Wangen, sie erkannte ihn für den Fremden, den sie im Walde gesehen hatte. Augenblicklich aber verwandelte sich ihre Farbe in die Blässe des Schreckens, als sie das Zimmer mit Menschen angefüllt sah. Louis führte sie in ein anderes Zimmer, wohin die beyden Herren ihr folgten, und sich auf das neue wegen des Schreckens, den sie verursacht hatten, entschuldigten. Der ältere wandte sich zu Frau von La Motte: „Ohne Zweifel, Madame, ist Ihnen nicht bekannt, daß ich der Besitzer dieser Abtey bin;“ — sie erschrack. — „Beunruhigen Sie sich nicht, Madame, Sie sind sicher willkommen. Ich habe diesen verfallenen Ort längst verlassen, und schätze mich glücklich, wenn er Ihnen eine Zuflucht gewährt hat.“

Frau von La Motte bezeugte ihren Dank für diese Güte, und Louis äußerte, wie sehr er die Höflichkeit des Marquis de Montalt zu schätzen wüßte: denn dieß war der Nahme des edeln Fremden.

„Ich halte mich meistens in einer fernen Provinz auf," sagte der Marquis, „allein ich besitze ein kleines Lustschloß nahe an diesem Walde und bey der Rückkehr von einer kleinen Reise habe ich mich von der Nacht überfallen lassen und meinen Weg verloren. Ein Licht, welches durch die Bäume schimmerte, zog mich hieher, und die Dunkelheit außen war so tief, daß ich nicht wußte, woher es kam, bis ich vor der Thüre der Abtey war."

Das edle Ansehen der Fremden, ihre vornehme Kleidung und mehr als alles, diese Worte, zerstreuten jeden übrig gebliebenen Zweifel bey Madame, und sie wollte eben Befehl geben ihnen Erfrischungen vorsetzen zu lassen, als La Motte, der gehorcht hatte, und nun überzeugt war, daß er nichts zu fürchten brauchte, in das Zimmer trat.

Er ging mit gefälliger Miene auf den Marquis zu, als er aber reden wollte, erstarben die Worte des Willkommens auf seinen Lippen, seine Glieder zitterten und Todtenblässe überzog sein Gesicht. Der Marquis war nicht viel weniger bestürzt, und legte im ersten Augenblicke der Überraschung die Hand an den Degen, besann sich aber, zog sie zurück und bemühete sich, die Bewegung seines Gesichtes zu verbergen. Es erfolgte eine Pause ängstlichen Schweigens. La Motte machte eine Bewegung gegen die Thüre, allein

sein erschütterter Körper weigerte sich ihn zu unterstützen, und er sank in einen Stuhl. Das Schrecken in seinem Gesichte und sein ganzes Betragen erregten die höchste Befremdung bey seiner Frau, deren Augen den Marquis mehr fragten, als er zu beantworten gut fand: seine Blicke vermehrten das Geheimniß statt es zu erläutern, und verriethen ein Gemisch von Bewegungen, die sie nicht zu erklären wußte. Indessen suchte sie ihrem Manne beyzuspringen, allein er stieß sie zurück, wandte das Gesicht ab und bedeckte es mit beyden Händen.

Der Marquis, der seine Gegenwart des Geistes wieder zu erhalten schien, wollte nach der Thüre der Halle gehen, wo seine Leute versammelt waren, als La Motte, mit verstörtem Blick, ihn umzukehren bat. Der Marquis sah sich um und stand still, schien aber noch unentschlossen; ein Blick auf Adelinen, deren stumme Angst für La Motten zu flehen schien, bestimmte ihn, und er setzte sich nieder. „Ich ersuche Sie, gnädiger Herr!“ sagte La Motte, „mir eine geheime Unterredung von einigen Augenblicken zu erlauben.“

„Diese Foderung ist etwas stark und mehr, als ich gewähren kann. Sie können mir nichts zu sagen haben, was nicht Ihrer Familie bekannt wäre; tragen Sie also Ihre Sache vor, und fassen sich kurz.“

La Mottens Gesicht verändert sich bey jedem Worte dieser Rede. „Unmöglich, gnädiger Herr,“ sagte er, „meine Lippen sollen sich auf ewig schliessen, ehe sie vor einem andern Sterblichen die Worte aussprechen, die Ihnen allein aufbehalten sind. Ich bitte Sie, ich flehe Sie nur um einige Augenblicke!“

Bey diesen Worten traten ihm Thränen in die Augen, und der Marquis, durch seinen Kummer besänftigt, willigte, wiewohl mit sichtlicher Unruhe und Widerwillen, in sein Verlangen.

La Motte nahm ein Licht und führte den Marquis in ein kleines Zimmer in einem entlegenen Theile des Gebäudes, wo sie beynahe eine Stunde blieben. Madame, durch ihre lange Abwesenheit beunruhigt, ging ihnen nach: eine Neugier, die unter diesen Umständen vielleicht nicht zu tadeln war, trieb sie an zu horchen. La Motte sprach mit großer Bewegung. „Der Wahnsinn der Verzweiflung,“ sagte er — das Folgende konnte sie nicht verstehen. „Ich habe mehr gelitten, als ich sagen kann,“ fuhr er fort, „dieses Bild hat mich in meinen nächtlichen Träumen, und bey meinen Wanderungen am Tage begleitet. Es gibt keine Strafe, außer dem Tode, die ich nicht erdulden wollte, um den Seelenzustand wieder zu erlangen, den ich mit in diesen Wald brachte. Ich flehe Sie nochmahls um Mitleid.“

Ein lauter Windstoß, der den Gang hinab

scholl, wo Frau von La Motte stand, überwältigte seine Stimme und des Marquis Antwort; bald darauf aber hörte sie folgende Worte: „Morgen, gnädiger Herr, wenn Sie wieder hierher kommen, will ich Sie nach dem Orte führen.“

„Das ist kaum nöthig, und dürfte gefährlich seyn,“ erwiederte dieser.

„Ich kann Ihnen diese Zweifel nicht verdenken,“ versetzte La Motte, „allein ich will schwören, was Sie mir vorlegen. Ja, was auch die Folge seyn mag, ich will schwören, mich Ihrem Ausspruche zu unterwerfen!“

Der Sturm verschlang auf das neue den Laut ihrer Stimmen, und Frau von La Motte bemühte sich vergebens die Worte zu hören, woran wahrscheinlich die Erläuterung dieses seltsamen Geheimnißes hing. Sie gingen jetzt nach der Thüre zu und sie begab sich eilends in das Zimmer zurück, wo sie Adelinen mit Louis und dem jungen Chevalier gelassen hatte.

Der, Marquis und La Motte kamen bald nach ihr: der erste stolz und kalt; der letzte etwas gefaßter als zuvor, wiewohl der Eindruck des Schreckens noch nicht von seinem Gesichte verwischt war. Der Marquis ging nach der Halle, wo sein Gefolge wartete; der Sturm hatte sich noch nicht gelegt, allein er schien ungeduldig fortzukommen, und befahl seinen Leuten, sich bereit zu machen. La Motte beobachtete ein finste-

res Stillschweigen, ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab, und schien dann wieder in Nachsinnen verloren. Indessen setzte sich der Marquis zu Adelinen, und widmete ihr seine ganze Aufmerksamkeit, außer wenn plötzliche Anwandlungen von Geistesabwesenheit sich seiner bemächtigten und ihn in kurzes Stillschweigen versenkten: zu solchen Zeiten richtete der junge Chevalier sein Gespräch an sie, die zwischen Furchtsamkeit und Unruhe getheilt, gegen beyde gleich zurückhaltend blieb.

Der Marquis war nun beynahe zwey Stunden auf der Abtey gewesen, und da das Ungewitter noch immer anhielt, both ihm Frau von La Motte ein Bett an. Ein Blick von ihrem Manne machte sie für die Folge zittern. Doch wurde das Anerbiethen höflich abgelehnt, weil der Marquis sichtlich eben so ungeduldig fort verlangte, als sein Wirth ihn loszuwerden wünschte. Er ging oft in die Halle und sah ungeduldig nach den Wolken. Man konnte in der Finsterniß der Nacht nichts wahrnehmen, nichts hören, als das Pfeifen des Sturms.

Der Morgen dämmerte ehe sie fortgingen; als er sich anschickte, die Abtey zu verlassen, zog ihn La Motte nochmahls bey Seite und sprach einige Augenblicke leise mit ihm. Seine heftige Gestikulation, die Frau von La Motte aus einem andern Ende des Zimmers bemerkte, erhöhte

ihre Neugier zu wilder Angst. Ihr Bemühen, die Worte zu verstehen, war vergebens, weil sie zu leise gesprochen wurden.

Endlich zog der Marquis mit seinem Gefolge ab, und La Motte, nachdem er mit eigener Hand die Thore befestigt hatte, begab sich schweigend und düster in sein Schlafzimmer. Sobald sie allein waren, drang Madame in ihn, ihr den vorgefallenen Auftritt zu erklären. „Legen Sie mir keine Fragen vor," sagte La Motte wild; „denn ich will keine beantworten: ich habe mir bereits alles Reden über die Sache verbethen."

„Über welche Sache?" — fragte seine Frau.

La Motte schien sich zu besinnen — „Gleichviel — ich irrte mich; ich glaubte, Sie hätten mich schon mit diesen Fragen gequält."

„Ach," sagte Frau von La Motte, „so ist es also, wie ich fürchtete. Ihre bisherige Schwermuth und die Angst dieser Nacht haben eine Ursache!"

„Und warum forschen, oder fragen Sie darnach? Soll ich ewig mit Vermuthungen verfolgt werden?"

Verzeihen Sie mir, es war nicht meine Absicht, Sie zu verfolgen: allein meine Angst für Ihr Wohl wird mich unter dieser schrecklichen Ungewißheit nicht ruhen lassen. Lassen Sie mich das Vorrecht einer Gattinn fodern, und den Kummer theilen, der Sie niederdrückt. Verweigern Sie mir nicht —" La Motte unterbrach sie —

„Was auch die Ursache der Bewegungen seyn mag, die Sie mit angesehen haben," sagte er, „so schwöre ich hiemit, sie jetzt nicht zu entdecken. Vielleicht wird eine Zeit kommen, wo ich es nicht länger nöthig glauben werde, sie zu verheelen. Bis dahin schweigen Sie und stehen von allen Fragen ab: vor allen Dingen enthalten Sie sich, gegen irgend jemand zu erwähnen, was Sie ungewöhnliches an mir bemerkt zu haben glauben. Begraben Sie Ihre Zweifel in Ihrer eigenen Brust, wenn Sie meinen Fluch und Verderben zu vermeiden wünschen."

Der schreckliche Ton, womit er dieses sprach, während eine hohe Röthe sein Gesicht überzog, machte seine Frau schaudern, und sie enthielt sich aller Antwort.

Frau von La Motte legte sich zur Ruhe, aber nicht zum Schlaf. Sie dachte über das Vorgefallene nach, und ihre Befremdung und Neugier über ihres Mannes Worte und Betragen wurde durch Nachdenken nur noch geschärft. Eine Wahrheit sah sie indessen: sie konnte nicht zweifeln, daß La Mottens geheimnißvolles Betragen, welches seit so vielen Monathen sie mit Angst erfüllt hatte, und der Auftritt mit dem Marquis aus der nähmlichen Ursache entsprangen. Diese Überzeugung, die zu beweisen schien, wie ungerecht sie Adelinen in Verdacht gehabt hatte, brachte einen peinlichen Selbstvorwurf mit. Sie sah

mit Ungeduld dem morgenden Tage entgegen, der den Marquis wieder nach der Abtey bringen würde. Endlich trat die ermattete Natur in ihre Rechte und gab einer kurzen Vergessenheit des Kummers Raum.

Den folgenden Tag kam die Gesellschaft erst spät beym Frühstück zusammen. Jedes Glied schien schweigend und abgezogen, sehr verschieden aber war der Ausdruck ihres Gesichts und mehr noch, der Inhalt ihrer Gedanken. La Motte schien von ungeduldiger Angst gequält, doch herrschte die Düsterkeit der Verzweiflung in seinen Zügen. Eine gewisse Wildheit in seinem Blicke verrieth oft das plötzliche Auffahren des Schreckens, und dann sanken wiederum seine Züge in trübe Niedergeschlagenheit zurück.

Frau von La Motte schien unter einer ängstlichen Unruhe zu arbeiten: sie beobachtete jeden Zug in ihres Mannes Gesicht und erwartete ungeduldig des Marquis Ankunft. Louis war still und nachdenkend. Adeline schien ihr volles Maß von Unruhe zu empfinden. Sie hatte mit äußerster Befremdung La Mottens Betragen in der vergangenen Nacht bemerkt, und das glückliche Zutrauen, was sie bisher zu ihm fühlte, war sehr erschüttert worden. Auch fürchtete sie, daß dringende Umstände ihn wieder in die Welt werfen und ihn unfähig oder ungeneigt machen würden, ihr ferner eine Zuflucht unter seinem Dache zu geben.

La Motte ging während des Frühstücks oft an das Fenster und sah ängstlich hinaus. Seine Frau verstand die Ursache seiner Ungeduld nur zu gut, und bemühte sich die ihrige zu unterdrücken. Louis versuchte in diesen Zwischenzeiten oft einige Erläuterung von seinem Vater zu erhalten, allein La Motte ging immer wieder an den Tisch zurück, wo Adelinens Gegenwart ein ferneres Gespräch verhinderte.

Nach dem Frühstücke ging er auf dem freyen Platz, wohin Louis ihm folgen wollte; La Motte erklärte kurz, er wollte allein seyn, und entfernte sich bald nachher, da der Marquis noch nicht erschien, weiter von der Abtey. Adeline verfügte sich mit Frau von La Motte in ihr gewöhnliches Arbeitszimmer. Diese nahm ein heiteres, ja sogar freundliches Wesen an, und weil sie es nothwendig fühlte, eine Ursache wegen La Mottens auffallender Bewegung anzuführen und der Befremdung vorzubeugen, die des Marquis unerwartetes Wiederkommen Adelinen verursachen mußte, wenn sie es mit dem Betragen der vorigen Nacht zusammen hielt, erwähnte sie, daß der Marquis und La Motte einander lange gekannt hätten, und daß dieß unvermuthete Wiedersehen nach einer Trennung von vielen Jahren, und zwar unter so veränderten und beschämenden Umständen von Seiten ihres Mannes, ihm eine schmerzliche Empfindung verursacht hätte; dazu

käme noch, daß der Marquis vormahls einige Umstände seines Betragens gegen ihn gemißdeutet, wodurch eine Aufhebung ihres freundschaftlichen Verhältnisses veranlaßt sey.

Die Erläuterung überzeugte Adelinen nicht, weil sie den Grad von Bestürzung, welche sowohl der Marquis als La Motte verrathen hatten, nicht zu rechtfertigen schien. Ihre Verwunderung und Neugier wurde durch die Worte, welche sie ablenken sollten, nur noch mehr erhöht, doch enthielt sie sich, ihre Gedanken zu äußern.

Madame fuhr fort, und sagte: „sie erwartete den Marquis diesen Morgen und hoffte, alles noch übrige Mißverständniß würde dann ganz beygelegt werden.“

Adeline erröthete und wollte antworten, aber ihre Lippen bebten. Sie fühlte ihre Bewegung, und daß Madame sie bemerkte; ihre Verwirrung stieg und wurde durch ihr Bemühen, sie zu verbergen, nur noch sichtlicher. Immer noch bemühte sie sich, das Gespräch anzuknüpfen, und immer fand sie es unmöglich, ihre Gedanken zu sammeln. Voll Angst, das Madame die Empfindung entdecken würde, die bis jetzt ihr selbst Geheimniß gewesen war, verlor sie die Farbe, ihre Augen sanken zur Erde und sie konnte nicht mehr athmen. Frau von La Motte fragte, ob ihr nicht wohl sey? und Adeline, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, ging auf ihr Zimmer, um

ihren

ihren Gedanken nachzuhängen, die jetzt ganz mit der Erwartung beschäftigt waren, den jungen Chevalier, der den Marquis begleitet hatte, wieder zu sehen.

Sie sah aus dem Fenster den Marquis zu Pferde mit verschiedenen Begleitern in der Ferne heran kommen und eilte, der Frau von La Motte seine Ankunft zu melden. In kurzer Zeit war er am Thore, und Madame und Louis gingen hinaus, ihn zu empfangen, weil La Motte noch nicht wieder gekommen war. Er trat in Begleitung des jungen Chevaliers in die Halle, begrüßte Madam mit etwas förmlicher Höflichkeit und fragte nach ihrem Manne, den Louis aufzusuchen eilte.

Der Marquis schwieg einige Augenblicke und fragte dann Frau von La Motte, wie sich ihre schöne Tochter befände? Madame merkte, daß er Adelinen meinte, und nachdem sie seine Frage beantwortet und leichthin gesagt hatte, Adeline wäre nicht mit ihr verwandt, wurde sie herunter gerufen, weil der Marquis einen Wunsch nach ihrer Gesellschaft äußerte. Sie trat mit bescheidenen Erröthen und einem furchtsamen Wesen herein, welches alle seine Aufmerksamkeit zu beschäftigen schien. Sie beantwortete seine Höflichkeit mit holder Anmuth, als aber der junge Chevalier sich ihr nahete, machte seine wärmere Anrede sie unwillkührlich zurückhaltender, und

sie wagte kaum die Augen aufzuschlagen, um nicht den seinigen zu begegnen.

La Motte kam herein und der Marquis beantwortete die Entschuldigung seiner Abwesenheit nur durch eine leichte Verneigung mit dem Kopfe, indem er zugleich in seiner Miene Mißtrauen und Stolz verrieth. Sie verließen gleich darauf die Abtey mit einander, und der Marquis winkte seinen Leuten, ihm in einiger Entfernung zu folgen. La Motte hieß seinen Sohn zurückbleiben, doch bemerkte Louis, daß er den Weg in die dickste Gegend des Waldes nahm. Er verlor sich in einem Chaos von Vermuthungen, und Neugier und Besorgniß für seinen Vater bewegten ihn, in einiger Entfernung zu folgen.

Der junge Fremde, den der Marquis Theodor genannt hatte, blieb indessen bey den Frauenzimmern. Frau von La Motte konnte mit aller Kunst ihre Unruhe nicht ganz verbergen. Sie ging unwillkührlich nach der Thüre, so oft sie einen Fußtritt hörte, und begab sich mehrmahls in die Halle, um nach dem Walde zu sehen, kehrte aber eben so oft in ihrer Erwartung betrogen zurück. Niemand erschien. Theodor schien so viel von seiner Aufmerksamkeit auf Adelinen zu richten, als die Höflichkeit ihm von Frau von La Motte abzuziehen erlaubte. Sein so sanftes und zugleich edles Wesen überwältigte unmerklich ihre Furchtsamkeit und verbannte alle Zurückhaltung.

Ihr Gespräch litt nicht länger unter einem peinlichen Zwang, sondern enthüllte allmählich die Schönheit ihres Geistes, und schien ein wechselseitiges Vertrauen zu erzeugen. Bald verrieth sich eine Gleichheit ihrer Denkungsart und das ungeduldige Vergnügen, welches Theodors Gesicht beseelte, verrieth, daß er oft ihre Gedanken voraus laß.

Ihnen däuchte die Abwesenheit des Marquis kurz, so lang sie auch der Frau von La Motte zu dauern schien, deren Gesicht sich aufklärte, als sie endlich die Pferde am Thore trampeln hörte.

Der Marquis zeigte sich nur einen Augenblick und ging mit La Motte in ein anderes Zimmer, wo sie eine kurze Zeit blieben, worauf er sich sogleich entfernte. Theodor nahm von Adelinen, die nebst La Motte und seiner Frau, sie bis an das Thor begleitete, mit einem Ausdruck zärtlichen Schmerzes Abschied, und sah sich um, bis die zwischenstehenden Bäume die Abtey seinem Blicke gänzlich verbargen.

Der vorübergehende Glanz der Freude verschwand mit dem jungen Fremden von Adelinens Wange, und mit einem Seufzer ging sie in die Halle zurück. Theodors Bild verfolgte sie bis in ihr Zimmer; sie rief sich jedes Wort seines Gesprächs zurück. Seine mit den ihrigen so gleichtönende Gefühle, sein so einnehmendes Wesen, ein seelenvolles Gesicht, so offen und edel, in

welchem männliche Würde mit süssen Wohlwollen vereinigt war, — alles dieses und tausend andere Reize drangen vor ihre Fantasie, und eine süsse Schwermuth bemeisterte sich ihrer. „Ich werde ihn nicht mehr sehen," sagte sie zu sich selbst. Ein Seufzer, der diesen Worten folgte, verrieth ihr mehr, als sie zu wissen wünschte. Sie erröthete und seufzte wieder, raffte sich dann plötzlich auf und suchte ihre Gedanken auf einen andern Gegenstand zu leiten. La Mottens Verhältniß mit dem Marquis beschäftigte eine Weile ihre Aufmerksamkeit, unfähig aber, das Geheimniß, welches hier im Grunde zu liegen schien, zu enträthseln, suchte sie Zuflucht vor ihren eigenen Betrachtungen in den angenehmern, die sie aus Büchern schöpfte.

Indessen wagte Louis, betroffen, und befremdet über die äußerste Bestürzung, welche sein Vater bey der ersten Zusammenkunft mit dem Marquis verrieth, ihn darüber zu befragen. Er zweifelte Nicht, daß der Marquis in genauem Zusammenhange mit dem Vorfall stehen müßte, der La Motten nöthigte Paris zu verlassen, und sagte seine Gedanken unverhohlen, indem er zugleich den unglücklichen Zufall beklagte, der ihn an einem Orte Zuflucht suchen ließ, welcher unter allen sie am wenigsten gewähren konnte — das Haus seines Feindes. La Motte wiedersprach seines Sohnes Meinung nicht, wiewohl er alle

deutliche Erklärung vermied, und beklagte ebenfalls das Mißgeschick, welches ihn hieher geführt hätte.

Louis Urlaub war nunmehr beynahe verflossen, und er äußerte seine Betrübniß, seinen Vater in so mißlicher Lage so bald verlassen zu müssen.

„Ich würde Sie mit weniger Schmerz verlassen,“ fuhr er fort, „wenn ich nur den ganzen Umfang Ihres Unglücks kennte. So aber muß ich mich mit Vermuthungen von Übeln quälen, die vielleicht keine Wirklichkeit haben. Befreyen Sie mich, liebster Vater, aus dieser peinlichen Ungewißheit, und lassen Sie mir zu, mich Ihres Vertrauens würdig zu beweisen.“

„Ich habe dir über die Sache bereits geantwortet, und dir verbothen, ihrer wieder zu erwähnen; jetzt sehe ich mich genöthigt, dir zu sagen, daß deine Entfernung mir nicht sehr nahe gehen kann, wenn du fortfährst, mich mit solchen Fragen zu peinigen.“

Mit diesen Worten eilte er schnell fort, und ließ seinen Sohn in Zweifel und Bekümmerniß.

Des Marquis Erscheinung hatte die eifersüchtigen Besorgnisse der Frau von La Motte zerstreut, und sie zum Gefühl ihrer Grausamkeit gegen Adelinen gebracht. Wenn sie an ihre verwaiste Lage dachte, an die zärtliche Anhänglichkeit, die stets aus ihrem Betragen hervor leuch-

tete, an die Sanftheit und Geduld, womit sie ihre Ungerechtigkeit verschmerzt hatte, so fühlte sie sich beklommen und ergrif die erste Gelegenheit, ihre vorige Güte zu erneuern. Allein sie konnte diese anscheinende Inconsequenz ihres Betragens nicht erläutern, ohne ihren gehabten Verdacht zu verrathen, an den sie jetzt mit Erröthen gedacht, und eben so wenig ihr voriges Betragen entschuldigen, ohne diese Erläuterung zu geben.

Sie mußte sich also begnügen, durch ihr bloßes Betragen ihre erneuerte Freundschaft zu zeigen. Adeline fand sich anfänglich befremdet, empfand aber zu viel Freude über die Veränderung, um bedenklich nach der Ursache zu forschen.

Allein ungeachtet der Zufriedenheit, die Adeline bey ihrer Freundinn erneuerten Güte fühlte, beschäft'gten sich doch ihre Gedanken oft mit ihrer so besonders hülflosen Lage. Sie konnte nicht umhin, weniger Vertrauen in die Freundschaft der Frau von La Motte zu setzen, als zuvor; ihr Charakter mußte ihr minder liebenswürdig scheinen, als sie sich vormahls ihn gedacht hatte, und sie glaubte ihn abwechselnden Launen unterworfen. Auch dachte sie oft an die seltsame Erscheinung des Marquis auf der Abtey, an die gegenseitige Bestürzung und anscheinendes Mißfallen zwischen ihm und La Motte, und konnte es nicht reimen, wie unter solchen Umständen La

Motte in seinem Gebiethe bleiben, und der Marquis ihn darin dulden mochte.

Ihre Seele kehrte vielleicht öfter zu diesen Gegenständen zurück, weil er mit Theodor zusammen hing, doch war sie sich dieser Vorstellung nicht deutlich bewußt. Sie schrieb den Antheil, den sie bey dieser Sache fühlte, ihrer Sorge für La Mottens Wohl und für ihr eigenes künftiges Geschick zu, welches jetzt so tief mit dem seinigen verwebt war. Zuweilen ertappte sie sich zwar auf Vermuthungen über den Grad der Verwandtschaft zwischen Theodor und dem Marquis, dann aber that sie plötzlich ihren Gedanken Einhalt, und tadelte sich streng, zu einem Gegenstand übergeschweift zu seyn, den sie für ihre Ruhe nur zu gefährlich fühlte.

Siebentes Kapitel.

Wenig Tage nach der im vorigen Kapitel erzählten Begebenheit, als Adeline einsam in ihrem Zimmer saß, wurde sie durch das Trampeln von Pferden nahe beym Thore aus ihren Fantasien erweckt, und sah aus ihrem Fenster den Marquis de Montalt in die Abtey gehen. Diese Erscheinung befremdete sie, und eine Bewegung, in

deren Ursache sie nicht forschen mochte, trieb sie sogleich vom Fenster zurück. Dieselbe Ursache indessen führte sie eben so schnell wieder dahin, allein der Gegenstand, den ihre Blicke suchten, erschien nicht, und sie hatte keine Eile, sich zurückzuziehen.

Indem sie sinnend und getäuscht da stand, kam der Marquis mit La Motte heraus, und verbeugte sich gegen Adelinen, zu der er herauf sah. Sie erwiederte ehrerbiethig seinen Gruß und verließ das Fenster, unmuthig, daß man sie daselbst gesehen hatte. Sie gingen in den Wald, allein des Marquis Leute folgten ihnen dießmahl nicht. Als sie nach einer langen Zeit zurückkamen, stieg der Marquis sogleich auf das Pferd und ritt davon.

La Motte schien den Tag über düster und still, und war oft in Gedanken verloren. Adeline betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und Bekümmerniß: sie sah, daß jede Zusammenkunft mit dem Marquis ihn schwermüthiger machte, und erstaunte zu hören, daß dieser letzte den folgenden Tag auf der Abtey essen wollte.

Als La Motte dieses erwähnte, fügte er einige hohe Lobsprüche über den Charakter des Marquis hinzu, und pries besonders seine Großmuth und Adel der Seele. In diesem Augenblick erinnerte sich Adeline an die Geschichte, die sie von der Abtey hatte erzählen hören, und sie warfen

einen Schatten über den Glanz von Vortreflichkeit, welche La Motte jetzt erhob. Doch schien das Gericht nicht viel Glauben zu verdienen; ein Theil davon, so weit ein Nichtseyn einen Beweis abgeben kann, war bereits widerlegt: denn ungeachtet der Erzählung, daß es auf der Abtey spukte, hatten die gegenwärtigen Bewohner noch keine übernatürliche Erscheinung bemerkt.

Doch wagte Adeline zu fragen, ob es der jetzige Marquis wäre, von dem sich diese nachtheiligen Gerüchte verbreitet hätten? La Motte antwortete mit einem spöttischen Lächeln: „Mährchen von Geistern und Hexen haben immer bey dem Pöbel Bewunderung und Glauben gefunden. Ich für mein Theil, bin wenigstens eben so geneigt, mich auf das Zeugniß meiner eigenen Erfahrung als auf die Geschwätze dieser Bauern zu verlassen. Wenn Sie etwas gesehen haben, das sie bestätigen kann, so theilen Sie mir es doch mit, damit sich mein Glaube stärkt.“

„Sie mißverstehen mich,“ sagte sie, „ich wollte nicht nach übernatürlichen Dingen fragen, sondern hatte nur einen gewissen Theil des Gerüchts im Sinn, nähmlich von einem Menschen, der auf Befehl des Marquis hier eingesperrt und auf keine gute Art um das Leben gekommen seyn sollte. Man gab dieß zur Ursache an, weswegen der Marquis die Abtey verlassen hätte.“

„Lauter Gewäsch der Müßigkeit! eine fabelhafte Erzählung, um Verwunderung zu erregen: es ist genug den Marquis zu sehen, um es zu widerlegen; wenn wir die Hälfte von Geschichten, die aus der nähmlichen Quelle springen, glauben wollen, so zeigen wir uns wenig über die Einfältigen erhaben, die sie erfanden. Ihr Verstand, Adeline, sollte Sie, denke ich, vor solcher Leichtglaubigkeit schützen."

Adeline erröthete und schwieg; doch schien ihr La Mottens Vertheidigung des Marquis weit wärmer und ausführlicher, als es seinem Charakter gewöhnlich war, oder hier erfodert wurde. Sein ehemahliges Gespräch mit Louis fiel ihr ein, und das jetzige befremdete sie um so mehr.

Sie sah dem morgenden Tage mit einer Mischung von Pein und Vergnügen entgegen: die Erwartung, den jungen Chevalier wieder zu sehen, beschäftigte ihre Gedanken und erregte ein Gemisch von Empfindungen in ihr: bald fürchtete sie seine Gegenwart, und bald zweifelte sie, ob er kommen würde. Endlich erröthete sie über sich selbst, ihre Gedanken so sehr mit ihm beschäftigt zu finden. Der morgende Tag kam, der Marquis erschien — aber er erschien allein! und der Sonnenschein in Adelinens Seele wurde getrübt, wiewohl sie Fassung genug besaß, ihre gewohnte Heiterkeit beyzubehalten. Der Marquis war höflich, gesprächig und aufmerksam: mit dem fein-

sten und angenehmsten Sitten vereinigte er die höchste Ungezwungenheit der großen Welt. Seine Unterhaltung war lebhaft, geistvoll, oft sogar witzig und verrieth große Kenntniß der Welt, oder wenigstens, was oft dafür gehalten wird. Bekanntschaft mit den höhern Zirkeln und den Gegenständen des Tages.

Hier war auch La Motte in seinem Fache, und sie sprachen mit Witz und Laune über die Charaktere und Sitten des Zeitalters. Frau von La Motte hatte ihren Mann noch nicht so vergnügt gesehen, seit sie Paris verließen, und oft wähnte sie beynahe, selbst dort zu seyn. Adeline hörte zu, bis sie die Munterkeit, die sie anfangs nur erkünstelt hatte, wirklich empfand. Die Anreden des Marquis waren so gefällig und leutselig, daß ihre Zurückhaltung nach und nach verschwand, und ihre natürliche Lebhaftigkeit die lange verlorne Herrschaft wieder gewann.

Beym Abschiede sagte der Marquis zu La Motte, er freute sich, einen so angenehmen Nachbar gefunden zu haben. La Motte verneigte sich. „Ich werde Sie oft besuchen," sagte er, „und beklage nur, daß ich Frau von La Motte und ihre schöne Freundinn nicht auf mein Schloß einladen kann; ich lasse jetzt an einigen Veränderungen arbeiten, die es zu einem sehr ungemächlichen Aufenthalt machen."

La Mottens Munterkeit verschwand mit sei-

nem Geiste, und er fiel bald in sein gewöhnliches Stillschweigen und Tiefsinn zurück.

„Der Marquis ist ein sehr angenehmer Mann,“ sagte Frau von La Motte – „Sehr angenehm,“ versetzte er — „Und scheint viel Herzensgüte zu haben,“ fuhr sie fort — „Sehr viel,“ sagte La Motte.

„Sie scheinen nachdenkend, mein Lieber. Was fehlt Ihnen?“

„Nichts auf der Welt. Ich dachte nur, es ist doch Schade, daß mit so angenehmen Talenten und solcher Herzensgüte der Marquis —“

„Was, mein Kind?“ fragte Madame ungeduldig — „Daß der Marquis — daß er diese „Abtey so verfallen läßt —“ erwiederte La Motte.

„Ist das alles?“ sagte Madame mit getäuschter Miene. — „Alles, auf meine Ehre,“ erwiederte La Motte, und verließ das Zimmer.

Adelinens Lebensgeister versanken in Mattigkeit, da die lebhafte Unterhaltung des Marquis sie nicht länger spannte, und sie ging, nachdem er fort war, tiefsinnig in den Wald. Sie folgte einem kleinen romantischen Wege, der sich am Strome hinwand und mit dicken Zweigen überschattet war. Die Ruhe der Gegend, welche der Herbst jetzt mit seinen goldenen Farben berührte, wiegte ihre Seele in eine sanfte Schwermuth, und sie ließ eine Thräne, die sich, sie

wußte nicht warum, in ihr Auge geschlichen hatte, ungehindert herabrollen. Sie kam an eine kleine Vertiefung, welche hohe Bäume beschirmten: der Wind seufzte klagend zwischen den Bäumen, und schüttelte ihre Blätter zur Erde, wenn er in ihren hohen Wipfeln wehte. Sie setzte sich auf einen kleinen Hügel und hing den schwermüthigen Gedanken nach, die sich zu ihrer Seele drängten.

„O könnte ich in die Zukunft tauchen und die Schicksale sehen, die noch meiner warten! vielleicht würde ich durch stetes Betrachten Stärke gewinnen, sie zu ertragen. Eine Waise in dieser weiten Welt — Fremden in die Arme geworfen, deren Güte ich sogar meinen Lebensunterhalt danken muß; was für Leiden muß ich nicht erwarten! O mein Vater, wie konntest du so dein Kind verlassen — es den Stürmen des Lebens überlassen, um vielleicht darin zu versinken. Ach! ich habe keinen Freund! —"

Ein Geräusch in dem gefallenen Laube unterbrach sie: sie sah sich um, und erblickte des Marquis jungen Freund. „Verzeihen Sie diesen Einbruch," sagte er, „Ihre Stimme zog mich hieher und Ihre Worte hielten mich zurück. Mein Vergehen führt seine eigene Strafe mit sich, denn da ich Ihren Kummer erfahren habe, wie kann ich umhin, ihn mit zu empfinden! Möchte meine Theilnahme, mein eigenes Leiden das Ihrig

lindern können! —" Er stockte — „Möchte ich den Nahmen Ihres Freundes verdienen und von Ihnen selbst dessen würdig gefunden werden!"

Adelinens Verwirrung erlaubte ihr kaum zu antworten: sie zitterte, und zog sanft ihre Hand, die er ergriffen hatte, aus der seinigen. „Vielleicht haben Sie mehr gehört, als wirklich ist," sagte sie. „Es ist wahr, ich bin nicht glücklich, allein ein trüber Augenblick hat mich unbillig gemacht, und ich habe mein Schicksal vielleicht härter geschildert, als es wirklich ist. Wenn ich sagte, ich hätte keinen Freund, so war ich undankbar gegen die Güte des Herrn und der Frau von La Motte, die mir wirklich mehr als Freunde, die mir Ältern gewesen sind."

„Wenn das ist, so ehre ich sie," rief Theodor mit Wärme, „und wäre es nicht verwegen, so würde ich fragen, warum Sie sich unglücklich schätzen? — Aber —"

Er schwieg. Adeline schlug die Augen auf und sah, daß er mit inniger, wehmüthiger Zärtlichkeit sie anblickte, und ihr Auge sank wieder zur Erde.

„Ich habe Sie bekümmert," sagte Theodor, „durch eine unschickliche Frage. Können Sie mir vergeben, und auch das noch, wenn ich hinzusetze, daß Bekümmerniß um Ihr Wohl meine Frage eingab."

„Vergebung dürfen Sie nicht bitten. Ge-

wiß bin ich Ihnen für die Äußerung Ihres Antheils verbunden. Allein der Abend wird kühl, wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir nach der Abtey gehen."

Theodor ging eine Weile schweigend neben ihr her. Endlich sagte er: „Erst eben bat ich Sie um Verzeihung, und jetzt muß ich es vielleicht wieder, allein Sie werden mir die Gerechtigkeit erweisen, zu glauben, daß ich starke, und vielleicht dringende Gründe habe, Sie zu fragen, wie nahe Sie mit Herrn von La Motte verwandt sind?"

„Ich bin gar nicht mit ihm verwandt, allein den Dienst, welchen er mir geleistet hat, kann ich nie vergelten, und hoffe, Dankbarkeit wird mich ihn nie vergessen lassen."

„Ist es möglich?" sagte Theodor mit sichtlicher Verwunderung, „und darf ich fragen, wie lange Sie ihn gekannt haben?"

„Lieber lassen Sie mich fragen, wozu diese Erkundigungen?"

„Sie haben Recht, ich habe diesen Vorwurf verdient; ich hätte mich deutlicher erklären sollen. —" Er sah aus, als wenn seine Seele unter etwas arbeitete, das ihm zu äußern schwer ward. — „Allein Sie wissen nicht, wie bedenklich meine Lage ist," fuhr er fort, „doch kann ich Ihnen nicht verheelen, daß meine Fragen durch die zärtlichste Bekümmerniß für ihr Wohl, ja

selbst durch meine Furcht für Ihre Sicherheit eingegeben wurden. —" Adeline sah ihn starr an. — „Ja," sagte er, „ich fürchte, Sie werden hintergegangen, und Gefahr schwebt um Sie."

Adeline stand still, sah ihn ernsthaft an und bat ihn, sich zu erklären. Sie ahndete, daß La Motten ein Unglück drohte, und da Theodor schwieg, wiederhohlte sie ihre Frage. „Wenn La Motte in Gefahr ist," sagte sie, „so erlauben Sie mir, ihn unverzüglich zu warnen; er hat nur zu viel Unglück zu besorgen."

„Trefliches Mädchen," rief Theodor, „wie verhärtet müßte daß Herz seyn, das Sie betrüben könnte? Wie soll ich Ihnen zu verstehen geben, was ich fürchte, und wie kann ich unterlassen, Sie vor Ihrer Gefahr zu warnen, ohne —"

Ein Geräusch zwischen den Bäumen unterbrach ihn, und gleich darauf sah er La Motten quer durch den Gang gehen, worin sie waren. Adeline fühlte einige Verwirrung, auf diese Art mit dem Chevalier gesehen zu werden, und wollte auf La Motte zueilen, allein Theodor hielt sie zurück. „Es ist jetzt keine Zeit, mich zu erklären," sagte er, „und doch ist das, was ich Ihnen zu sagen habe, von äußerster Wichtigkeit für Sie. Versprechen Sie mir also, morgen um diese Zeit in irgend einer entlegenen Gegend des Waldes zu seyn, und ich hoffe Sie dann zu überzeugen,

daß

daß weder gewöhnliche Umstände, noch gewöhnliche Achtung mein Betragen leiten.“

Adeline fand es anstößig, eine solche Bestellung einzugehen; sie besann sich und bat endlich Theodor, eine Erklärung, die so wichtig schiene, nicht bis morgen zu verschieben, sondern La Motte zu folgen, und ihn sogleich von seiner Gefahr zu benachrichtigen.

„Nicht mit La Motten wünschte ich zu sprechen,“ sagte Theodor, „ich weiß von keiner Gefahr, die ihm droht — allein er kommt näher, ich bitte Sie, liebenswürdige Adeline, entschliessen Sie sich schnell und versprechen, mich morgen zu sehen.“

„So will ich denn,“ sagte Adeline mit bebender Stimme — „ich will eine Stunde früher als heute an dem Orte seyn, wo Sie mich fanden.“

Bey diesen Worten zog sie ihre zitternde Hand zurück, die Theodor zum Zeichen seiner Dankbarkeit an seine Lippen gedrückt hatte, und er verschwand sogleich.

La Motte kam jetzt näher, und Adeline, welche fürchtete, er möchte Theodor gesehen haben, fühlte sich in einiger Verlegenheit.

„Louis ist ja schnell fortgegangen,“ sagte La Motte, und erfreut über seinen Irrthum, ließ sie ihn darin. Sie gingen schweigend nach der Abtey und Adeline zu voll von ihren eigenen

Gedanken, um Gesellschaft ertragen zu können, begab sich auf ihr Zimmer. Sie dachte über Theodors Worte nach, und jemehr sie dachte, je verwirrter ward sie. Oft tadelte sie sich, eine Bestellung eingegangen zu seyn, und hing einem Zweifel nach, ob er sie nicht zu sehen wünschte, um von Liebe zu reden: bald aber strafte Delikatesse diesen Gedanken und verwies ihr die Eitelkeit, daß sie Liebe eingeflößt zu haben glaubte. Sie erinnerte sich seines ernsthaften Tons und Betragens, als er sie um diese Zusammenkunft bat; und überhaupt von der Wichtigkeit der Sache, schauderte ihr vor der Gefahr, die sie nicht fassen konnte; mit ängstlicher Ungeduld sah sie dem morgenden Tage entgegen.

Oft auch schlich eine Erinnerung an den zärtlichen Antheil, den er an ihrem Wohl bezeugt hatte, an seinen Blick und ganzes Wesen, sich in ihre Fantasie, und erweckte eine süße Regung und dunkles Hoffen, ihm nicht gleichgültig zu seyn. Ein Ruf zum Abendessen riß sie von diesen Betrachtungen; die Mahlzeit war traurig — es war Louis letzter Abend auf der Abtey. Adeline, die ihn wirklich schätzte, beklagte seine Abreise, während seine Augen unablässig mit einem Blick an ihr hingen, welcher zu sagen schien, daß er den Gegenstand seiner heißesten Liebe verließe. Sie bemühte sich, die Gesellschaft aufzuheitern, und vor allen Frau von La Motte, die oft Thränen vergoß.

„Wir werden uns wieder sehen," sagte sie, „und ich hoffe, glücklicher."

La Motte seufzte. Louis Gesicht erheiterte sich bey ihren Worten. „Wünschen Sie es?" sagte er mit innigem Ausdruck. — „Ganz gewiß," erwiederte sie, „können Sie an meinem Antheil, an meinen besten Freunden zweifeln?"

„Ich kann bey Ihnen an nichts zweifeln, was gut ist."

„Du vergißt, daß du nicht mehr in Paris bist, mein Sohn," sagte La Motte mit einem kleinen Lächeln. „Dort würde ein solches Compliment am rechten Orte seyn — für diese einsamen Wälder paßt es nicht."

„Die Sprache der Bewunderung ist nicht immer Compliment, mein Vater," sagte Louis.

Adeline, die dem Gespräch eine andere Richtung zu geben wünschte, fragte, nach welcher Gegend von Frankreich er ginge? — Er antwortete, sein Regiment liege in Peronne, und dahin würde er jetzt gehen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen begab sich die Familie auf die Nacht in ihre Zimmer.

Die nahe Abreise ihres Sohnes beschäftigte Frau von La Mottens Gedanken, und sie erschien beym Frühstück mit geschwollenen Augen. Louis blasses Gesicht verrieth, daß er keine bessere Nacht zugebracht hatte. Als das Frühstück verzehrt war, zog sich Adeline zurück, um nicht durch ihre Ge-

genwart das letzte Gespräch zu stören. Sie ging auf dem Platze vor der Abtey auf und ab, und überdachte auf das neue den Vorgang des gestrigen Abends; ihre Ungeduld nach der verabredeten Zusammenkunft nahm zu. Louis kam bald zu ihr. „Es war nicht gütig,“ sagte er, „daß Sie uns in den letzten Augenblicken meines Aufenthalts verließen. Könnte ich nur hoffen, daß Sie zu Zeiten meiner gedenken würden, wenn ich fern bin, so würde ich mit weniger Schmerz scheiden.“

Er äußerte nochmahls seinen Kummer, sie verlassen zu müssen, und wiewohl er sich bisher mit Stärke bewaffnet hatte, das Geständniß einer Liebe zu unterdrücken, die vergebens seyn mußte, so gab doch jetzt sein Herz der Gewalt der Leidenschaft nach, und er sagte Adelinen, was sie jeden Augenblick zu hören fürchtete.

„Diese Erklärung,“ versetzte sie, indem sie ihre Bewegung zu verbergen suchte, „macht mir unaussprechlichen Kummer.“

„O sagen Sie nicht so,“ unterbrach Louis, „sondern geben Sie mir eine schwache Hoffnung, die mich bey den Qualen der Abwesenheit aufrecht halten kann. Sagen Sie, daß Sie mich nicht hassen — Sagen —“

„Das sage ich von ganzem Herzen,“ erwiederte Adeline mit zitternder Stimme; „wenn meine herzliche Achtung und Freundschaft Ihnen

Freude machen kann, so empfangen Sie diese Versicherung — als Sohn meiner besten Wohlthäter sind Sie berechtigt zu —"

„Reden Sie nicht von Wohlthaten — Ihr Werth übertrift sie alle, und lassen Sie mich eine minder kalte Empfindung als Freundschaft hoffen; lassen Sie mich nicht glauben, daß ich Ihr Wohlwollen nur den Handlungen anderer danke. Ich habe lange meine Leidenschaft still in mir verschlossen, weil ich die Schwierigkeiten, die damit verbunden seyn mußten, voraus sah; ja ich habe sogar ihr entgegen zu kämpfen gewagt. Ich war unsinnig genug, es für möglich zu halten, daß ich Sie vergessen könnte, und —"

„Sie betrüben mich," unterbrach Adeline. „Dieß ist eine Unterhaltung, die ich nicht anhören sollte. Ich kenne keine Verstellung und muß Ihnen erklären, daß zwar Ihr Werth stets meine Achtung besitzen wird, Liebe aber nicht in meiner Macht ist. Wäre es auch anders, so müßte schon unsere beyderseitige Lage diesen Ausspruch thun. Wenn Sie wirklich mein Freund sind, so muß es Sie freuen, daß dieser Kampf zwischen Liebe und Klugheit mir erspart wird. Auch lassen Sie mich hoffen, daß die Zeit Sie lehren wird, Liebe in die Grenzen der Freundschaft zurückzuführen."

„Nimmer," rief Louis mit Heftigkeit.

„Wäre das möglich, so würde meine Liebe ihres Gegenstandes unwerth seyn."

Während er sprach, kam Adelinens kleines Reh zu ihr gehüpft. Louis wurde bis zu Thränen gerührt. „Dieß kleine Thier," sagte er nach einer Pause, „führte mich zuerst zu Ihnen; es war Zeuge des glücklichen Augenblicks, wo ich Sie zuerst sah, umschwebt von Reizungen, denen mein Herz nicht widerstehen konnte. Noch steht dieser Augenblick lebendig vor meiner Erinnerung, und dieß Geschöpf muß jetzt kommen, den traurigen meines Abschiedes zu sehen."

„O Adeline," rief er mit inniger Bewegung, „wenn Sie Ihren kleinen Liebling sehen und liebkosen, so gedenken Sie des armen Louis, der dann weit, weit von Ihnen entfernt seyn wird! Verweigern Sie mir nicht den Trost dieser Hoffnung!"

„Ich bedarf dieses Erinnerens nicht," sagte Adeline, indem sie ihre eigene Rührung unter einem holden Lächeln verbarg; „Ihr Werth hat Anspruch genug auf mein bleibendes Andenken. Könnte ich Ihre schöne Vernunft die Herrschaft über eine fruchtlose Leidenschaft wieder gewinnen sehen, so würde meine Zufriedenheit meiner Achtung gleich kommen.

„Hoffen Sie das nicht," sagte Louis, „auch kann ich es nicht wünschen — denn hier ist Liebe Tugend. —" Er sah La Motte um eine Ecke

der Abtey gehen. „Die Augenblicke sind kostbar,“ sagte er, „man unterbricht mich; — O Adeline, leben Sie wohl, und alle guten Engel über Ihnen!“

„Leben Sie wohl,“ sagte Adeline innigst bewegt, „leben Sie wohl, und Ruhe begleite Sie. Ich werde stets mit der Zärtlichkeit einer Schwester an Sie denken“

Er seufzte tief und drückte ihre Hand an seine Lippen, als La Motte wieder erschien. Adeline ließ sie beysamen und begab sich bekümmert in ihr Zimmer. Louis Leidenschaft und ihre Achtung waren zu aufrichtig, um ihr nicht einen starken Grad von Mitleid mit seiner unglücklichen Liebe einzuflößen. Sie blieb in ihrem Zimmer, bis er die Abtey verlassen hatte, weil sie sich dem Schmerz eines förmlichen Abschiedes nicht aussetzen mochte.

Gegend Abend stieg Adelinens Ungeduld, als aber die bestimmte Stunde wirklich anbrach, verließ sie ihr Muth und sie schwankte von ihrem Vorsatz. Es lag eine gewisse Indelikatesse und Verheimlichung in einer bestimmten Zusammenkunft, die sie zurückstieß. Sie erinnerte sich an Theodors zärtliches Benehmen, an verschiedene kleine Umstände, die ihr verriethen, daß ihr Herz nicht ganz dabey aus dem Spiel war. Auf das neue war sie geneigt, zu zweifeln, ob er nicht ihre Einwilligung zu dieser Zusammen=

kunft nur unter dem Vorwande eines vielleicht ungegründeten Argwohns gesucht hätte, und fast war sie entschlossen, nicht zu gehen: doch konnte seine Behauptung aufrichtig, ihre Gefahr wirklich seyn: diese Möglichkeit stellte ihr ihre Bedenklichkeiten lächerlich vor; sie wunderte sich, wie sie einen Augenblick gegen eine so wichtige Betrachtung sie hatte aufwiegen können, und sich selbst ihr langes Zögern verweisend, eilte sie dem bestimmten Orte zu.

Der kleine Fußweg, der dahin führte, war still und einsam, und als sie den Ort erreichte, war Theodor noch nicht da. Ein flüchtiger Stolz machte sie erröthen, daß sie pünctlicher gewesen war, als er, und sie schlug einen Fußweg ein, der sich rechts um die Bäume wand. Nachdem sie eine Weile gegangen war, ohne einen Menschen zu sehen, oder einen Fußtritt zu hören, kehrte sie um; — er war noch nicht da, und sie verließ den Ort. — Zum zweyten Mahle kehrte sie wieder dahin zurück, und Theodor kam noch nicht. Sie erinnerte sich, wie lange sie schon von der Abtey abwesend war, und berechnete unruhig, daß die bestimmte Stunde längst verflossen seyn mußte. Sie fühlte sich beleidigt und verlegen, doch setzte sie sich auf den Rasen und beschloß, den Ausgang abzuwarten. Endlich, als die Dämmerung in fruchtlosen Warten anbrach, gerieth ihr Stolz in wirklichen Aufruhr; sie fürchtete,

daß er etwas von der Neigung, die er ihr eingeflößt, möchte entdeckt haben, und sie nun mit absichtlicher Vernachläßigung behandelte; voll von diesen Gedanken verließ sie mit Unmuth und Selbstvorwürfen den Ort.

Als diese Bewegungen nachließen und die Vernunft wieder in ihre Rechte eintrat, erröthete sie über diese kindische Aufwallung von Selbstliebe, so nannte sie es. Theodors Worte: „ich fürchte, Sie werden hintergangen, und Gefahr schwebt um Sie," schallten in ihrem Ohr; sie sah nicht mehr den Beleidiger, nur den Freund. Der Sinn dieser Worte, deren Wahrheit sie nicht länger bezweifelte, beunruhigte sie auf das neue. Warum hätte er sich die Mühe gegeben, vom Schlosse herzukommen, um sie von ihrer Gefahr zu benachrichtigen, wenn er nicht sie zu retten wünschte? Und wenn dieß sein Wunsch war, was anderes als Nothwendigkeit konnte ihn dann von der verabredeten Zusammenkunft abgehalten haben?

Diese Betrachtungen bestimmten sie auf einmahl. Sie nahm sich vor, den folgenden Tag um die nähmliche Stunde diesen Ort wieder zu besuchen: denn sie zweifelte nicht, daß sein Antheil an ihrem Schicksal ihm die Hoffnung eingeben würde, sie dort zu sehen. Sie glaubte ihm, daß ein Übel über ihr schwebte, worin es aber bestand, konnte sie nicht errathen. Herr und Frau von La Motte waren ihre Freunde, und wer sonst

konnte außer ihrem Vater, aus dessen Gewalt sie sich jetzt glaubte, ihr Nachtheil zufügen? — Aber warum sagte Theodor, sie würde hintergangen? — Sie fand es unmöglich, sich aus dem Labyrinth von Vermuthungen herauszufinden, und bemühte sich, ihrer Unruhe bis zum folgenden Abend zu gebiethen. Unterdessen suchte sie Frau von La Motte zu erheitern, die nach der Abreise ihres Sohnes Trost bedurfte.

So von eigenem Kummer und von dem ihrer Freundinn doppelt niedergedrückt, legte sich Adeline zur Ruhe. Sie verlor bald ihr Bewußtseyn, aber nur um in ängstlichen Schlummer zu fallen, wie er oft das Lager des Unglücklichen besucht. Endlich gab ihre gefolterte Fantasie ihr folgenden Traum ein:

Ihr dünkte, sie war in einem großen Zimmer der Abtey, älter und wüster als die übrigen, aber noch mit einigen Möbeln versehen. Es war stark vergittert, doch sah man niemand darin. Indem sie da stand und es ansah, hörte sie eine leise Stimme sie rufen, und entdeckte beym düstern Schein einer Lampe eine Gestalt, die auf einem Bette an der Erde ausgestreckt lag. Die Stimme rief noch einmahl; sie ging näher und sah deutlich die Züge eines Sterbenden. Eine Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, doch trug es einen Ausdruck von Hoheit und Milde, der sie unaussprechlich bewegte.

Plötzlich veränderten sich seine Züge, und die Angst des Todes zuckte auf seinem Gesichte. Der Anblick erschütterte sie; sie bebte zurück, allein er streckte seine Hand nach ihr aus und ergrif die ihrige mit Heftigkeit. Sie kämpfte in Schrecken, sich loszumachen, und als sie ihm wieder in das Gesicht sah, erblickte sie einen Mann von etwa dreyßig Jahren, in aller Gesundheit und von der sanftesten Gesichtsbildung. Er lächelte sie zärtlich an, als wollte er reden, als mit eins der Boden des Zimmers sich öffnete, und er vor ihrem Blick versank. Die Gewalt, die sie sich anthat, um sich vom Nachstürzen zu retten, erweckte sie. —

Dieser Traum hatte einen solchen Eindruck auf ihre Fantasie gemacht, daß sie sich lange nicht wieder von ihrem Schrecken erhohlen, oder sich überzeugen konnte, daß sie wirklich in ihrem Zimmer sey. Endlich faßte sie sich und fiel wieder in einem Traum.

Sie hatte sich in den krummen Gängen der Abtey verirrt; es war beynahe dunkel und sie wanderte lange umher, ohne eine Thüre finden zu können. Plötzlich hörte sie über sich eine Glocke läuten und bald darauf ein Gewühl ferner Stimmen. Sie verdoppelte ihr Bemühen, sich herauszufinden. Alles war wieder still, und von Suchen ermüdet, setzte sie sich auf eine Stuffe, die quer über den Weg ging. Nicht lange hatte

sie hier gesessen, als sie in einiger Ferne ein Licht an der Mauer schimmern sah, allein eine Krümmung in dem sehr langen Wege verhinderte sie, zu sehen, woher es kam. Es schimmerte eine Weile schwach fort und wurde dann stärker, worauf sie einen Mann in einem langen schwarzen Mantel, wie die Begleiter der Todten tragen, mit einer Kerze in der Hand, in den Gang treten sah. Er rief sie, ihm zu folgen, und führte sie durch einen langen Gang an den Fuß einer Treppe. Sie fürchtete sich, weiter zu gehen und wollte zurück laufen, als der Mann sich plötzlich umwandte, sie zu verfolgen, worauf sie vor Schrecken erwachte.

Durch diese Gesichter und mehr noch durch ihren anscheinenden Zusammenhang, der ihr jetzt auffiel, betroffen, suchte sie sich wach zu erhalten, damit nicht ähnliche Schreckbilder sie umschwebten: allein nach kurzer Frist sanken ihre ermatteten Lebensgeister wieder in Schlummer, wenn gleich nicht zur Ruhe.

Sie glaubte sich nun in einer großen Gallerie, an deren einem Ende sie ein Zimmer ein wenig offen stehen, und ein Licht von innen sah: sie ging darauf zu, und erkannte den Mann, den sie zuvor gesehen hatte; er stand an der Thüre und winkte ihr hereinzukommen. Mit der in Träumen so gewöhnlichen Inconsequenz vermied sie ihn jetzt nicht, sondern folgte ihm in eine

Reihe alter Zimmer die mit Schwarz behangen und als zu einem Leichenbegängniß erleuchtet waren. Er führte sie immer weiter, bis sie sich endlich in demselben Zimmer befand, das sie im ersten Traum gesehen hatte: ein Sarg mit einem Leichentuch bedeckt, stand am fernen Ende des Zimmers; einige Lichter und verschiedene Personen, die sehr betrübt schienen, umgaben ihn.

Plötzlich schien es ihr, als wären alle diese Personen verschwunden und sie allein: sie ging an den Sarg, und während sie ihn betrachtete, hörte sie, als von innen, eine Stimme, sah aber niemand. Bald nachher stand ihr Führer wieder neben ihr; er hub das Tuch auf und sie sah einen Todten, den sie für den Sterbenden in ihrem ersten Traume hielt: seine Züge waren in Tod gesunken, aber noch heiter. Sie stand noch da, als ein Strom von Blut aus seiner Seite drang, und das ganze Zimmer überschwemte; zugleich wurden einige Worte von derselben Stimme, die sie zuvor gehört hatte, gesprochen; allein das Schreckliche des Anblicks überwältigte sie so ganz, daß sie erwachte.

Als sie wieder zur Besinnung gekommen war, richtete sie sich im Bett auf, um sich zu überzeugen, daß es wirklich ein Traum gewesen sey, und die Erschütterung ihrer Lebensgeister war so groß, daß sie sich fürchtete, allein zu seyn, und fast im Begriff war, Annetten zu rufen. Die

Züge des Todten und das Zimmer, worin er lag, hatten sich ihrem Gedächtniß fest eingeprägt, und sie glaubte noch immer das Gesicht zu sehen, die Stimme zu hören, welche der Traum ihr vorstellte. Je länger sie über diese Bilder nachdachte, je höher stieg ihre Befremdung; sie waren so fürchterlich, kamen so oft wieder und schienen so zusammenhängend, daß sie kaum sie für zufällig halten konnte; doch begriff sie nicht, warum sie übernatürlich seyn sollten. — Sie schlief diese Nacht nicht mehr!

Achtes Kapitel.

Als Adeline beym Frühstück erschien, fiel ihr blasses verstörtes Ansehen der Frau von La Motte auf, und sie fragte sie, ob ihr nicht wohl wäre? Adeline erzwang ein Lächeln, und erwiederte, sie hätte nicht gut geschlaffen, und wäre von fürchterlichen Träumen gequällt worden: sie war im Begriff, sie zu erzählen, aber ein starkes, unwillkührliches Widerstreben hielt sie ab. Zugleich verspottete auch La Motte ihre Beängstigungen so unbarmherzig, daß es sie fast gereute, ihrer erwähnt zu haben, und sie die Erinnerung daran zu überwinden suchte.

Nach dem Frühstück suchte sie durch Unterhaltung mit Frau von La Motte ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben; allein die Vorfälle der zwey letzten Tage beschäftigten sie zu sehr. Sie hatten eine Weile beysammen gesessen, als der Laut von Stimmen vor dem großen Thore der Abtey erscholl; Adeline trat an das Fenster und sah den Marquis und seine Begleiter unten auf dem Platz. Das Thor der Abtey verbarg einige Personen vor ihr, und sie hielt es für möglich, daß Theodor, der noch nicht erschienen war, unter ihnen seyn könnte. Mit heißer Ungeduld blieb sie stehen, bis der Marquis nebst La Motte und einigen andern Personen in die große Halle trat; Madame ging hinaus, ihn zu empfangen, und Adeline zog sich in ihr Zimmer zurück.

Kurz darauf rief eine Botschaft von La Motte, sie zur Gesellschaft, wo sie vergebens Theodor zu finden hoffte. Der Marquis stand auf, als sie in das Zimmer trat, und nach einigen allgemeinen Höflichkeiten nahm das Gespräch eine sehr lebhafte Wendung. Adeline, der es unmöglich war, Munterkeit zu erkünsteln, da ihr Herz unter Kränkung und Ängstlichkeit erlag, nahm wenig Antheil daran: Theodors Nahme wurde nicht einmahl genannt. Sie hätte gern nach ihm gefragt, wenn es der Anstand erlaubt hätte; so aber mußte sie sich mit der Hoffnung

begnügen, daß er vor Tisch, oder wenigstens vor der Abreise des Marquis erscheinen würde.

So verstrich der Tag in Erwartung und vereitelten Hoffen. Der Abend nahete heran, und sie sah sich verdammt, in des Marquis Gesellschaft zu bleiben, und dem Scheine nach auf ein Gespräch zu merken, das sie in der That kaum hörte, während die Gelegenheit verstrich, die vielleicht ihr Schicksal entschieden hätte. Plötzlich aber wurde sie aus dieser Qual gerissen, und wo möglich in eine noch peinlichere gestürzt.

Der Marquis erkundigte sich nach Louis, und da er seine Abreise hörte, erwähnte er beyläufig, daß Theodor Peyrou diesen Morgen zu seinem Regiment in einer fernen Provinz abgegangen wäre. Er beklagte den Verlust seiner Gesellschaft und äußerte sich sehr vortheilhaft über die Talente seines jungen Freundes. Der Stoß dieser Nachricht überwältigte Adelinens lange geängstigten Lebensgeister; das Blut verließ ihre Wangen, und eine plötzliche Ohnmacht wandelte sie an, von der sie sich nur zu dem peinlichen Bewußtseyn erhohlte, ihre Bewegung verrathen zu haben, und in Gefahr eines zweyten Rückfalls zu seyn.

Sie begab sich in ihr Zimmer, wo in der Einsamkeit ihr Herz Linderung in Thränen fand, denen sie freyen Lauf ließ. Gedanke drängte sich so schnell an Gedanken, daß es lange dauerte,

ehe sie zu einem vernünftigen Schlusse kommen konnte. Sie suchte Theodors plötzliche Abreise zu erklären. „Ist es möglich, sagte sie, daß er an meinem Wohl Antheil nehmen, und dennoch mich der vollen Gewalt einer Gefahr Preis geben kann, die er selbst vorher sah? Oder soll ich glauben, daß er mit meiner Einfalt ein Spiel trieb, und mich nun den wundervollen Besorgnissen überläßt, die er in mir erregt? Unmöglich! ein so edles Gesicht, ein so liebenswürdiges Betragen kann kein Herz verbergen, das eines so abscheulichen Vorhabens fähig wäre. Nein! — was mir auch vorbehalten seyn mag, soll doch nichts mir das Vergnügen rauben, ihn meiner Achtung werth zu halten."

Sie wurde aus diesen Betrachtungen durch einen fernen Donnerschlag erweckt, und sah nunmehr, daß das kommende Gewitter die Dunkelheit des Abends vertifte; es rollte heran, und bald flammten Blitze durch ihr Zimmer. Adeline war über erzwungene Furcht erhaben, und kannte keine wirkliche; doch fand sie es unangenehm, jetzt allein zu seyn, und in der Hoffnung, daß der Marquis längst fort seyn würde, ging sie herunter; allein der drohende Anblick des Himmels hatte ihn bisher aufgehalten und jetzt bey dem wirklich eingetretenen Gewitter war es ihm lieb, daß er diese Zuflucht nicht verlassen hatte. Das Gewitter dauerte fort, und die Nacht kam heran.

La Motte nöthigte seinen Gast, ein Bett auf der Abtey anzunehmen, und er ließ es sich endlich gefallen; ein Umstand, der Madame in einige Verlegenheit setzte, weil sie nicht wußte, wohin sie ihn bringen sollte. Doch richtete sie bald alles zu ihrer vollen Befriedigung ein, gab dem Marquis ihr eigenes Zimmer, und seinen zwey vornehmsten Bedienten das, welches Louis bewohnte: Adeline mußte das ihrige an Herrn und Frau von La Motte abtreten, und sich nach einer innern Kammer verfügen, wo ein kleines Bett von Annetten für sie aufgeschlagen ward.

Bey Tisch war der Marquis weniger heiter als gewöhnlich: er beschäftigte sich oft mit Adelinen, und seine Blicke und Wesen schienen den zärtlichen Antheil auszudrücken, den ihre Unpäßlichkeit, die man noch immer auf ihrem blassen Gesichte las, erregt hatte. Adeline strengte, wie gewöhnlich, sich an, ihre Unruhe zu vergessen und froh zu scheinen; allein der Schleier erkünstelter Heiterkeit war zu dünn, um die Züge des Kummers zu verheelen, und ihr mattes Lächeln gab ihrem Gesichte eine rührende Anmuth. Der Marquis sprach mit ihr über verschiedene Gegenstände und zeigte seinen aufgeklärten Geist. Adelinens Bemerkungen, die sie, so oft es die Gelegenheit mit sich brachte, mit bescheidenem Anstand in eben so einfachen als kraftvollen Worten äußerte, schienen seine Bewunderung zu er-

regen, die er oft durch einen anscheinend unvorsetzlichen Ausdruck verrieth.

Sie begab sich früh in ihr Schlafzimmer, das von einer Seite an Frau von La Mottens, und von der andern an das anfangs erwähnte Kabinet stieß. Es war hoch und geräumig, und die wenige Möblirung, die es noch enthielt, zerfiel in Stücke: vielleicht aber trug ihre Seelenstimmung mehr noch als diese Umstände bey, ihm das Ansehen von Melancholie zu geben, welches darin zu herrschen schien. Sie fühlte keine Neigung, sich schlafen zu legen, weil sie die Wiederkehr der Träume fürchtete, welche in der vorigen Nacht sie beängstigt hatten, und nahm sich vor, aufzubleiben, bis sie sich des Schlafs nicht mehr erwähren könnte, der alsdann wahrscheinlich fest seyn würde. Sie setzte das Licht auf einen kleinen Tisch und las über eine Stunde in einem Buche, bis ihre Seele sich einer längern Abziehung von ihren eigenen Sorgen verweigerte und sie eine Zeitlang den Kopf nachdenkend auf ihrem Arm gestützt, da saß.

Der Wind war heftig, und wenn er durch die öden Zimmer strich, und die schwachen Thüren erschütterte, fuhr sie oft zusammen, und glaubte zu Zeiten sogar Seufzer zwischen den Windstillen zu hören; doch trieb sie diese Täuschungen zurück, welche sie durch die Stunde der Nacht und durch ihre trübe Einbildungskraft erregt

glaubte. Indem sie sinnend da saß, die Augen starr auf die Wand gegen ihr über geheftet, sah sie die Tapeten, womit das Zimmer behangen war, sich hin und her bewegen, und nachdem sie dieß einige Minuten angesehen hatte, stand sie auf, um es näher zu untersuchen. Der Wind war die Ursache und sie schämte sich ihrer augenblicklichen Furcht: doch bemerkte sie, daß auf einer Stelle die Tapete sich stärker bewegte, und daß ein Geräusch, welches mehr als bloßer Wind zu seyn schien, dort hervorging. Die alte Bettstelle, die La Motte in diesem Zimmer gefunden hatte, war aus der Stelle gerückt worden, um Adelinen bequemern Platz zu machen, und gerade an dieser Stelle schien der Wind mit besonderer Gewalt zu rauschen. Neugier trieb sie zu näherer Untersuchung an: sie fühlte an den Tapeten umher, und da sie die Wand dahinter unter ihrer Hand schüttern fühlte, hob sie den Umhang auf, und entdeckte eine kleine Thüre, deren lose Angeln den Wind zuließen und das Geräusch verursachten.

Die Thüre war nur durch einen Riegel befestigt, nnd nachdem sie diesen zurückgeschoben und das Licht genommen hatte, stieg sie durch einige Stuffen in ein anderes Zimmer hinab: sie erinnerte sich sogleich ihrer Träume. Zwar glich das Zimmer nicht eigentlich dem, in welchem sie den Sterbenden und nachher die Tod=

tenbahre gesehen hatte, doch erregte es ihr eine dunkle Erinnerung an eines, durch das sie gegangen war. Bey näherem Besehen mit dem Lichte überzeugte sie die Bauart, daß es zu den ältern Anlagen gehörte. Ein zerbrochenes, hoch angebrachtes Fenster schien die einzige Öffnung zu seyn, welche Licht einließ. Sie bemerkte an der andern Seite eine Thüre, und nach einigen Augenblicken der Unschlüssigkeit, faßte sie Muth, ihre Untersuchung fortzusetzen. Ein Geheimniß scheint über diesen Zimmern zu schweben, sagte sie, welches zu enthüllen vielleicht mir aufbehalten ist; wenigstens will ich sehen, wohin diese Thüre führt."

Sie machte sie auf, und ging mit wankenden Schritten durch eine Reihe Zimmer, die an Bauart und Beschaffenheit den ersten glichen, und mit einem endigten, welches genau dem ähnlich war, wo ihr Traum ihr den Sterbenden vorstellte. Diese Erinnerung bemächtigte sich ihrer so ganz, daß sie einer Ohnmacht nahe war, und sich im Zimmer umsehend, beynahe das Phantom ihres Traums zu erblicken erwartete.

Unvermögend den Ort zu verlassen, setzte sie sich auf einige alte Bretter, um sich zu erhohlen, während ihre Seele beynahe einer abergläubigen Angst, wie sie noch nie empfunden hatte, erlag. Sie begriff nicht, zu welchem Theile der Abtey diese Zimmer gehörten, und wie

sie so lange hatten unentdeckt bleiben können. Die Fenster waren alle zu hoch, um hinaus zu sehen. Als sie sich wieder genug gesammlet hatte, um die Lage betrachten zu können, zweifelte sie nicht, daß sie einen innern Theil des ursprünglichen Gebäudes ausmachten.

So wie sie diese Betrachtungen anstellte, fiel ein plötzlicher Mondschimmer auf einen Gegenstand außer dem Fenster. Da sie sich hinlänglich erholt hatte, um die Untersuchung fortzusetzen, und glaubte, dieser Gegenstand könnte ihr nähere Aufklärung über die Lage der Zimmer verschaffen, so bekämpfte sie ihr noch übriges Schrecken, und stellte, um ihn deutlicher zu unterscheiden, das Licht in ein anderes Zimmer: ehe sie aber zurückkommen konnte, trat eine dicke Wolke vor dem Mond, und außen war alles dunkel: sie blieb einige Augenblicke stehen, um einen wiederentstehenden Schein zu erwarten, allein die Dunkelheit hielt an. Als sie leise wieder nach dem Lichte ging, stieß sie mit dem Fuße an etwas auf der Erde, und während sie still stand, um es zu untersuchen, schien der Mond wieder so, daß sie durch das Fenster die östlichen Thürme der Abtey unterscheiden konnte. Diese Entdeckung bestärkte sie in ihren ersten Vermuthungen über die innere Lage der Zimmer. Die Dunkelheit des Orts verhinderte sie zu entdecken, was ihr unter die Füße gerathen war, als sie aber das Licht näher brach-

te, sah sie einen alten Dolch an der Erde liegen. Mit zitternder Hand nahm sie ihn auf, und fand ihn mit Blut befleckt, und verrostet.

Betroffen und erschreckt sah sie sich rings im Zimmer nach einem Gegenstande um, der den schrecklichen Verdacht, welcher jetzt in ihr aufstieg, bestätigen oder vernichten könnte: allein sie sah nur einen großen Stuhl mit zerbrochenen Lehnen in einer Ecke des Zimmers, und einen eben so gebrechlichen Tisch; außer einem Haufen alten Gerümpels, das in einem Winkel lag. Sie ging darauf zu, und fand eine zerbrochene Bettstelle, nebst einigen verfallenen Überresten von Möbeln, mit Staub und Spinneweben bedeckt, die seit vielen Jahren nicht angerührt zu seyn schienen. Weil sie indessen weiter zu untersuchen wünschte, versuchte sie ein Stück von der alten Bettstelle aufzuheben, allein es fiel ihr aus der Hand, und indem es auf der Erde hinrollte, nahm es etwas von dem übrigen Schutt mit. Adeline fuhr zur Seite um sich in Sicherheit zu bringen; als das dadurch entstandene Geräusch vorbey war, hörte sie etwas rauschen, und sah es leise zwischen den Lumpen fallen.

Es war eine kleine Rolle Papier, mit einem Faden umwunden, und mit Staub bedeckt. Sie nahm es auf, und fand, als sie es öffnete, ein Manuscript. Sie versuchte es zu lesen, allein an der Stelle, da sie aufschlug, war die

Handschrift so erloschen, daß sie es schwer fand, wie wohl die wenigen lesbaren Worte sie mit Neugier und Schauder erfüllten, und sie bewegten, es mit auf ihr Zimmer zu nehmen.

Sobald sie dieses erreicht hatte, verriegelte sie die geheime Thüre, und ließ den Vorhang herunter wie zuvor. Es war nun Mitternacht. Stille der Stunde, nur zu Zeiten durch das Geheule des Sturms unterbrochen, erhöhte den feyerlichen Ton ihres Gefühls. Sie wünschte nicht allein zu seyn, und ehe sie daß Manuscript vornahm, lauschte sie, ob Frau von La Motte noch nicht in ihrem Zimmer wäre: sie hörte keinen Laut, und öffnete leise die Thüre. Die tiefe Stille überzeugte sie beynahe, daß niemand mehr da wäre, um aber ganz gewiß zu seyn, nahm sie das Licht und fand das Zimmer leer. Sie wunderte sich, daß bey so später Stunde Frau von La Motte noch nicht in ihrem Zimmer war, und ging an die Treppe des Thurms, um zu hören, ob noch jemand auf wäre.

Sie vernahm Stimmen von unten, und La Motte sprach in seinem gewöhnlichen Ton. Beruhigt, daß alles wohl sey, wollte sie wieder in ihr Zimmer gehen, als sie den Marquis mit besondern Nachdruck ihren Nahmen aussprechen hörte. Sie stand still. „Ich bete sie an, sagte er, und beym Himmel! —“ La Motte unterbrach ihn. „Denken Sie an Ihr Versprechen, gnädiger Herr!“

„Ich denke daran, versetzte der Marquis, und werde dabey bleiben. Allein wir verlieren unnütze Zeit. Morgen will ich mich erklären, damit wir beyde wissen, woran wir sind, und wie wir zu verfahren haben.“

Adeline zitterte so sehr, daß sie sich kaum auf den Füßen halten konnte; sie wünschte wieder in ihr Zimmer zu gehen, doch war sie zu sehr bey den vernommenen Worten interessirt, um nicht mehr Aufklärung zu wünschen. Es entstand eine kleine Pause, worauf leiser fortgesprochen wurde. Adeline dachte an Theodors Winke und beschloß, wo möglich, sich aus ihrer schrecklichen Ungewißheit zu reißen; sie schlich leise einige Stuffen hinab, um die Töne der Sprechenden zu haschen, allein sie waren so leise, daß sie nur selten einige Worte verstehen konnte.

„Ihr Vater, sagen Sie? —“ fragte der Marquis. — „Ja, ja gnädiger Herr, ihr Vater, ich weiß wohl was ich sage.“

Adeline schauderte bey dem Nahmen ihres Vaters: ein neues Schrecken ergriff sie, und mit zunehmender Begierde bemühte sie sich, ihre Worte zu verstehen, fand es aber eine Zeit lang unmöglich.

„Hier ist keine Zeit zu verlieren, sagte der Marquis, morgen also.“ Sie hörte La Motten aufstehen, und in der Meinung, daß sie das Zimmer verlassen würden, eilte sie die Treppe hin-

auf in das ihrige, und sank beynahe leblos in einen Stuhl.

Nur an ihren Vater dachte sie jetzt. Sie zweifelte nicht, daß er sie verfolgt, und ihren Aufenthalt entdeckt hätte, und so unzusammenhängend dieß auch mit seinem vorigen Betragen schien, gab ihr doch die Furcht ein, daß es mit einer neuen Grausamkeit endigen würde. Sie hielt ohne Anstand dieß für die Gefahr, vor der Theodor sie warnen wollte, so wenig sie auch begreifen konnte, wie er diesen Umstand entdeckt, oder ihre Geschichte erfahren haben könnte; es müßte denn durch La Motte seyn, ihren vermeinten Freund und Beschützer, den sie ungern in Verdacht einer Verrätherey zog. Warum sollte La Motte einzig vor ihr sein Wissen um ihres Vaters Vorhaben verbergen, wofern er nicht sie in seine Hände zu liefern, willens war? Doch konnte sie lange sich nicht dahin bringen, diesen Schluß zu ziehen. Niederträchtigkeit bey denjenigen zu entdecken, die wir liebten, ist einer der höchsten Qualen für eine schöne Seele und die Überzeugung wird oftmahls verworfen, bis sie sich endlich aufdringt.

Theodors Worte: er fürchtete, daß man sie hinterginge, bestättigten diesen peinlichen Argwohn auf La Motte und einen andern noch quälendern, daß auch seine Frau sich gegen sie verbunden hätte. Dieser Gedanke überwand auf ei-

nen Augenblick den Schrecken, und ließ sie nur Schmerz empfinden. Sie weinte bitterlich. „Ist dieß die Menschheit? sagte sie. Bin ich verdammt, alle Welt falsch zu finden?" Eine unerwartete Entdeckung des Lasters in denjenigen, die wir bewunderten, macht uns geneigt, unsern Tadel auf alle Einzelnen des ganzen Geschlechts zu erstrecken: wir verwerfen nachher den Schein und schließen nur zu leicht, daß keinem zu trauen sey.

Adeline nahm sich vor, den andern Morgen sich La Motten zu Füssen zu werfen und sein Mitleid und Schutz zu erflehen. Ihre Seele war jetzt zu geängstigt mit ihren eigenen Sorgen, um ihr die Untersuchung der Handschrift zuzulassen: und sie blieb nachdenkend auf ihrem Stuhle sitzen, bis sie Frau von La Motte zu Bette gehen hörte. La Motte ging bald nachher in sein Zimmer hinauf, und Adeline, die sanfte, die verfolgte Adeline, die jetzt zwey Tage peinlicher Angst und eine Nacht voll schrecklicher Träume durchlebt hatte, suchte sich in Schlaf zu wiegen. Bei der dermahligen Stimmung ihrer Seele mußte sie leicht alles, was außer ihr vorging, gewahr werden, und kaum war sie in Schlummer gefallen, als sie durch ein lautes, ungemächliches Lärmen erweckt wurde. Sie horchte; es schien aus den untern Zimmern zu kommen, nach wenig Minuten aber hörte sie hastig an La Mottens Zimmer klopfen.

La Motte, der eben eingeschlaffen war, ließ sie nicht so leicht erwecken, allein das Klopfen wurde so arg, daß Adeline, im äußersten Schrecken aufstand, und nach der Thüre ging, die aus ihrem Zimmer an das seinige stieß, um ihn zu rufen. Die Stimme des Marquis, den sie jetzt deutlich an der Thüre hörte, hielt sie auf. Er rief La Motten, daß er aufstehen möchte, und seine Frau bemühte sich zugleich ihn zu erwecken, bis er endlich in großen Schrecken aufstand, und bald nachher mit dem Marquis die Treppe hinunter ging. Adeline warf sich, so schnell ihre zitternden Glieder es erlaubten; in ihre Kleider und ging in das anstoßende Zimmer, wo sie Frau von La Motte äußerst bestürzt und erschrocken fand.

Der Marquis sagte indessen mit sichtlicher Verstörung zu La Motte, er besänne sich, einige Leute in einer wichtigen Angelegenheit früh Morgens zu sich bestellt zu haben, und müßte aus dieser Ursache sich unverzüglich nach seinem Schlosse aufmachen. Indem er dieß sagte und seine Leute zu rufen bat, konnte La Motte nicht umhin, die Todtenblässe seines Gesichts zu bemerken, und eine Besorgniß zu äußern, ob ihm nicht wohl sey? der Marquis versicherte ihn, er befände sich vollkommen wohl, nur wünschte er unverzüglich fortzureiten. Peter mußte nun die andern Bedienten rufen, und der Marquis, der es abschlug, irgend eine Erfrischung zu sich zu

nehmen, sagte ihm eilig Adieu und verließ, so bald seine Leute bereit waren, die Abtey.

La Motte kehrte in sein Zimmer zurück, nachdenkend über die plötzliche Abreise seines Gastes, dessen Unruhe ihn zu groß gedünket hatte, um von der angeführten Ursache herzurühren. Er stillte Frau von La Mottens Angst und erregte zugleich ihre Befremdung, als er die Ursache dieser Störung sagte. Adeline, die sich bey La Mottens Annäherung in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, sah aus dem Fenster, als sie das Trampeln von Pferden hörte. Es war der Marquis der mit seinen Leuten in kleiner Entfernung vorüber ritt. Nicht im Stande, die Personen zu unterscheiden, erschrack sie, um diese Zeit eine solche Gesellschaft bey der Abtey zu sehen; sie rief La Motten, um ihn davon zu benachrichtigen, und erfuhr, was vorgegangen war.

Endlich legte sie sich zu Bette, und ihr Schlummer blieb diese Nacht ungestört von Träumen.

Als sie frühmorgens aufstand, sah sie La Motten allein vor dem Hause spazieren gehen, und eilte die Gelegenheit zu benutzen, die sich jetzt darboth, ihre Sache zu führen. Sie näherte sich ihm mit wankenden Schritten während die Blässe und Ängstlichkeit auf ihrem Gesicht die Unruhe ihres Gemüths verrieth. Ohne sich auf eine Erklärung einzulassen, flehten ihre ersten

Worte ihn um Mitleid. La Motte stand still, sah ihr scharf in das Gesicht und fragte, womit er den Argwohn verdienet hätte, der in dieser Bitte zu liegen schien? Adeline erröthete, einen Augenblick seine Redlichkeit bezweifelt zu haben, allein die Worte, die sie gehört hatte, fielen ihr wieder ein.

„Ich wäre ungerecht und undankbar, wenn ich nicht anerkennen wollte, daß Ihr Betragen gütig und großmüthig gewesen ist, weit mehr als ich zu erwarten ein Recht hatte, aber —" sie schwieg und wußte nicht, auf welche Art sie äußern sollte, was sie zu glauben erröthete. La Motte sah sie in stummer Erwartung an und bat sie endlich weiter zu reden, und ihre Meinung zu erläutern. Sie bat ihn, sie vor ihrem Vater zu schützen. La Motte schien bestürzt und überrascht. „Vor Ihrem Vater!" sagte er. „Ja," erwiederte Adeline, „es ist mir nicht unbekannt, daß er meinen Aufenthalt entdeckt hat. Ich muß alles von einem Vater fürchten, der mich mit solcher Grausamkeit behandelt hat, und flehe Sie nochmahls an, mich aus seinen Händen zu retten."

La Motte stand in tiefen Gedanken und Adeline fuhr auf das rührendste fort, sein Meitleiden zu erflehen.

„Aus was für Ursachen vermutheten Sie oder vielmehr, wie haben Sie erfahren, daß Ihr Vater Sie verfolgt?"

Diese Frage machte Adeline verlegen; sie schämte sich zu gestehen, daß sie sein Gespräch behorcht hatte, und verabscheute es, eine Falschheit zu erfinden oder zu sagen: endlich gestand sie die Wahrheit. La Mottens Züge nahmen eine wilde Heftigkeit an, und mit einem scharfen Verweise wegen eines Betragens, zu welchem mehr Zufall als Vorsatz sie gereizt hatte, fragte er, was sie gehört hätte, das sie so sehr beunruhigen könnte? Sie wiederhohlte treulich die unzusammenhängenden Reden, die sie aufgefaßt hatte. Er sah sie mit scharfer Aufmerksamkeit an, während sie sprach.

„Und das war alles, was Sie gehört haben? Aus diesen wenigen Worten ziehen Sie einen so festen Schluß? Überdenken Sie sie näher, und Sie werden finden, daß dieses nicht daraus folgt.“

Sie sah nun, was ihre heftige Furcht sie zuvor nicht hatte bemerken lassen, daß die Worte, so unzusammenhängend als sie da waren, wenig enthielten, und daß ihre Einbildungskraft das Leere dazwischen so ausgefüllt hatte, um das gefürchtete Übel daraus zu folgen: dem ungeachtet waren ihre Besorgnisse wenig vermindert.

„Jetzt ist wahrscheinlich Ihre Furcht aus dem Wege geräumt, sagte La Motte, allein um Ihnen einen Beweis von der Aufrichtigkeit zu geben, die Sie bezweifeln konnten, will ich Ih-

nen sagen, daß Sie recht hatten. Sie scheinen zu erschrecken, und ich verdenke es Ihnen nicht. Ihr Vater hat Ihren Aufenthalt entdeckt, und Sie bereits gefodert. Zwar habe ich aus einer Regung von Mitleid Sie herauszugeben verweigert, allein ich habe weder Macht, Sie zurückzuhalten, nach Mittel Sie zu schützen. Wenn er kommt, um seine Forderung zu erzwingen, so werden Sie dieses gewahr werden. Machen Sie sich also auf das Übel gefaßt, das, wie Sie sehen, unvermeidlich ist."

Adeline konnte eine Zeitlang nur durch Thränen reden. Endlich sagte sie mit einer Fassung, welche Verzweiflung ihr gab: Ich ergebe mich in den Willen des Himmels! La Motte sah sie schweigend an, und sein Gesicht verrieth eine starke Bewegung. Doch vermied er, das Gespräch wieder anzuknüpfen, und ging nach der Abtey zurück, indem er Adelinen, verloren in Schmerz, auf dem Vorplatze zurück ließ.

Ein Ruf zum Frühstück trieb sie in das Zimmer, wo sie den Morgen im Gespräch mit Frau von La Motte zubrachte, der sie alle ihre Besorgnisse und ihren Kummer klagte. Mitleid und oberflächlicher Trost war alles was Frau von La Motte ihr geben konnte, so sichtlich sie auch durch Adelinens Rede gerührt ward. So verstrichen schwerfällig die Stunden, während Adelinens Angst wuchs, und die Crisis ihres Schicksals schnell heran zu nahen schien. Kaum hatten

sie

sie zu Mittag gegessen, als zu ihrem großen Erstaunen der Marquis erschien. Er trat mit seiner gewöhnlichen Ungezwungenheit in das Zimmer, und entschuldigte sich, unter Wiederhohlung dessen, was er zu La Motte gesagt hatte, wegen der Unruhe, die er vergangene Nacht verursacht hätte.

Der Gedanke an das gehörte Gespräch verursachte anfangs Adelinen einige Verlegenheit, und zog ihre Seele von dem Gefühl der Übel ab, die sie von ihrem Vater besorgte. Der Marquis, der ihr wie gewöhnlich, seine Aufmerksamkeit widmete, schien bekümmert, sie nicht munter zu sehen, und äußerte vielen Antheil an der Niedergeschlagenheit, die aller Anstrengung ungeachtet, aus ihrem Wesen hervorleuchtete. Als Frau von La Motte hinausging, wollte Adeline ihr folgen: allein der Marquis bat sie um ein kleines Gehör und führte sie wieder zu ihrem Stuhl. La Motte verschwand sogleich.

Adeline wußte nur zu gut, wovon die Rede seyn würde, und des Marquis Worte vermehrten bald die Bestürzung, worin ihre Furcht sie gesetzt hatte. Während er die Wärme seiner Leidenschaft in Ausdrücken erklärte, die nur zu oft Heftigkeit für Aufrichtigkeit gelten lassen, unterbrach ihn Adeline, der diese Erklärung, wenn sie anständig gemeint, beängstigend, und auf andere Weise anstößig war, und dankte ihm für

die Ehre einer Auszeichnung, die sie mit bescheidenem, aber entschlossenem Wesen ablehnen zu müssen, erklärte. Sie stand auf, um sich zu entfernen.

„Bleiben Sie, allzuliebenswürdige Adeline," sagte er, „und wenn Mitleid mit meinem Leiden Sie nicht für mich gewinnen kann, so lassen Sie eine Erwägung Ihrer eigenen Gefahr es thun. Herr von La Motte hat mich von Ihrem unglücklichen Schicksal und von dem Übel, daß jetzt Ihnen droht, unterrichtet: nehmen Sie von mir den Schutz an, welchen er Ihnen zu geben nicht im Stande ist."

Adeline wollte wieder nach der Thüre zugehen, als der Marquis sich ihr zu Füßen warf, und ihre Hand mit heißen Küssen bedeckte. Sie strebt, sich loszumachen.

„Hören Sie mich, süsses Mädchen, rief er, hören Sie mich! Ich lebe nur für Sie. Hören Sie auf meine Bitten, und alles, was ich habe, soll Ihre seyn. Treiben Sie mich nicht durch unzeitige Härte zur Verzweiflung, oder weil —

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn Adeline mit unaussprechlicher Würde, indem sie sich noch immer das Ansehen gab, seinen Antrag für anständig zu halten, „ich erkenne die Großmuth Ihres Betragens, und finde mich durch die mir zugedachte Ehre geschmeichelt. Aus diesem Grunde halte ich es für meine Pflicht, zu der bestimm-

ten Ablehnung Ihres Antrags noch das hinzuzusetzen, daß die wärmern Empfindungen meines Herzens nicht in meiner Macht sind, und daß es mir unmöglich ist, mehr als bloße Achtung gegen Sie zu hegen, welche durch nichts mehr erhöht werden kann, als wenn Sie in Zukunft mit ähnlichen Unterhaltungen mich verschonen."

Sie versuchte aufs neue, das Zimmer zu verlassen, allein der Marquis verhinderte sie, und trug nach einigem Zögern seine Bewerbung nochmahls in Ausdrücken vor, die ihr nicht länger zuließen, ihn mißzuverstehen. Thränen stiegen ihr in die Augen; sie preßte sie gewaltsam zurück, und sagte mit einem Blick, worin Schmerz und Unwillen kämpften: „Gnädiger Herr! dieß verdient keine Antwort. Entlassen Sie mich!"

Die Würde ihres Betragens setzte ihn einen Augenblick in Ehrfurcht, und aufs neue warf er sich zu ihren Füssen, um Vergebung zu erflehen. Sie winkte ihm schweigend abwärts und eilte aus dem Zimmer. So wie sie das ihrige erreichte, verschloß sie die Thüre, sank in einen Stuhl und gab allem Kummer ihres Herzens Raum. Es war nicht das geringste ihrer Leiden, argwöhnen zu müssen, daß La Motte ihrer Achtung unwerth sey: denn fast unmöglich konnten ihm die wirklichen Absichten des Marquis unbekannt seyn. Frau von La Motte glaubte sie, wäre unter dem Vorwande einer anständigen Rei-

gung getäuscht worden, und dieser Glaube ersparrte ihr wenigstens die Qual, auch an ihrer Freundinn Redlichkeit zu zweifeln.

Sie sah mit Beben in die Aussicht, die vor ihr lag. Auf einer Seite ihr Vater, dessen Grausamkeit sich bereits zu deutlich gezeigt hatte; auf der andern der Marquis, der sie mit einer unwürdigen, schimpflichen Leidenschaft verfolgte. Sie beschloß, der Frau von La Motte den Inhalt seines Gesprächs mitzutheilen, und in Hoffnung auf ihren Schutz und Theilnahme trocknete sie ihre Thränen und war eben im Begriff das Zimmer zu verlassen, als Frau von La Motte hereintrat. Sie vergoß Thränen bey Adelinens Erzählung, und schien äußerst bewegt zu seyn; doch sprach sie ihr Trost zu, versicherte, sie wollte allen ihren Einfluß aufbiethen, um ihren Mann zu bewegen, daß er die Anträge des Marquis abwehrte.

„Sie wissen, meine Liebe, sagte sie, daß unsere jetzigen Umstände uns zu gewissen Rücksichten gegen den Marquis zwingen, und bitte Sie deßwegen, in Ihrem Betragen so wenig Empfindlichkeit als möglich, gegen ihn merken zu lassen. Seyn Sie so ungezwungen in seiner Gegenwart wie sonst, und ich zweifle nicht, daß diese Sache ohne weiterer Belästigung für Sie vorüber gehen wird.“

„Ach Madame, sagte Adeline, was für ein

schweres Geschäft legen Sie mir auf! Ich ersuche Sie inständigst, mir nie wieder die Demüthigung aufzulegen, in seiner Gesellschaft zu seyn, und so oft er die Abtey besucht, mir zu vergönnen, daß ich in meinem Zimmer bleiben darf."

„Herzlich gern würde ich dieses zugestehen, ja vielleicht die erste seyn, die dazu riethe, erwiederte Frau von La Motte, wofern unsere Lage es zuließe. Allein Sie wissen, daß unsere Zuflucht in dieser Abtey von dem guten Willen des Marquis abhängt, den wir nicht muthwillig verscherzen dürfen. Ein solches Betragen würde alles bey ihm verderben; lassen Sie uns gelindere Maßregeln ergreifen, wodurch wir seine Freundschaft uns erhalten, ohne Sie einem ernsthaften Übel auszusetzen. Erscheinen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Gefälligkeit — das Geschäft ist nicht so schwer als Sie glauben."

Adeline seufzte: „Ich gehorche Ihnen Madame, weil es meine Pflicht ist, aber erlauben Sie mir zu sagen, mit äußerstem Wiederstreben."

Frau von La Motte versprach, sogleich zu ihrem Manne zu gehen, und Adeline ließ einigermaßen beruhigt, wiewohl nicht überzeugt von ihrer Sicherheit, sie von sich.

Bald nachher sah sie den Marquis fortreiten, und da nun nichts mehr Frau von La Mot-

te abhalten konnte, erwartete sie mit höchster Ungeduld ihre Zurückkunft. Nachdem sie beynahe eine Stunde in dieser Erwartung zugebracht hatte, wurde sie endlich heruntergerufen, und fand Herrn von La Motte im Zimmer allein. Er stand bey ihrem Eintritt auf, und ging schweigend einigemahl im Zimmer auf und ab: dann setzte er sich und redete sie an:

„Was Sie meiner Frau erzählt haben, würde mich sehr bekümmern, wenn ich des Marquis Betragen in eben so ernsthaftem Lichte betrachtete, als sie. Ich weiß, daß junge Frauenzimmer geneigt sind, unbedeutende Modegalanterien zu mißdeuten, und Sie Adeline, können nie zu vorsichtig seyn, zwischen einer Plaisanterie dieser Art, und einem ernsthaften Antrage zu unterscheiden."

Adeline fand sich befremdet und beleidigt, daß La Motte so gering von ihrem Verstande und Charakter dachte.

„Kann es möglich seyn, erwiederte sie, daß Sie würklich das Betragen des Marquis wissen?"

„Es ist sehr möglich und sehr gewiß," versetzte La Motte mit einiger Bitterkeit; „und auch sehr möglich, daß ich die Sache mit weniger Vorurtheil ansehe als Sie. Doch will ich nicht über diesen Punct streiten. Ich bitte nur, daß, da Sie meine Lage kennen, Sie sich ein wenig darnach fügen, und mir nicht durch eine unzei-

tige Empfindlichkeit die Feindschaft des Marquis zuziehen. Er ist jetzt mein Freund, und es ist für meine Sicherheit nothwendig, daß er es bleibt; wenn ich aber zulasse, daß ihm von jemand in meiner Familie unartig begegnet wird, so muß ich erwarten, ihn mir zum Feinde zu machen. Sie können ihm ohne alles Bedenken wenigstens höflich begegnen."

Adeline fand den Ausdruck unartig ein wenig stark, doch enthielt sie sich ihr Mißfallen zu äußern.

„Zwar hätte ich gewünscht, sagte sie, daß mir die Freyheit vergönnt wäre, mich zu entfernen, so oft der Marquis erscheine, allein, da Sie glauben, daß dieses Ihnen Nachtheil bringen würde, so muß ich mich unterwerfen."

„Diese Klugheit und Gefälligkeit freut mich, und wenn es Ihr Wunsch ist, mich zu verbinden, so sage ich Ihnen, daß Sie es nicht stärker können, als wenn Sie den Marquis als Freund behandeln."

Das Wort Freund in Verbindung mit dem Marquis war Mißlaut in Adelinens Ohr: sie sah La Motten bedeutend an: „Als Ihren Freund werde ich suchen ihn zu behandeln, als den meinigen aber" — sie mochte ihre Rede nicht endigen, und bat ihn nur noch, sie vor ihrem Vater zu schützen.

„Auf den Schutz, den ich Ihnen geben kann,

dürfen Sie sicher rechnen, sagte er, aber Sie wissen, wie wenig Recht sowohl als Mittel ich habe, mich ihm entgegen zu setzen, und wie sehr ich selbst Schutzbedürftig bin. D• er Ihren Aufenthalt entdeckt hat, so sind ihm auch wahrscheinlich die Umstände nicht unbekannt, die mich hier halten, und wenn ich mich ihm widersetze, so muß ich befürchten, daß er mich den Gerichtsdienern verräth, als das sicherste Mittel, sich Ihrer zu versichern. Wir sind mit Gefahren umgeben, wollte der Himmel ich sähe einen Ausweg, uns herauszuziehen."

„Verlassen Sie diese Abtey und suchen in der Schweiz oder in Deutschland eine Zuflucht; Sie werden sich alsdann von aller fernern Verbindlichkeit gegen den Marquis so wie von der gefürchteten Verfolgung befreien. Verzeihen Sie mir, daß ich so frey meinen Rath anbiete, den allerdings größentheils Sorge für meine eigene Sicherheit mir eingibt, der mir aber zugleich das einzige Mittel zu seyn scheint, die ihrige zu befördern."

„Ihr Plan wäre recht gut, wenn ich nur Geld hätte, ihn auszuführen. So aber muß ich mich begnügen, hier verborgen zu bleiben, und mir diejenigen, die mich kennen, zu Freunden zu machen. Vorzüglich liegt mir an der Gunst des Marquis. Er kann viel ausrichten, sollte auch Ihr Vater verzweifelte Maßregeln ergreiffen.

Doch warum rede ich so? Ihr Vater kann bereits zu diesen Maßregeln geschritten seyn, und vielleicht schwebt schon die Wirkung seiner Rache über meinem Haupt. Meine Freundschaft für Sie, Adeline, hat mich diesem ausgesetzt: hätte ich Sie ihm überliefert, so würde ich sicher geblieben seyn."

Adeline fühlte sich durch diesen Beweis von La Mottens Freundschaft, den sie nicht bezweifeln konnte, so tief gerührt, daß sie keine Worte finden konnte. So bald sie zu reden vermochte, äußerte sie in den wärmsten Ausdrücken ihre Dankbarkeit.

„Ist das Ihr Ernst?" fragte La Motte.

„Könnte es möglich seyn, daß er es nicht wäre," erwiederte Adeline, bis zu Thränen empfindlich über diesen Verdacht von Undankbarkeit.

„Empfindungen sind leicht ausgesprochen," sagte La Motte, „wenn auch das Herz nichts davon weiß: ich kann sie nur in so fern für aufrichtig halten, als sie sich in unsern Handlungen zeigen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will sagen, ob Sie bey diesen Gesinnungen bleiben würden, wenn sich eine Gelegenheit zeigte, mir Ihren Dank zu beweisen?"

„Nennen Sie mir eine, und sehen Sie, ob ich sie ausschlagen werde," versetzte Adeline mit Wärme.

„Wenn zum Beyspiel der Marquis in der Folge eine ernsthafte Liebe erklärte, und Ihnen seine Hand antrüge, würde nicht kleinliche Empfindlichkeit, oder Parteylichkeit für einen begünstigten Liebhaber Sie anreizen, ihn auszuschlagen?"

Adeline erröthete und sah zur Erde. „Sie haben in der That das einzige Mittel meine Aufrichtigkeit zu beweisen genannt, das ich ausschlagen mußte. Ich kann den Marquis niemahls lieben, ja aufrichtig zu reden, ihn niemahls schätzen. Ich gestehe, daß die Ruhe eines ganzen Lebens, selbst für die Dankbarkeit ein zu großes Opfer ist."

La Motte sah unzufrieden aus. „Es ist, wie ich glaubte," sagte er; „diese feinen Empfindungen lauten im Reden recht schön, und machen die Person, welche sie äußert, unendlich liebenswürdig; kommen sie aber zur That, so verfliegen sie in der Luft, und lassen nur den Schiffbruch der Eitelkeit hinter sich."

Dieser unbillige Spott kränkte Adelinen tief: „Weil denn Ihre Sicherheit von meinem Betragen abhängt, so geben Sie mich meinem Vater hin. Ich bin bereit, zu ihm zurückzukehren, weil mein Bleiben Sie in ein neues Unglück stürzt. Lassen Sie mich nicht des Schutzes, den ich bisher erhielt, mich unwürdig zeigen, indem ich mein Wohl dem Ihrigen vorzöge. Wann ich

fort bin, so werden Sie keine Ursache haben, des Marquis Mißfallen zu fürchten, das Sie sich zuziehen könnten, wenn ich bliebe: denn es ist mir unmöglich: je seine Anträge anzunehmen, selbst wenn sie anständig wären."

La Motte; schien betroffen. „Nein, auf keine Weise; lassen Sie uns nicht durch Aussinnen möglicher Übel uns quälen, und um sie zu vermeiden, zu wirklichen schreiten. Nein, Adeline, wann Sie gleich edel genug sind, sich meiner Sicherheit aufzuopfern, werde doch ich nie es zugeben. Ich werde Sie Ihrem Vater nimmermehr gutwillig überliefern. Seyn Sie also über diesen Punct ruhig, die einzige Vergeltung, die ich wünsche, ist ein höfliches Betragen gegen den Marquis."

„Ich werde mich bemühen, Ihnen zu gehorchen, erwiederte sie. Frau von La Motte trat jetzt herein, und das Gespräch wurde abgebrochen. Adeline brachte den Abend in traurigen Gedanken hin, und begab sich, so bald als möglich, auf ihr Schlafzimmer, um im Schlummer Zuflucht vor dem Kummer zu suchen.

Neuntes Kapitel.

Das Manuscript, welches Adeline den Abend zuvor gefunden hatte, war ihr den Tag über oft eingefallen; allein sie war entweder zu sehr mit den Vorfällen des Augenblicks beschäftigt, oder zu furchtsam vor Unterbrechung gewesen, um sich daran zu wagen. Jetzt zog sie es aus der Schieblade, worin sie es verborgen hatte, hervor, und in der Absicht, nur die ersten Seiten flüchtig zu überblicken, setzte sie sich damit an ihre Bette.

Sie öffnete es mit einer heißen Neugierde, welche die entfärbte und fast erloschne Dinte nur langsam befriedigte. Die ersten Worte waren gänzlich verloren, diejenigen aber, womit die Erzählung anzufangen schien, lauteten folgenmaßen:

„O Ihr, die vielleicht dereinst Unglück oder Zufall an diesen Ort bringt, wer ihr auch seyd, mit euch rede ich! Euch offenbare ich die Geschichte meines Wehs, und fordere euch auf, es zu rächen. Vergebene Hoffnung! doch gewährt mir der Gedanke einigen Trost, daß vielleicht ei-

nes Tages ein menschliches Auge lesen wird, was ich jetzt schreibe; daß die Worte, welche mein Leiden schildern, eines Tages dem fühlenden Herzen Mitleid entlocken werden."

„Doch trocknet eure Thränen! euer Mitleid ist jetzt fruchtlos. Lange haben die Qualen des Elends geendet, die Stimme der Klage ist verhallt! Es ist Schwachheit, ein Mitleid zu wünschen, das nicht eher erregt werden kann, bis ich in die Ruhe des Grabes sinke, und den Lohn der Ewigkeit genieße!

„So wisset denn, daß am zwölften October 1642 ich auf dem Wege nach Caux, auf der nähmlichen Stelle, wo dem Gedächtniß des unsterblichen Heinrichs eine Ehrensäule errichtet ist, von vier Kerls ergriffen wurde, die meinen Bedienten zu Boden streckten, und mich durch Wildnisse und Wälder nach dieser Abtey brachten. Ihr Betragen glich nicht gemeinen Räubern, und ich merkte bald, daß eine höhere Macht sich ihrer zu irgend einem schrecklichen Zwecke bediente. Vergebens wandte ich Bitten, bot ich ihnen Bestechungen an, mir ihrem Anstifter zu entdecken, und ihr Vorhaben aufzugeben: sie wollten nicht das geringste von ihren Absichten verrathen."

„Als sie aber nach einer langen Reise, auf diesem Gebäude mit mir anlangten, erkannte ich auf einmahl ihren nichtswürdigen Anstifter,

und übersah seinen schrecklichen Plan nur zu gut. Welch ein Anblick! Alle Donner des Himmels schienen auf dieß schutzlose Haupt geschleudert! O Stärke! stähle mein Herz zu —"

Adelinens Licht wollte jetzt im Leuchter erlöschen, und die bleiche Dinte, die schwach beschienen wurde, vereitelte ihr Bemühen, die Züge zu unterscheiden: sie konnte kein Licht heraufhohlen, ohne zu verrathen, daß sie noch auf war, welches Verwunderung erregen, und zu einer Erläuterung führen mußte, die sie nicht wünschte. Auf solche Art gezwungen, das Lesen aufzugeben, welches so viele Ursachen ihr schauderlich anziehend machten, legte sie sich in ihr niedriges Bett.

Was sie von der Handschrift gelesen hatte, erweckte einen furchtbaren Antheil an dem Schicksale des Verfassers und rief schreckliche Bilder vor ihre Seele. „In diesen Zimmern!" sagte sie, und schloß schaudernd die Augen. Endlich hörte sie Frau von La Motte zu Bett gehen, und die Schreckbilder der Furcht zerstreuten sich und gaben dem Schlafe Raum. Den andern Morgen weckte Frau von La Motte sie auf, und sie fand zu ihrem großen Kummer es schon so weit über ihre gewöhnliche Zeit, daß sie das Manuscript nicht mehr vornehmen konnte. — La Motte schien ungewöhnlich finster und aus seiner Frau Gesicht leuchtete eine Niedergeschlagenheit hervor, die Adeline ihrer Bekümmerniß um sie zuschrieb.

Das Frühstück war kaum verzehrt, als das Getrampel von Pferden die Ankunft eines Fremden verkündigte. Adeline sah den Marquis absteigen, und wollte schnell nach ihrem Zimmer eilen, ohne an ihr Versprechen gegen La Motte zu denken; allein der Marquis war schon im Vorsaal und richtete, als er sie fortgehen sah, einen fragenden Blick auf La Motte. La Motte rief sie zurück, und erinnerte sie durch ein nur zu verständliches Stirnrunzeln an ihr Versprechen. Sie rief alle Fassung zu Hülfe, näherte sich aber doch mit sichtlicher Bewegung, während der Marquis sie mit seiner gewöhnlichen Ungezwungenheit und leichten Munterkeit anredete.

Diese sorglose Zuversichtlichkeit verdroß und befremdete Adelinen, wiewohl sie ihren Stolz erweckte, und ihr eine gewisse Würde gab, die ihn beschämte. Er sprach mit Verlegenheit, und schien oft abwesenden Geistes zu seyn. Endlich stand er auf, und ersuchte Adelinen, ihm eine kleine Unterredung zu gönnen. Herr und Frau von La Motte wollten das Zimmer verlassen, als Adeline sich zu dem Marquis wendete, und ihm erklärte, sie wünschte keine andere Unterredung als in Gegenwart ihrer Freunde. Allein dieß war vergebens, sie waren bereits fort, und La Motte sagte ihr im Hinausgehen durch einen Blick, wie sehr ein Versuch, im nachzufolgen, ihn beleidigen würde.

Sie saß eine Weile in stummer, ängstlicher Erwartung. „Ich sehe, fing der Marquis endlich an, „daß das Betragen, wozu mich das Feuer meiner Leidenschaft hinriß, mir in Ihrer Meinung geschadet hat, und das es mir schwer werden wird, Ihre Achtung wieder zu erlangen: allein ich hoffe, der Antrag, den ich Ihnen jetzt mit meinem Rang und Vermögen mache, wird die Aufrichtigkeit meiner Liebe hinlänglich beweisen, und das Vergehen, welches Leidenschaft allein erzeugte, vergüten."

Nach diesem Probestück von Alltagsberedsamkeit, welches der Marquis als ein Vorzeichen des Triumphs zu betrachten schien, wollte er Adelinens Hand küssen, die sie aber schnell mit den Worten zurückzog:

„Gnädiger Herr, Sie wissen bereits meine Meinung über diesen Punct, und es ist beynahe überflüssig, Ihnen zu wiederhohlen, daß ich die mir zugedachte Ehre nicht annehmen kann."

„Erklären Sie sich, liebenswürdige Adeline, ich wüßte nicht, Ihnen bis jetzt diesen Antrag gemacht zu haben."

„Sie thun sehr wohl, gnädiger Herr! mich daran zu erinnern, da ich nach ihrem ersten Antrage nur auf einen Augenblick einen andern anhören konnte."

Sie stand auf, um das Zimmer zu verlassen.

„Blei-

„Bleiben Sie, Fräulein," sagte der Marquis mit einem Blicke, worin beleidigter Stolz sich zu verbergen strebte, „lassen Sie nicht eine übertriebene Empfindlichkeit gegen Ihren wahren Vortheil wirken: erinnern Sie sich, welche Gefahren Sie umgeben, und verwerfen Sie nicht so obenhin einen Antrag, der Ihnen wenigstens einen anständigen Schutzort gewährt."

„Was auch meine Unglücksfälle seyn mögen, gnädiger Herr, so bin ich mir doch nie bewußt, sie Ihrer Bemerkung aufgedrungen zu haben; erlauben Sie mir also zu sagen, daß Ihre Erwähnung derselben mehr einer Beleidigung als einem Mitleid gleich sieht."

Der Marquis, wiewohl mit sichtlicher Verlegenheit, war im Begriff zu antworten: allein Adeline ließ sich nicht aufhalten, und begab sich in ihr Zimmer. So hülflos sie auch war, empörte sich ihr Herz gegen seinen Antrag, und sie beschloß fest, ihn nie anzunehmen. Allerdings kam zu ihrem Mißfallen an seinem Charakter und zu dem Unwillen über seinen vorigen Antrag noch der Einfluß einer andern Neigung und eines Andenkens, das sie nicht aus ihrem Herzen vertilgen konnte.

Der Marquis blieb zu Tisch, und aus Rücksicht für La Motte, erschien Adeline, fand aber seine Blicke so unerträglich, daß sie bald sich zurückzog. Frau von La Motte folgte ihr, und erst

des Abends konnte sie ihr Manuscript wieder hervorziehen. Sobald Herr und Frau von La Motte in ihrem Zimmer waren, und alles still schien, setzte sie sich zu ihrem Licht und las folgendes:

„Die Kerls banden mich von meinem Pferde los, und führten mich durch die Halle die Windeltreppe hinauf; Widerstand war vergebens, doch sah ich mich um, ob ich nicht ein Wesen erblickte, das minder hart wäre, als die Menschen, die mich hieher brachten. Umsonst! niemand erschien, und dieser Umstand bestärkte meinen ärgsten Verdacht. Diese Heimlichkeit weissagte ein schreckliches Ende. Nachdem wir durch einige Zimmer gegangen waren, standen sie in einem still, das mit alten Tapeten behangen war: ich fragte, warum wir nicht weiter gingen, und erhielt zur Antwort, ich würde es bald erfahren."

„In diesem Augenblick erwartete ich, das Werkzeug des Todes aufgehoben zu sehn, und befahl mich schweigend Gott. Allein noch war der Tod mir nicht bestimmt; sie huben den Vorhang auf, und öffneten eine Thüre, ergriffen mich beym Arm und führten mich durch eine Reihe düstrer Zimmer. Im letzten standen sie wieder still, die schreckliche Dunkelheit des Orts schien einer schwarzen That geneigt und flößte mir wieder Todesgedanken ein. Nochmahls sah ich mich nach dem Werkzeug der Zerstörung um, und noch-

mahls wurde ich verschont. Ich flehte zu wissen, was mir aufbehalten sey: es war jetzt nicht mehr nöthig, nach dem Urheber des Anschlags zu forschen. Sie schwiegen zu meinen Fragen, sagten mir aber endlich, dieses Zimmer sey mein Gefängniß. Nach diesen Worten setzten sie mir einen Krug Wasser hin, verließen das Zimmer und ich hörte die Thüre hinter mir verschließen.

„O Ton der Verzweiflung! O Augenblick unaussprechlicher Angst! die Angst des Todes selbst kann nicht schrecklicher seyn. Vom Lichte des Tages, von Freunden, vom Leben ausgeschlossen — denn so weissagte es mein Herz — in der Blüthe meiner Jahre, auf dem Gipfel meiner Aussichten, und der Ahndung von Schrecknissen Preis gegeben, furchtbarer vielleicht als alle, welche die Gewißheit erzeugen konnte. Ich erliege unter —

Hier waren verschiedene Seiten der Handschrift vermodert, und ganz unlesbar. Mit vieler Mühe brachte Adeline folgendes heraus.

„Drey Tage sind nun in Einsamkeit und Schweigen verstrichen; die Schrecken des Todes schweben stets vor meinen Augen, ich will mich auf den schrecklichen Wechsel vorzubereiten suchen. Wenn ich des Morgens erwache, ist es mit dem Gedanken, daß ich nicht mehr leben werde, noch

eine Nacht zu sehen. Warum wäre ich hieher gebracht, warum so strenge verhaftet, als zum Tode? Und doch, welche Handlung meines Lebens hat dieses von der Hand eines Mitgeschöpfs ververdient? — Von m —

— — — — —

— — — — —

„O mein Kind! O meine fernen Freunde! Nie werde ich euch wieder sehen! nie mehr den Scheideblick der Liebe empfangen! nie einen Abschiedssegen ertheilen! — Ihr wißt meinen elenden Zustand nicht — ach! durch keine menschlichen Mittel könnt ihr ihn wissen. Ihr glaubt mich glücklich, sonst würdet ihr mir zu Hülfe fliegen. Ich weiß, daß mein Schreiben mir zu nichts helfen kann; doch ist es Trost, meinen Schmerz auszuschütten; und ich segne den Mann, der minder barbarisch als seine Gefährten, mir diese Mittel, sie aufzuzeichnen, verschaft hat. Ach! er weiß nur zu gut, daß er nichts zu fürchten braucht. Meine Feder kann keine Freunde mir zu Hülfe rufen, kann meine Gefahr nicht entdecken, bis es zu spät ist. O ihr, die ihr dereinst leset, was ich jetzt schreibe, schenkt eine Thräne meinem Leiden. Oft habe ich um das Elend meiner Mitgeschöpfe geweint."

Adeline hielt inne. Hier wandte sich der unglückliche Schreiber unmittelbar an ihr Herz: er sprach in der Kraft der Wahrheit, und vermöge

einer starken Täuschung der Fantasie schien es, als wären seine vergangenen Leiden in diesem Augenblick gegenwärtig. Sie war eine Zeitlang unvermögend fortzufahren und saß in tiefsinnigem Schmerz.

„In diesen nähmlichen Zimmern, sagte sie, war der arme Leidende verhaftet — hier —" Sie fuhr zusammen, und glaubte einen Laut zu hören, aber die Stille der Nacht blieb ungestört. „In diesen Zimmer, fuhr sie fort, wurden diese Zeilen geschrieben, Zeilen, bey denen der Gedanke sein Trost war, daß dereinst ein mitleidiges Auge sie lesen würde; diese Zeit ist jetzt gekommen. Dein Elend, o du Gekränkter, wird beklagt, da, wo es erduldet ward. Hier, wo du bittest, weine ich um dich!"

Ihre Einbildungskraft war erschüttert, und die Bilder eines verirrten Geistes erschienen mit der Kraft der Wirklichkeit. Aufs neue fuhr sie fort und lauschte, und deutlich glaubte sie von einer leise hinter ihr flüsternden Stimme hier: wiederhohlen zu hören. Das Papier fiel aus ihrer Hand, doch dauerte ihr Schrecken nur einen Augenblick: sie wußte, daß es nicht seyn konnte, und überzeugt, daß nur Ihre Fantasie sie hintergangen hatte, nahm sie es wieder auf und las fort:

„Wozu werde ich aufbehalten? Wozu dieses Zögern? Wenn ich sterben soll, warum nicht schnell? Drey Wochen habe ich nun in diesen Mauern zugebracht, und in dieser ganzen Zeit hat kein Blick des Mitleidens meinen Kummer gesänftigt: keine Stimme, außer meiner eigenen, in mein Ohr getönt. Die Gesichter der Menschen, die zu mir kommen, sind finster und stier; ihr Stillschweigen unüberwindlich. Diese Stille ist furchtbar! O ihr, die ihr erfuhrt, was es heißt, in der Tiefe der Einsamkeit leben; die ihr eure traurigen Tage ohne einen erheiternden Laut zu hören, zubrachtet, ihr, nur ihr könnt sagen, was ich fühle, nur ihr könnt wissen, wie viel ich erdulden wollte, um nur den Ton einer menschlichen Stimme zu hören!“

O harte Nothwendigkeit! O Zustand lebendigen Todes! Welche schreckliche Stille! Alles rings um mich ist todt; und lebe denn ich wirklich? oder bin ich nur Bildsäule? Ist dieses ein Traumgesicht? Sind diese Dinge wirklich? Ach — meine Sinnen verwirren sich! Dieses Todtengleiche, ewige Schweigen, dieses finstere Gemach — das Schrecken fernerer Qual hat meine Fantasie zerstört. O nur eine Freundesbrust, mein mattes Haupt daran zu lehnen, ein herzlicher Laut, meine Seele zu erquicken.

— — — — —

— — — — —

„Ich schreibe verstohlen; er
Mittel dazu verschaft hatte, ist,
für einige Zeichen des Mitleids, die
then haben mag, gestraft worden: ich
in vielen Tagen nicht gesehen, viellei
geneigt, mir zu helfen, und man läßt
mehr zu mir. — Vergebne, eitle Hoffnung! —
„Nie wieder werde ich diese Mauern verlassen, so lange Leben in mir ist. —"

„Noch kein Tag ist verstrichen, und ich lebe noch! morgen um diese Zeit werden vielleicht meine Leiden im Tode versiegelt seyn. Ich will mein nächtliches Tagebuch fortsetzen; bis die Hand, die es schreibt, im Tode erstarrt — wann dieses Tagebuch aufhört, so wisse der Leser, daß ich nicht mehr bin. Vielleicht sind dieß schon die letzten Zeilen, welche ich jemahls schreibe." —

— — — — —

— — — — —

Adeline hielt inne, während ihre Thränen reichlicher flossen. „O du Unglücklicher, und war keine erbarmende Hand, dich zu retten! Ewiger Gott, deine Wege sind wunderbar!"

Ihre Fantasie, die jetzt in den Regionen des Schreckens wanderte, überwältigte nach und nach ihre Vernunft. Es stand ein Spiegel auf dem Tische vor ihr, und sie fürchtete sich, hineinzusehen, um nicht ein anderes Gesicht als das ihrige zu treffen: andere schreckliche Bilder und

stische Erscheinungen schwebten
.

ohler Seufzer schien neben ihr hin zu
„Heilige Jungfrau, rief sie, stehe mir
warf einen furchtvollen Blick im Zim-
r. „Dieß ist gewiß mehr als Einbildung.“ Ihre Angst überwältigte sie jetzt so ganz, daß sie auf dem Puncte stand, die Familie herbey zu rufen, aber Furcht verspottet zu werden, hielt sie zurück. Auch fürchtete sie, sich zu bewegen, ja nur zu athmen. So wie sie dem Winde horchte, der durch das Fenster ihres einsamen Zimmers strich, glaubte sie wieder einen Seufzer zu hören. Ihre Fantasie verweigerte sich aller Herrschaft der Vernunft, und indem sie die Augen aufschlug, schien eine Gestalt, die sie nicht deutlich erkennen konnte, durch einen dunklen Winkel des Zimmers zu schleichen: ein Todesschauer durchdrang sie, und sie saß starr auf ihren Stuhl geheftet: endlich erleichterte ein tiefer Seufzer ihre gepreßte Brust, und ihre Sinnen schienen wieder zu kehren.

Da alles ruhig blieb, fragte sie sich nach einiger Zeit, ob nicht ihre Fantasie sie getäuscht hätte, und überwand ihren Schrecken so weit, daß sie sich enthielt, Frau von La Motte zu rufen: doch war ihre Seele so geängstigt, daß sie sich nicht getraute, das Manuscript wieder her-

vorzusuchen, sondern nach einem Gebet um Fassung und Ruhe sich zu Bette begab.

Als sie des Morgens erwachte, spielten die freudigen Strahlen der Sonne am Fenster, und vertrieben die Schreckbilder der Dunkelheit: ihr Geist, durch den Schlaf gesänftigt und gestärket, verwarf die mystischen, unruhigen Eingebungen der Einbildungskraft. Erfrischt und dankbar stand sie auf; als sie aber zum Frühstück herunter ging, floh dieser vorübergehende Strahl des Friedens bey dem Anblick des Marquis, dessen häufige Besuche auf der Abtey, nach dem was vorgefallen war, ihr mißfielen, und sie beunruhigten. Sie sah, daß er entschlossen war, auf seinen Verfolgungen zu beharren, und die Kühnheit und Fühllosigkeit dieses Betragens erregte ihren Unwillen, während es ihren Abscheu vermehrte. Aus Schonung gegen La Motte suchte sie diese Regungen zu verbergen, wie wohl sie zu glauben anfing, daß er zu viel von ihrer Gefälligkeit forderte, und ernstlich erwog, wie sie die Nothwendigkeit, sie fortzusetzen, vermeiden könnte. Der Marquis bezeugte ihr die ehrerbietigste Aufmerksamkeit, allein sie blieb still und zurückhaltend, und ergriff die erste Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen.

Als sie die Windeltreppe herauf ging, trat Peter unten in den Vorsaal, und da er sie sah, stand er still, und sah sie bedenklich an. Sie be-

merkete ihn nicht, allein er rief sie leise beym Nahmen, und machte ein Zeichen, als hätte er ihr etwas mitzutheilen. In dem nähmlichen Augenblick aber öffnete La Motte die Thüre des gewölbten Zimmers und Peter verschwand eilends. Sie ging in ihr Zimmer, über diesen Wink, und die Behutsamkeit, womit Peter ihn gegeben hatte, nachdenkend.

Bald aber kehrten ihre Gedanken zu dem gewohnten Gegenstande zurück. Drey Tage waren nun verstrichen, und sie hatte nichts von ihrem Vater vernommen: sie fing an zu hoffen, daß er von den heftigen Maßregeln abgestanden sey, die La Motte zu verstehen gab, und einen sanftern Plan zu ergreifen dächte: wenn sie aber seinen Charakter in Erwägung zog, schien ihr dieses unwahrscheinlich, und sie fiel in ihre vorigen Besorgnisse zurück. Ihr Aufenthalt auf der Abtei war jetzt durch die Beharrlichkeit des Marquis und durch das Betragen, welches La Motte ihr auflegte, höchst peinlich geworden; doch konnte sie nicht ohne Furcht an eine Rückkehr zu ihrem Vater denken.

Theodors Bild schlich sich oft in ihre Gedanken, und seine sonderbare, schnelle Abreise quälte sie. Sie hatte eine dunkle Ahndung, daß sein Schicksal mit dem ihrigen verwebt sey, und ihr Kämpfen, sich des Andenkens an ihn zu er-

wehren, zeigte ihr nur stärker, wie sehr ihr Herz an ihm hing.

Um ihre Gedanken von diesen Gegenständen abzuziehen, und die Neugier zu stillen, die in der vorigen Nacht so sehr gereizt war, nahm sie jetzt das Manuscript zur Hand, wurde aber durch die Hereinkunft der Frau von La Motte gehindert, die ihr sagte, daß der Marquis fort wäre. Sie brachten den Morgen mit Arbeiten und gewöhnlichem Gespräch zu. La Motte ließ sich nicht sehen, bis bey Tisch, wo er wenig sprach, und Adeline noch weniger. Doch fragte sie ihn, ob er nichts von ihrem Vater gehört hätte?

„Gehört habe ich nichts von ihm, erwiederte er, allein nach dem, was ich von dem Marquis erfahren habe, muß ich glauben, daß er nicht weit ist.“

Adeline erschrack, doch war sie im Stande, mit gehöriger Festigkeit zu antworten:

„Ich habe Sie bereits nur zu sehr in mein Unglück verwickelt, und sehe jetzt ein, daß Widerstand Sie verderben wird, ohne mir zu nützen; aus diesem Grunde bin ich bereit, zu meinem Vater zu gehen, und Ihnen fernere Unannehmlichkeit zu ersparen.“

„Das ist ein rascher Entschluß,“ versetzte La Motte, „und wenn Sie dabey beharren, werden Sie es künftig bereuen. Ich rede jetzt als Freund mit Ihnen, Adeline, und bitte Sie,

mich ohne Vorurtheil anzuhören. Der Marquis hat, wie ich vernehme, Ihnen seine Hand angetragen, und ich weiß nicht, ob ich mich mehr wundern soll, daß ein Mann von seinem Rang und Gewichte eine Verbindung mit einem Mädchen ohne Vermögen und Ansehen suche; oder daß ein Mädchen in solchen Umständen nur einen Augenblick bey sich anstehen kann, die angetragnen Vortheile sich zu Nutzen zu machen. Sie weinen, Adeline, lassen Sie mich hoffen, daß sie von der Albernheit Ihres Betragens überzeugt sind, und nicht länger mit Ihrem Glück spielen wollen. Die Freundschaft, die ich Ihnen bewiesen habe, muß Sie überzeugen, daß ich Sie schätze, und keinen andern Grund habe, Ihnen diesen Rath zu geben, als Ihr eigenes Bestes. Doch sehe ich mich genöthigt, Ihnen zu sagen, daß, wenn auch Ihr Vater nicht auf Ihre Zurückgabe dringt, ich nicht weiß, wie lange meine Umstände mir erlauben werden, Ihnen selbst diesen dürftigen Unterhalt zu reichen. Sie schweigen? —"

Der Schmerz, welchen diese Worte ihr auspreßten, erstickt ihre Sprache, und sie fuhr fort zu weinen. Endlich sagte sie:

„Lassen Sie mich zu meinem Vater gehen! Ich würde in der That die Freundschaft, deren Sie erwähnen, schlecht verdienen, wenn ich nach dem, was Sie mir gesagt haben, wünschen

könnte zu bleiben; und den Marquis anzunehmen, ist mir, nach meiner Empfindung, unmöglich."

Theodors Bild stieg vor ihr auf, und sie schluchzte laut. La Motte saß eine Weile nachdenkend: „Seltsame Verblendung, rief er endlich! Ist es möglich, daß Sie bey diesem romanhaften Heroismus beharren, und einen so unmenschlichen Vater als den Ihrigen, dem Marquis de Montalt vorziehen können! Ein Schicksal so voll Gefahr einem Leben der Pracht und des Vergnügens!"

„Verzeihen Sie mir, eine Verbindung mit dem Marquis würde wohl Pracht, aber nie Vergnügen seyn! Sein Charakter ist mir zuwider, und ich ersuche Sie inständig, seiner nie wieder zu erwähnen."

Zehentes Kapitel.

Das eben erwähnte Gespräch wurde durch Peters Hereinkunft unterbrochen, der, als er das Zimmer verließ, Adelinen bedeutend ansah, und ihr mit den Augen winkte. Sie war begierig zu wissen, was er wollte, und ging bald nachher in den Vorsaal, wo er umherschlenderte. So

wie er sie sahe, legte er den Finger auf den Mund, und winkte ihr, in einen Winkel zu kommen.

„Nun Peter, was ists?“ fragte sie.

„Still, Fräulein, um Gotteswillen sprechen Sie leise, wenn man uns hörte, wären wir alle verloren.“

Adeline bat ihn, sich deutlicher zu erklären.

„Ja, ja, Fräulein das ists, was ich schon den ganzen Tag gesucht habe. Ich habe auf eine Gelegenheit gewartet und gewartet, gesehen und gesehen, bis ich fürchtete, mein Herr würde selbst mich zu sehen bekommen: allein es half alles nichts. Sie wollten mich nicht verstehen.“

Adeline b. ihn, sich kurz zu fassen.

„Ja Fräulein, ich bin nur Angst, daß man uns sieht; allein, was wollte ich nicht thun, um einen so guten jungen Frauenzimmer zu dienen, denn ich kann nicht daran denken, was Ihnen bevorsteht, ohne Sie zu warnen.“

„Um Gotteswillen, mache Er fort, oder man wird uns unterbrechen.“

„Nun denn! Zuvor aber müssen Sie mir bey der heiligen Jungfrau geloben, daß Sie niemahls wiedersagen wollen, was ich Ihnen offenbare. Mein Herr würde —

„Ja, ja, ich verspreche alles!“

„Nun denn! Am Montag Abend, als ich — still, höre ich nicht einen Schritt? — O

Fräulein, gehen Sie in den Kreuzgang — ich wollte um aller Welt Wunder nicht, daß man uns sähe. Ich will zur Saalthüre herausgehen, und Sie können durch den Gang gehen. Daß man uns ja nicht sieht!"

Adeline gerieth in die äußerste Unruhe über Peters Reden, und eilte in den Kreuzgang. Er erschien schnell, und nachdem er sich ängstlich umgesehen hatte, fing er sein Gespräch wieder an:

„Ja, wie ich sagte, Fräulein, Montags Nacht, als der Marquis hier schlief — Sie wissen, daß er lange aufblieb, und ich könnte die Ursache wohl rathen. Es kamen seltsame Dinge zum Vorschein, aber es ist nicht meine Sache, alles zu sagen, was ich denke."

„Ums Himmelswillen, so komme er doch zur Sache, rief Adeline ungeduldig; was ist das für eine Gefahr, die mir droht? Mache Er fort, oder man wird uns gewahr werden."

„Gefahr die Menge, Fräulein, wenn Sie alles wüßten; und wenn auch, was kann es nützen, Sie können sich doch nicht selbst helfen. Allein das thut nichts zur Sache; genug, daß ich mir vorgenommen habe, es Ihnen zu sagen, wenn ich es auch bereuen sollte —

„Oder vielmehr, Er hat sich vorgenommen, es mir nicht zu sagen, denn er macht keine Anstalt dazu. Allein, was meint er; er sprach von von dem Marquis. —"

„Still, Fräulein, nicht so laut! der Marquis, wie ich sagte, blieb lange auf, und mein Herr saß bey ihm. Einer von seinen Leuten ging in der eichnen Kammer zu Bett, und der andere blieb auf, um seinen Herrn auszuziehen. Als wir nun zusammen saßen — Gott sey mir gnädig, die Haare stiegen mir empor — ich zittere noch, wenn ich daran denke. Als wir also zusammen saßen — aber so wahr ich lebe, dort kommt mein Herr. Ich sah ihn zwischen den Bäumen; wenn er mich sieht, so ist alles aus — ich wills Ihnen ein andersmahl sagen. —"

Mit diesen Worten eilte er in die Abtei, und verließ Adelinen in einem Zustande von Unruhe, Neugier und Verdruß. Sie ging in den Wald, und dachte über Peters Worte nach, die sie vergebens zu reimen sich bemühte: Frau von La Motte kam ihr nach, und sie sprachen über allerley Dinge, bis sie die Abtei erreichten.

Adeline wartete den Tag über vergebens auf Gelegenheit, Petern zu sprechen. Als er des Abends bey Tisch aufwartete, beobachtete sie ängstlich sein Gesicht, in Hoffnung einige Aufklärung darauf zu lesen. Beym Schlafengehen begleitete Frau von La Motte sie in ihr Zimmer und hielt sie mit allerley Gesprächen auf, so daß sie keine Gelegenheit fand, mit Peter zusammen zu kommen. — Frau von La Motte schien etwas auf dem Herzen zu haben, und als Adeline es

be=

bemerkete, und um die Ursache fragte, traten ihr Thränen in die Augen und sie ging schnell aus dem Zimmer.

Dieses Betragen, mit Peters Reden zusammengenommen, beunruhigte Adelinen, die nachdenkend sich auf ihr Bett setzte, und sich ihren Betrachtungen überließ, bis der Ton einer Glocke im untern Zimmer, die Zwölfe schlug, sie erweckte. Sie wollte sich zum Schlafen auskleiden, als sie sich des Manuscripts erinnerte, und es nun unmöglich fand, die Nacht zuzubringen, ohne es durchlesen zu haben. Die ersten Worte, die sie herausbringen konnte, lauteten folgendermaßen:

„Noch einmahl kehre ich wieder zu diesem armseligen Trost — noch einmahl ist mir vergönnt worden, einen neuen Tag zu sehen. Es ist jetzt Mitternacht! Meine einsame Lampe brennt neben mir, die Stunde ist schauderlich; allein für mich ist die Stille des Mittags wie die Stille der Mitternacht: eine dickere Finsterniß ist alles, wodurch sie sich unterscheiden. Die stillen, nie abwechselnden Stunden werden nur durch meine Leiden gezählt! Großer Gott, wann werde ich erlößt werden!“

— — — — —

— — — — —

„Aber warum dieses grausame Gefängniß? „Ich habe ihn nie beleidigt. Wenn der Tod mir bestimmt ist, warum dieß Zögern? und wozu als zum Tode ward ich hieher gebracht? Diese Abtey — ach!“ —

Hier war die Schrift wieder unleserlich und mehrere Seiten durch konnte Adeline nur unzusammenhängende Ausdrücke herausbringen.

„O bitterer Trank! wann, wann werde ich Ruhe genießen? O meine Freunde! will keiner mir zu Hülfe eilen, keiner von euch mein Leiden rächen? Ach wenn es zu spät ist, wenn ich auf immer dahin bin, dann werdet ihr mich zu rächen streben!“ — — — — — — — — —

„Noch einmahl ist die Nacht mir wiedergekehrt. Noch ein Tag in Einsamkeit und Elend hingebracht. Ich stieg ans Fenster herauf, weil ich glaubte, der Anblick der Natur würde meine Seele erquicken und mich stärken zu Ertragung dieses Leidens. Ach! auch dieser armselige Trost ist mir versagt: die Fenster gehen nach den innern Theilen dieser Abtey und lassen nur einen Schimmer des Tags ein, den ich nie wieder in vollem Lichte sehen soll. Vorige Nacht! Vorige Nacht! O Scene des Schreckens!“ — —

Adeline schauderte: Sie fürchtete die näch-

sten Zeilen zu lesen, doch trieb Neugier sie weiter — Noch zögerte sie — eine unerklärliche Bangigkeit bemächtigte sich ihrer. „Eine schreckliche That ist hier begangen," sagte sie, „die Reden der Bauern haben nicht gelogen. Mord —" diese Vorstellung erfüllte sie mit Entsetzen. Sie erinnerte sich des Dolchs, der ihre Schritte in dem geheimen Zimmer aufhielt, und dieser Umstand diente ihre schrecklichsten Vermuthungen zu bestärken. Sie wünschte ihn zu untersuchen; aber er lag in einem Winkel von jenem Zimmer und sie fürchtete sich.

„Unglückliches, unglückliches Schlachtopfer," rief sie, „konnte kein Freund dich vom Untergange retten! O daß ich dir nahe gewesen wäre! aber was hätte ich für dich gekonnt! Ach, ich vergesse, daß ich vielleicht in diesem Augenblick gleich dir mit Gefahren umringt bin, in welchen kein Freund mich unterstützt. Nur zu gut ahnde ich den Urheber deines Elends!"

Sie hielt inne, und glaubte einen Seufzer zu hören, gleich wie in vergangener Nacht. Ihr Blut erstarrte, und sie saß einen Augenblick ohne Bewegung. Die einsame Lage ihres Zimmers, von der übrigen Familie abgeschnitten, (sie war jetzt wieder in ihrem alten Zimmer, das Frau von La Motte geräumet hatte) die kaum ihr Rufen hören konnte, machte einen solchen Eindruck auf ihre Einbildungskraft, daß sie beynahe um-

sank. Lange blieb alles still, und sie suchte ihre zerstörten Lebensgeister wieder zu sammeln.

Sie richtete ein kurzes Gebet an das Wesen, das bisher in aller Gefahr sie geschützt hatte. Nach und nach fühlte ihre Seele sich beruhiget und gestärkt: eine hohe Ergebung fühlte ihr Herz, und sie setzte sich noch einmahl zum Lesen nieder.

Einige Zeilen die unmittelbar folgten, waren erloschen — — — — —

„Er sagte mir, ich würde nicht lange mehr zu leben haben, nicht länger als drey Tage, und ließ mir die Wahl zwischen Gift oder Dolch. O die Todesangst dieses Augenblicks! — Großer Gott, du siehst mein Leiden! Oft sah ich, mit augenblicklicher Hoffnung zu entkommen, nach den hochvergitterten Fenstern meines Gefängnisses auf — ich nahm mir vor, alles, was im Kreise der Möglichkeit liegt, zu versuchen, und klimmte mit begieriger Verzweiflung die Fenster hinan, allein mein Fuß glitt aus, und ich stürzte betäubt zu Boden. Als ich mich wieder erhohlte, waren die Schritte eines Kommenden das erste was ich hörte. Eine Erinnerung des Vergangenen kehrte wieder, und kläglich war mein Zustand. Ich schauderte vor dem, was kommen sollte. Derselbe Mann näherte sich — anfangs sah er mich mitleidig an, bald aber erhielt sein Gesicht seine natürliche Wildheit wieder. Doch

kam er dießmahl nicht, um das Vorhaben seines Anstifters auszuführen — ich soll nach einem neuen Tage aufbehalten werden — Allmächtiger dein Wille geschehe!"

Adeline vermochte nicht weiter zu lesen. Alle Umstände, die das Schicksal dieses Unglücklichen zu bestätigen schienen, drängten sich vor ihre Seele: die Gerichte von der Abtey — die Träume, die ihrem Auffinden der geheimen Zimmer vorhergegangen waren — die sonderbare Art, wie sie die Handschrift entdeckt hatte, und die Erscheinung, welche sie jetzt wirklich gesehen zu haben glaubte. Sie verwies sich, La Motten nichts von dem Manuscript und von den Zimmern gesagt zu haben, und nahm sich vor, die Eröffnung nicht länger als bis zum andern Morgen zu verschieben. Die Sorgen des Augenblicks, die unmittelbar ihr Gemüth beschäftigt hatten, und Furcht, das Manuscript zu verlieren, ehe sie es gelesen hätte, hatten sie abgehalten zu reden.

Eine solche Verbindung von Umständen konnte, wie sie glaubte, nur durch eine übernatürliche Macht bewirkt worden seyn, die den Schuldigen zur Rache bringen wollte. Diese Betrachtungen erfüllten ihre Seele mit einer schauerlichen Ehrfurcht, welche die Einsamkeit des alten großen Zimmers, worin sie saß, und die Stunde der Nacht bald in Schrecken erhöhten. Sie war nie abergläubig gewesen, allein so seltsame Umstände waren bisher hier zusammen gekom-

men, daß sie es nicht für Zufall halten konnte. Ihre Einbildungskraft, durch diese Betrachtungen hinaufgespannt, wurde wieder jedem Eindruck geöffnet; sie fürchtete sich umzusehen, damit sie nicht wieder ein schreckliches Phantom erblickte, und fast wähnte sie, Stimmen in dem Sturme schwellen zu hören, der jetzt das Gebäude erschütterte.

Noch suchte sie ihren Empfindungen zu gebiethen, um nicht die Familie zu beunruhigen, allein sie wurden so peinlich, daß selbst die Furcht vor La Mottens Spott sie kaum abhalten konnte, ihr Zimmer zu verlassen. Ihr Gemüth war jetzt in einer solchen Verfassung, daß sie es unmöglich fand, die Geschichte auszulesen, wiewohl sie um der Qual der Ungewißheit zu entgehen, es versucht hatte. Sie legte es hin, und suchte sich wieder in Fassung zu sänftigen.

„Was habe ich zu fürchten, sagte sie? Ich bin wenigstens unschuldig, und werde nicht für das Verbrechen eines andern gestraft werden."

Ein heftiger Windstoß, der jetzt durch die ganze Reihe von Zimmern fuhr, erschütterte die Thüre, die aus ihrem vorigen Schlafzimmer in die geheimen Zimmer führte, so stark, daß Adeline, nicht vermögend, länger in Ungewißheit zu bleiben, hinzu lief, um zu sehen, woher das Geräusch käme. Der Umhang, welcher die Thüre verbarg, wurde heftig erschüttert, und sie stand einen Augenblick, und betrachtete ihn

mit unbeschreiblichem Schrecken, bis sie in dem Glauben, daß der Wind ihn bewegte, sich eine plötzliche Gewalt anthat, ihr Gefühl zu überwinden, und ihn aufzuheben. In dem nämlichen Augenblick glaubte sie eine Stimme zu hören. Sie stand still, und horchte, aber alles war still, doch überwältigte ihre Angst sie so sehr, daß sie eben so unfähig war, das Zimmer zu untersuchen, als zu verlassen.

Nach wenig Augenblicken kam die Stimme wieder: sie war nunmehr überzeugt, daß sie nicht geirrt hatte, denn so leise sie auch war, hörte sie sie deutlich, und war fast gewiß, daß sie bey Nahmen gerufen ward. Ihre Fantasie war so rege, daß sie es sogar für die nähmliche Stimme hielt, die sie in ihren Träumen gehört hatte. Diese Überzeugung raubte ihr gänzlich ihr bischen Muth und in einen Stuhl sinkend, verlor sie alle Besinnung.

Sie wußte nicht, wie lange sie in diesem Zustande geblieben war, als sie aber wieder erwachte, raffte sie alle Kräfte auf, um die Wendeltreppe zu erreichen, wo sie laut rief. Niemand hörte sie, und sie eilte, so schnell ihre Kraftlosigkeit es zuließ, nach Frau von La Mottens Zimmer. Sie klopfte leise an, und erhielt Antwort von Madame, die in Schrecken gerieth, um eine so ungewöhnliche Stunde aufgeweckt zu werden, und glaubte, daß ihrem Manne eine Gefahr

drohte. Als sie hörte, daß es Adeline war, die sich nicht wohl befand, eilte sie ihr schnell zu Hülfe. Das Schrecken, welches noch auf Adelinens Gesicht lag, erregte ihre Neugier, und sie erfuhr den Anlaß.

Madame gerieth durch diese Erzählung so sehr außer Fassung, daß sie La Motten aus seinem Bett rief, der mehr aufgebracht über diese unzeitige Störung, als theilnehmend an der Unruhe, die er vor sich sah, Adeline verwies, daß sie ihre Fantasie so sehr den Meister über ihre Vernunft spielen ließe. Sie erwähnte nun der innern Zimmer, die sie entdeckt hatte, und das Manuscript, Umstände, welche auf einmahl La Mottens Aufmerksamkeit so sehr erregten, daß er das Manuscript zu sehen verlangte, und sich entschloß, unverzüglich in die von ihr beschriebenen Zimmer zu gehen.

Frau von La Motte suchte ihn von seinem Vorsatz abzubringen, allein La Motte, bey dem Widerspruch immer das Gegentheil würkte, und der Adelinen das Lächerliche ihrer Furcht zu zeigen wünschte, beharrte darauf. Er rief Petern, um ihm zu leichten, und verlangte, daß Frau von La Motte und Adeline ihn begleiten sollten. Madame bat um Entschuldigung, und Adeline erklärte anfangs, daß sie nicht zu gehen vermöchte, beide mußten aber nachgeben.

Sie stiegen den Thurm hinan, und traten

mit einander in das erste Zimmer: denn keiner mochte der letzte seyn: im Zweyten war alles still und ruhig. Adeline gab das Manuscript her, und zeigte auf den Umhang, der die Thüre verbarg. La Motte hob ihn auf und öffnete die Thüre, allein Madame und Adeline beschworen ihn nicht weiter zu gehen — nochmahls befahl er ihnen zu folgen. Im ersten Zimmer war alles still; er äußerte seine Verwunderung, daß diese Zimmer so lange unentdeckt geblieben wären, und wollte in das Zweyte gehen, stand aber plötzlich still. „Wir wollen unsere Untersuchung bis morgen verschieben,“ sagte er, „der Dunst in diesen Zimmern ist zwar zu allen Zeiten ungesund, aber zur Nacht doppelt empfindlich. Ich ersticke beynahe. Peter, vergiß nicht, morgen früh die Fenster aufzumachen, damit die Luft durchstreichen kann.“

„Gott behüte, Ihro Gnaden,“ sagte Peter, „sehen Sie denn nicht, daß ich nicht hinan reichen kann? Zudem glaube ich nicht daß sie gemacht sind, um geöffnet zu werden: sehen Sie nur die Stärken in eisernen Gitter. Das Zimmer sieht, so wahr ich lebe, einem Gefängniß gleich: ich stelle mir vor, dieß muß der Ort seyn, von dem die Leute sagten, daß keiner wieder herausgekommen sey.“

La Motte, der während dieser Rede die hohen Fenster aufmerksam betrachtete, unterbrach

jetzt Peters Geschwätzigkeit, und befahl ihm, voran zu leuchten. Alle verließen willig diese Zimmer, und gingen in das untere, wo ein Feuer angemacht wurde, und sie eine Zeitlang zusammen blieben.

La Motte suchte aus Gründen, die ihm selbst am besten bekannt seyn mußten, Adelinen wegen ihrer Furcht und Entdeckungen aufzuziehen, bis sie ihn endlich mit einem Ernst, der ihn zurückhielt, aufzuhören bat. Er schwieg und bald darauf wagte Adeline, durch die Rückkehr des Tagslicht gestärkt, sich in ihr Zimmer und genoß einige Stunden ungestörten Schlafs.

Den folgenden Tag ließ sie ihre erste Sorge seyn, sich eine Zusammenkunft mit Peter zu verschaffen, den sie zu sehen hoffte, als sie die Treppe herunterging: allein er war nicht sichtbar, und sie ging in das Wohnzimmer, wo sie La Motte, dem Anschein nach, sehr unruhig fand. Adeline fragte ihn, ob er das Manuscript angesehen hätte?

„Ich habe es durchlaufen,“ sagte er, „aber es ist durch die Zeit so sehr erloschen, daß man es kaum entziffern kann. Es scheint eine seltsame romanhafte Geschichte zu enthalten, und ich wundere mich nicht, daß Sie nach den schrecklichen Eindrücken, die Sie Ihrer Fantasie davon mittheilen ließen, Geister zu sehen wähnten, und wunderbares Geräusch hörten.“

Adeline glaubte, La Motte fände nicht für gut, sich überzeugen zu lassen und schwieg. Während dem Frühstück sah sie oft Petern, (der aufwartete) mit ängstlichem Forschen an, und wurde aus seinen Blicken noch mehr überzeugt, daß er ihr etwas wichtiges mitzutheilen hatte. In Hoffnung mit ihm zu reden, verließ sie das Zimmer so bald als möglich, und ging in ihre gewöhnliche Allee, wo sie noch nicht lange gewesen war, als er erschien. „Gott behüte Sie, Fräulein, es thut mir leid, daß ich Sie vorige Nacht so erschreckte."

„Mich erschreckte," sagte Adeline, „was hatte denn Er dabey zu thun?"

Er sagte ihr nun, als er geglaubt hätte, daß Herr und Frau von La Motte schliefen, hätte er sich an ihr Zimmer geschliechen, um die Erzählung vom Vormittage zu endigen; er hätte sie verschiedemahl so laut er sich getraut, gerufen; da er aber keine Antwort erhalten, gedacht, sie schliefe, oder wollte nicht mit ihm reden, und wäre also fortgegangen." Diese Nachricht von der vernommenen Stimme erleichterte Adelinen; sie wunderte sich sogar, sie nicht erkannt zu haben, so wenig dieses auch bey der Verstörung ihres Gemüthes zu verwundern war.

Sie bat nunmehr Peter sich bey der Erläuterung der Gefahr, die ihr drohte, kurz zu fassen.

„Wenn Sie mich bey meiner eigenen Weise lassen, gnädiges Fräulein, so werden Sie es bald erfahren, allein wenn Sie mich übereilen, und mich in die Kreuz und Quere fragen, so weiß ich nicht was ich sage."

„So will ich ihm denn seine Weise lassen; nur vergesse er nicht, daß man uns bemerken kann."

„Ja, Fräulein, davor fürchte ich mich eben so sehr als Sie: denn ich glaube, ich würde fast eben so übel fahren: doch das thut nichts zur Sache; allein ich weiß, daß es schlimm für Sie aussehen wird, wenn Sie noch eine Nacht in dieser alten Abtey bleiben: denn wie ich zuvor sagte, ich weiß um alles."

„Um was Peter?"

„Je nun, um diesen Anschlag, der im Werke ist."

„Was, ist mein Vater —"

„Ihr Vater?" unterbrach Peter. „Das ist alles nur Wind, um Sie in Schrecken zu setzen: weder ihr Vater noch sonst jemand hat nach Ihnen gefragt, ja er weiß so wenig von Ihnen, als der Pabst —"

Adeline sah verdrießlich aus — „Er spaßt," sagte sie; „wenn er etwas zu sagen hat, so mache er fort, ich bin eilig."

„Nun, nun Fräulein, ich meinte es nicht böse: werden Sie nur nicht ungehalten: allein

„Sie werden doch wohl nicht läugnen, daß Ihr Vater barbarisch ist. Aber, wie ich sagte, der Marquis de Montalt ist in Sie verliebt, und er und mein Herr (Peter sah sich rings um) haben Ihrenthalben die Köpfe zusammengesteckt.“ — Adeline erblaßte — sie begriff einen Theil der Wahrheit, und bat ihn begierig fortzufahren.

„Sie haben die Köpfe zusammen gesteckt. So viel hat Jakob, des Marquis Bedienter, mir gesagt. Peter, sagte er, du weißt wenig was vorgeht. Ich könnte dir alles sagen, wenn ich Lust hätte, allein es schickt sich nicht für die, denen man sich anvertraut, zu plaudern. Dein Herr wird wohl heimlich genug gegen dich seyn. Dieß verdroß mich, und ich wollte ihn sehen lassen, daß man mir so gut was anvertrauen könnte als ihm. Es könnte seyn, sagte ich, daß ich eben so viel wüßte, als du, wenn ich schon nicht damit groß thue — und dazu blinzte ich mit den Augen. So? sagte er, also weißt du Bescheid? Du bist heimlicher als ich gedacht hätte. Sie ist hübsch; sagte er, (er meinte Sie Fräulein) allein im Grunde ist sie doch nur ein armer Fündling, und so hat es nicht viel zu sagen. Ich wollte noch mehr von ihm herausholen, sonst hätte ich ihm eins aufs Mittel geben. Indem ich mich stellte, als wüßte ich so viel als er, lockte ich ihm alles aus, und er sagte mir — aber Sie werden ganz blaß, Fräulein, ist Ihnen nicht wohl?“

Nein, nein," sagte Adeline mit zitternder Stimme, und kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, „fahr er nur fort."

„Und so sagte er mir, daß der Marquis schon eine ganze Zeit um Sie herum gegangen wäre; allein Sie wollten ihn nicht erhören, und er hätte sogar vorgegeben, er wollte Sie heirathen, und es hälfe alles nichts. Was das Heirathen anbelangt, sagte ich, so wird sie vermuthlich wissen, daß die Marquise noch lebt, und auf andern Fuß wird sie sich nicht einlassen wollen."

„Die Marquise ist also wirklich noch am Leben?"

„Ja freylich, Fräulein. Das wissen wir alle, und ich dachte, Sie hätten es auch gewußt. — Das werden wir sehen, sagte Jakob, wenigstens glaube ich, daß unser Herr sie überlisten wird. — Ich fuhr auf, ich konnte mir nicht helfen. Ja, ja, sagte er, du weißt, daß dein Herr ausgemacht hat, sie meinem Marquis auszuliefern."

„Großer Gott, was soll aus mir werden?" rief Adeline.

„Ja Fräulein, ich bin recht Angst um Sie, aber hören Sie mich nur aus. Als Jakob dieses sagte, vergaß ich mich ganz. Ich glaube es nimmermehr, sagte ich, ich kann nimmermehr glauben, daß mein Herr im Stande ist, eine solche Schlechtigkeit zu begehen; er wird sie nicht aus-

liefern, so wahr ich ein Christ bin. — O sagte Jakob, steht es so! Ich dachte, du wüßtest alles, sonst hätte ich mein Maul gehalten. Doch kannst du dich bald überzeugen, wenn du an der Thüre horchen willst; so habe ichs auch gemacht; sie berathschlagen jetzt darüber."

„Er braucht mir von diesem Gespräch weiter nichts zu widerhohlen, sage er mir nur, was er an der Thüre hörte."

„Je nun, Fräulein, als er dieß sagte, nahm ich ihm beym Wort, und ging vor die Thüre, wo ich allerdings meinen Herrn und den Marquis zusammen über Sie sprechen hörte. Sie sagten mancherley, woraus ich nicht klug werden konnte; endlich aber hörte ich den Marquis sagen: Sie wissen die Bedingungen: nur unter diesen Bedingungen will ich versprechen, alles in Vergessenheit zu be — be — begraben, ja das war das Wort. Mein Herr sagt darauf zu dem Marquis, wenn er die und die Nacht, er meinte die künftige, Fräulein, wieder nach der Abtey kommen wollte, so sollte alles nach seinem Wunsch bereit seyn. Adeline soll dann Ihre seyn, gnädiger Herr, Sie wissen ihr Schlafzimmer."

Bey diesen Worten rang Adeline die Hände, und sah in stummer Verzweiflung gen Himmel. Peter fuhr fort.

„Als ich dieß hörte, konnte ich nicht länger an dem zweifeln, was Jakob gesagt hatte. Nun

was denkst du jetzt? sagte er. — Was sonst, als daß mein Herr ein Schurke ist. — Nun ich denke, meiner ist auch einer, sagte er, was das anbelangt. —

Adeline unterbrach ihn und fragte, was er weiter gehört hätte. „In eben dem Augenblick, sagte Peter, hörten wir die gnädige Frau aus der andern Stube kommen, und retirirten uns in die Küche."

„Sie war also bey diesem Gespräch nicht gegenwärtig? —

„Nein Fräulein, aber ich wette, mein Herr hat ihr alles gesagt."

Diese anscheinende Treulosigkeit ihrer Freundinn erschütterte Adelinen fast so sehr, als das Verderben, welches ihr drohte. Nachdem sie einige Augenblicke, in äußerster Unruhe nachgedacht hatte, sagte sie zu Peter: „Er hat ein gutes Herz Peter, und fühlt einen gerechten Unwillen über seines Herrn Verrätherey. Will er mir zur Flucht behülflich seyn?"

„Ach Fräulein, wie wollte das möglich seyn? Zudem wohin können wir gehen? Ich habe keine Freunde hier herum, so wenig als Sie."

„O," antwortete Adeline in äußerster Bewegung, „wir fliehen vor Feinden: Fremde werden uns Freunde seyn; helfe er mir nur aus diesem Walde, und ich will ihm ewig danken, jenseits fürchte ich nichts mehr."

„Ja,

„Ja, was diesen Wald anbelangt, so bin ich selbst ihn herzlich müde, obschon ich, als wir zuerst hieher kamen, glaubte, es würde sich recht schön darin leben lassen; wenigstens dachte ich, würde es ein anderes Leben seyn, als ich bisher geführt hatte. Allein diese Gespenster, die hier umgehen, — ich bin wohl nicht feigherziger als andere Leute auch, aber sie stehen mir doch nicht an: und dann sagt man so seltsame Dinge von dieser Abtey, und mein Herr — ich dachte sonst, ich würde ihm bis an das Ende der Welt treu dienen, aber jetzt kümmre ich mich nicht, ihn zu verlassen, da er sich gegen Sie so schlecht betragen hat."

„Er will mir also entfliehen helfen?" sagte Adeline mit Lebhaftigkeit."

„Ja, was das anbelangt, Fräulein, so wollte ich herzlich gern, wenn ich nur wüßte wohin. Zwar habe ich eine Schwester in Steyer, aber das ist weit, und habe auch wohl ein wenig Geld von meinem Lohn über gespart, aber das würde uns nicht weit bringen."

„Sehe er das nicht an; wenn ich nur erst einmahl aus dem Walde wäre, so wollte ich schon für mich selbst sorgen und ihn für seine Gutheit belohnen."

„O Fräulein, darum ist mirs nicht —"

„Nun wohl Peter, so lasse er uns überlegen, wie wir entkommen können." Diese Nacht,

sagte er, „diese Nacht will der Marquis wieder kommen?"

„Ja Fräulein, wenn es dunkel wird. Mir fällt so eben was ein. Meines Herrn Pferde grasen im Walde; wir könnten eines davon nehmen, und von der ersten Station zurückschicken: aber wie sollen wir es anfangen, daß man uns nicht sieht? Zudem, wenn wir bey Tage davon gehen, wird er uns bald nachsetzen, und uns einhohlen, und wenn Sie bis Nachts warten, so wird der Marquis kommen, und dann ist alles vorbey. Wenn sie uns beyde zugleich vermissen, so werden sie rathen, wie es ist und sich gleich aufmachen. Könnten sie nicht zuerst gehen, und auf mich warten, bis der Lärmen vorüber ist? So könnte ich, während sie nach Ihnen um und um suchen, mich wegschleichen, und mit Ihnen im Sichern seyn, ehe sie daran dächten, uns nachzusetzen.

Adeline sah ein, daß er Recht hatte, und konnte nicht umhin, sich über seinen Scharfsinn zu wundern. Sie fragte, ob er keinen Ort in der Nähe wüßte, wo sie verborgen bleiben könnte, bis er mit einem Pferde käme.

„Ich wüßte wohl einen Ort, wo Sie sicher genug wären, denn niemand wagt sich in die Nähe: allein es heißt, daß es nicht richtig darin wäre und vielleicht dürften Sie sich scheuen."

Adeline dachte an die vergangene Nacht und

wurde über diese Nachricht etwas betroffen; allein ein Gefühl ihrer gegenwärtigen Gefahr drängte sich wieder herbey, und überwältigte jede andere Furcht. „Wo ist der Ort, sagte sie, wenn er mich verbergen kann, so will ich mich nicht lange besinnen.“

„Es ist ein altes Grab, das in der dicksten Gegend des Waldes steht, auf dem nächsten Wege ungefähr eine kleine Viertelstunde, und auf dem weitesten wohl eine halbe Stunde von hier. Als mein Herr sich noch im Walde zu verstecken pflegte, folgte ich ihm zuweilen dahin, allein das Grab habe ich nicht eher als gestern gefunden. Doch das hilft uns zu nichts: wenn Sie sich dahin wagen wollen, Fräulein, so will ich Ihnen den nächsten Weg zeigen.“

Mit diesen Worten zeigte er auf einen krummen Fußweg zur Rechten. Adeline sah sich rings um, und als sie niemand wahrnahm, bat sie Petern, sie nach dem Grabe zu führen. Sie verfolgte den Weg, bis er sich in eine finstere, romantische, und den Strahlen der Sonne beynahe unzugängliche Gegend verlor, und kamen an die Stelle, wo Louis einmahl seinem Vater nachgespürt hatte.

Die Stille und Feyerlichkeit der Gegend erfüllte Adelinens Herz mit Schauder, sie stand still und überschaute sie eine Zeitlang schweigend.

Endlich führte Peter sie in das Innere der Ruinen, wo sie einige Stuffen hinab stiegen.

„Ein alter Abt wurde hier vor langer Zeit begraben; wie ich von des Marquis Leuten gehört habe," hub Peter an, „und vermuthlich gehörte er zu jener Abtey: allein ich sehe nicht ein, warum er sichs gelüsten läßt, umher zu wandern; er wurde doch sicher nicht ermordet?"

„Ich hoffe nicht," sagte Adeline.

„Das ist mehr, als man von allen sagen kann, die in der Abtey begraben liegen, und —

Adeline unterbrach ihn: „Still, ich höre ein Geräusch; der Himmel behüte uns vor Entdeckung."

Sie lauschten, aber alles war still und sie gingen weiter. Peter öffnete eine niedrige Thüre und sie traten in einen dunkeln Gang, wo der Weg oft durch Schut und lose Steine erschwert wurde, und sie nöthigte, behutsam zu gehen.

„Wohin kommen wir? fragte Adeline."

„Ich weiß es wirklich selbst nicht," antwortete Peter, „denn ich war noch nie so weit; aber der Ort scheint sicher genug."

Plötzlich hemmte ihm etwas den Weg: es war eine Thüre, die seiner Hand wich und eine Art von Zelle zeigte, die man bey dem Schimmer, die durch ein Gitterfenster von oben hinein fiel, dunkel erkannte. Nur auf einen Theil des

Platzes fiel ein Strahl, der die größere Hälfte in Schatten ließ.

Adeline seufzte. „Dieß ist ein fürchterlicher Ort,“ sagte sie, „doch wenn er mir Zuflucht gewährt, ist es für mich ein Pallast. Erinnere er sich Peter, daß meine Ruhe und Ehre von seiner Treue abhängt; sey er vorsichtig und entschlossen. In der Dämmerung kann ich mich am unbemerktesten von der Abtey schleichen und will ihn in dieser Zelle erwarten. So bald Herr und Frau von La Motte mit Suchen in den Gewölben beschäftigt sind, bring er ein Pferd hieher: drey Schläge mit der Peitsche an das Grab sollen das Signal seyn. Ums Himmelswillen sey er vorsichtig und pünktlich.“

„Das werde ich, Fräulein, es mag auch kommen, was da wolle.“

Sie gingen wieder durch den Wald zurück, und Adeline, die bemerkt zu werden fürchtete, hieß Petern voraus nach der Abtey gehen, und einen Vorwand wegen seiner Abwesenheit aussinnen, wenn man ihn ja vermißt haben sollte. Sobald sie wieder allein war, ließ sie einem Strom von Thränen Lauf, und hing dem Übermaß ihres Schmerzens nach. Sie sah sich ohne Freunde, ohne Verwandte, verlassen, hülflos und den entsetzlichen Übeln Preis gegeben. Verrathen von den Menschen, die sie seit so langer Zeit als ihre Beschützer geliebt, als ihre Ältern geehret hat-

te! diese Betrachtungen erfüllten ihr Herz mit den bittersten Qualen und das Gefühl ihrer eigenen Gefahr wurde auf eine Zeitlang von dem Schmerz, solche Unwürdigkeit bey andern zu entdecken, verschlungen.

Endlich rief sie alle Stärke auf, lenkte ihre Schritte nach der Abtey und suchte geduldig die Abendstunde zu erwarten, und in Gegenwart des Herrn und der Frau von La Motte einen Schein von Fassung anzunehmen. Für den Augenblick wünschte sie den Anblick von beiden zu vermeiden, weil sie sich nicht getraute, ihre Bewegung zu verbergen, und eilte auf ihr Zimmer, so wie sie die Abtey erreichte. Hier bemühte sie sich ihre Aufmerksamkeit auf gleichgültige Gegenstände zu lenken, aber vergebens: die Gefahr ihrer Lage, die schmerzliche Täuschung in dem Charakter derjenigen, die sie so sehr geschätzt, ja sogar geliebt hatte, beschäftigte ihre Gedanken zu sehr. Einem edeln Herzen kann nichts empfindlicher seyn, als Treulosigkeit in denjenigen zu entdecken, die unser Vertrauen besassen, selbst, wenn es uns auch keinen ausdrücklichen Nachtheil brächte. Vor allem aber empörte sie das Betragen der Frau von La Motte: die mit solcher Heimlichkeit an ihrem Verderben arbeiten könnte.

„Wie sehr hat meine Einbildungskraft mich getäuscht, sagte sie, welch ein Gemählde entwarf sie mir von der Güte der Welt! Und muß ich

denn glauben, daß jedermann grausam und betrüglich ist? Nein, möge ich immer getäuscht werden, und immer Leiden, ehe ich in einem solchen elenden Zustande des Mißtrauens lebe."

Sie bemühte sich nun, Frau von La Mottens Betragen bey sich selbst zu entschuldigen, indem sie es der Furcht vor ihrem Manne zuschrieb.

„Sie darf sich ihm nicht entgegen setzen," sagte sie, sonst würde sie mich vor meiner Gefahr warnen, und mir helfen, ihr zu entgehen. Nein nimmermehr will ich sie fähig glauben, zu meinem Verderben behülflich zu seyn. Nur Furcht verschließt ihr den Mund."

Adeline fand einigen Trost in diesem Gedanken. Die Güte ihres Herzens lehrte sie, hier zu sophistisiren. Sie sah nicht, daß sie Frau von La Mottens Schuld höchstens nur milderte, wenn sie ihr Betragen der Furcht zuschrieb; ein zwar etwas weniger niederträchtiger, aber nicht minder selbstsüchtiger Grund. Sie blieb in ihrem Zimmer, bis sie zu Tisch gerufen wurde, und ging dann mit schwankenden Schritten und klopfendem Herzen herunter. Als sie La Motten sah, zitterte sie, Trotz aller Anstrengung und erblaßte: sie konnte den Mann, der sie dem Verderben bestimmt hatte, unmöglich, auch nur mit anscheinender Gleichgültigkeit ansehen. Er bemerkte ihre Bewegung und fragte, ob sie sich nicht wohl

befände. Sie sah, in welche Gefahr sie sich setzen konnte, und um ihn nicht die wahre Ursache ahnden zu lassen, raffte sie alle Kräfte zusammen und antwortete mit heiterem Gesicht das ihr nichts fehlte.

Bey Tisch erhielt sie sich in einer Fassung, welche würklich die mannigfaltige Angst ihres Herzens verbarg. Wenn Sie La Motten ansah, so waren Schrecken und Unwillen ihre herrschenden Gefühle: wenn aber ihr Blick auf seine Frau fiel, so empfand sie andere Regungen. Dankbarkeit für ihre vorige Zärtlichkeit hatte sich bey ihr lange in Zuneigung befestigt und ihr Herz schwoll jetzt von bittern Schmerz und Kränkung. Frau von La Motte schien niedergeschlagen und sagte wenig. La Motte schien durch eine erzwungene Lustigkeit Gedanken zuvorkommen zu wollen: er lachte und sprach, und schüttete ganze Humpen Wein hinunter: es war die Lustigkeit der Verzweiflung. Seine Frau gerieth in Unruhe, und wollte ihm Einhalt thun, allein er beharrte bey seinen Bachusopfern, bis alle Besinnung ihn zu verlassen schien.

Frau von La Motte fürchtete, daß er in diesem Zustande sich verrathen möchte, und ging mit Adelinen in ein anders Zimmer. Adeline erinnerte sich der glücklichen Stunden, die sie einst mit ihr zubrachte, als noch Vertrauen alle Zurückhaltung verbannte und Sympathie und Ach-

tung, Gesinnungen der Freundschaft einflößten. Diese Stunden waren auf immer dahin; sie konnte der Frau von La Motte ihren Kummer nicht länger mittheilen, ja sie nicht länger mehr achten. Doch war bey aller Gefahr, worein ihr sträfliches Schweigen sie gesetzt hatte, es ihr nicht möglich, mit ihr zu reden, da sie wußte, daß es das letztemahl war, ohne einen Grad von Schmerz zu empfinden, den Weisheit Schwäche nennen, Guthmüthigkeit aber mit einem sanftern Nahmen ehren wird.

Frau von La Motte schien beynahe einem gleichen Gefühl zu unterliegen: ihre Gedanken waren von dem Gegenstand des Gesprächs abwesend, und es herrschte oft eine lange Stille. Sie heftete oftmahls verstohlene Blicke der Zärtlichkeit auf Adelinen, und ihre Augen fühlten sich mit Thränen. Adeline wurde hierdurch so sehr bewegt, daß sie verschiedenemal im Begriff war, sich ihr zu Füssen zu werfen und Mitleid und Schutz von ihr zu erflehen. Kältere Überlegung zeigte ihr, wie gefährlich und unbesonnen ein solches Betragen seyn würde: sie unterdrückte ihre Bewegung, fand sich aber endlich genöthigt, sich aus Frau von La Mottens Gegenwart zu entfernen.

Eilftes Kapitel.

Adeline wartete ängstlich vor ihrem Kammerfenster ab, bis die Sonne hinter den fernen Hügeln verschwand, und die Zeit ihrer Abreise nahe kam: sie ging mit ungewöhnlichem Glanze unter, und warf einen feurigen Schein über die Wälder und auf einige zertrümmerte Ruinen, die sie nicht mit Gleichgültigkeit ansehen konnte. „Nimmer,“ sagte sie, „nimmer werde ich die Sonne unter diesen Hügeln wieder versinken, oder diese Gegend erleuchten sehen! Wo werde ich seyn, wann sie wieder untergeht? vielleicht im Elende versunken? — Noch wenig Stunden und der Marquis wird kommen, wenig Stunden und diese Abtey wird sich in eine Scene des Aufruhrs und der Verwirrung verwandeln; jedes Auge nach mir forschen, jeder Winkel ausgespäht werden.“

Diese Betrachtungen flößten ihr neuen Schrecken ein, und verstärkten ihre Ungeduld, sich zu entfernen.

Nach und nach kam die Dämmerung heran, und sie glaubte es nun dunkel genug, sich herauszuwagen; ehe sie aber ging, kniete sie nieder, und betete zum Himmel. Sie flehte um Schutz und Stärkung, und gab sich dem Gott der Barm-

herzigkeit hin. Dann verließ sie ihr Zimmer, und ging mit behutsamen Schritten die Treppe hinab. Niemand ließ sich sehen, und sie ging durch die Thüre des Thurms in den Wald. Sie sah sich rings umher: die Dunkelheit des Abends hüllte alle Gegenstände ein.

Mit klopfendem Herzen suchte sie den Weg, den Peter ihr gezeigt hatte, und ging furchtsam und verlassen darauf fort. Oft fuhr sie zusammen, wenn der Wind das lose Laub schüttelte, oder die Fledermaus durch die Dämmerung schwirrte, und noch öfter glaubte sie im Zurücksehen nach der Abtey Gestalten von Menschen durch die immer dichter werdende Finsterniß zu erkennen. Nachdem sie eine Weile fortgegangen war, hörte sie plötzlich Pferde trampeln, und kurz darauf den Laut von Stimmen, worunter sie bald den Marquis erkannte, sie schienen aus der Gegend zu kommen, der sie zuging, und drangen immer näher. Schrecken hielt einige Minuten über ihre Schritte gefesselt; sie stand in ängstlicher Unentschlossenheit — weiter zu gehen, hieß dem Marquis in die Hände laufen; umkehren, sich in La Mottens Gewalt liefern.

Nachdem sie eine Weile unschlüssig gewesen war, wohin sie fliehen sollte, nahmen plötzlich die Töne eine andere Richtung, und die Gesellschaft trabte auf die Abtey zu. Adelinens Schrecken verschwand nun auf kurze Zeit. Sie sah jetzt,

daß der Marquis nur auf seinem Wege nach der Abtey hier vorbey gekommen war, und eilte, sich in den Ruinen zu verstecken. Endlich mit vieler Mühe fand sie sich dahin: denn die tiefen Schatten verbargen sie beynahe vor ihrem Suchen. Sie stand beym Eingange still, geschreckt durch die Feyerlichkeit, die von innen herrschte, und durch die gänzliche Dunkelheit des Orts; endlich beschloß sie, außen zu warten, bis Peter käme. „Wenn Leute kommen," sagte sie, „so kann ich sie hören, ehe sie mich sehen, und mich dann in der Zelle verbergen."

In zitternder Erwartung lehnte sie sich an die Trümmer des Grabes und kein Laut brach das Schweigen der Stunde. Die Crisis ihres Schicksals hing an diesem Augenblick.

„Jetzt, dachte sie, hat man meine Flucht entdeckt; jetzt sucht man mich in jedem Winkel der Abtey. Ich höre ihre schrecklichen Stimmen mich rufen; ich sehe ihre feurigen Blicke?"

Die Macht der Einbildunskraft überwältigte sie beynahe; auf einmahl sah sie in einiger Ferne Lichter sich bewegen: oft schimmerten sie zwischen den Bäumen; oft verschwanden sie gänzlich. Sie schienen in gleicher Richtung mit der Abtey zu seyn, und sie besann sich nun, diesen Morgen durch eine Öffnung des Waldes einen Theil des Gebäudes gesehen zu haben. Sie zweifelte also nicht, daß diese Lichter von Leuten kä-

men, welche sie suchten, und, wie sie fürchtete, ihren Weg nach dem Grabe nehmen könnten, wenn sie in der Abtey sie nirgends fänden. Ihre Zuflucht schien ihr nun ihren Feinden zu nahe, um sicher zu seyn, und sie wäre gern in eine entlegnere Gegend des Waldes geflohen, hätte sie sich nicht besonnen, daß Peter sie nicht würde zu finden wissen.

Während diese Gedanken durch ihre Seele fuhren, hörte sie ferne Stimmen im Winde, und eilte, sich in der Zelle zu verbergen, als sie die Lichter plötzlich verschwinden sah. Alles war wieder in Dunkelheit und Schweigen gehüllt, doch bemühte sie sich, den Weg nach der Zelle zu finden. Sie besann sich auf die Lage der äußern Thüre und des Ganges und erreichte glücklich die Thüre der Zelle. Es war stockfinster darin; sie zitterte heftig, ging aber doch hinein, und nachdem sie an den Wänden herumgetappt hatte, setzte sie sich endlich auf einen hervorragenden Stein.

Hier wandte sie sich wieder zum Himmel und suchte ihre Lebenskraft anzufeuern, bis Peter käme. Über eine halbe Stunde verstrich in dieser finstern Höhle, und kein Laut verkündigte seine Annäherung. Ihre Lebensgeister erlagen, sie fürchtete, ein Theil ihres Plans möchte entdeckt oder vereitelt seyn, und La Motte ihn zurückhalten. Diese Überzeugung wirkte zu Zeiten so stark auf ihre Furcht, daß sie einen Drang fühlte, die Zelle

allein zu verlassen, und in der Flucht das einzige Rettungsmittel zu suchen.

Während dieser Vorsatz in ihrer Seele schwebte, vernahm sie von oben den Schall eines Pferdehufs. Das Geräusch kam näher, und hielt endlich bey dem Grabe an. Gleich darauf vernahm sie drey Peitschenschläge; ihr Herz klopfte, und einige Augenblicke war sie in so großer Bewegung, daß sie keinen Schritt thun konnte, um die Zelle zu verlassen. Die Schläge wurden wiederholt; sie rafte ihren Muth auf, ging hervor und rief: „Peter!" denn die Finsterniß ließ ihr nicht zu, weder Mann noch Pferd zu unterscheiden. Sie erhielt schnell zur Antwort: „Still Fräulein, unsere Stimmen werden uns verrathen."

Sie stiegen auf und ritten so schnell davon, als die Dunkelheit es zuließ. Adelinens Herz lebte bey jedem Schritte, den sie weiter kamen, auf. Sie fragte, wie es auf der Abtey abgelaufen, und wie er fortgekommen wäre?

„Sprechen Sie leise, Fräulein, Sie sollen alles erfahren; jetzt nur still!"

Kaum hatte er dieß gesagt, als sie Lichter in der Ferne sahen; und da sie jetzt an eine offne Stelle des Waldes kamen, setzte er das Pferd in Gallop und jagte fort, bis es nicht länger konnte. Sie sahen sich um, und da sie keine Lichter wahrnahmen, ließ Adelinens Schrecken nach.

Sie fragte wieder, was auf der Abtey vorgegangen sey, und wie bald man ihre Flucht entdeckt hätte?

„Er kann ohne Furcht reden?“ sagte sie, „ich hoffe, wir sind jetzt vor ihnen sicher.“

„Nun Fräulein, Sie waren noch nicht lange fort, als der Marquis kam, und Herr von La Motte entdeckte, daß Sie entwischt wären. Hierauf entstand ein großer Aufruhr, und er sprach viel mit dem Marquis.“

„Rede er doch lauter, ich kann ihn nicht verstehen.“

„Das will ich Fräulein! —“

„O Himmel, was ist das für eine Stimme! Dieß ist nicht Peter. Um Gotteswillen, wer seyd Ihr, und wohin werde ich gebracht?“

„Das werden Sie bald genug erfahren, junges Fräulein,“ antwortete der Fremde, denn es war würklich nicht Peter, „ich bringe Sie dahin, wo mein Herr befiehlt.“

Adeline, die nun nicht länger zweifelte, daß es ein Bedienter des Marquis sey, versuchte herunter zu springen; allein der Mensch stieg ab, und band sie ans Pferd. Ein schwacher Strahl von Hoffnung dämmerte endlich in ihr auf: sie bemühte sich, ihn zum Mitleid zu bewegen, und sprach mit aller Beredsamkeit des Schmerzes: aber er verstand seinen Vortheil zu gut, um nur einen Augenblick dem Mitleid Gehör zu geben,

welches, troß seiner selbst, ihr kunstloses Flehen in ihm erregte. — Sie gab sich nun der Verzweiflung hin, und unterwarf sich in leidendem Stillschweigen ihrem Schicksal. Auf diese Art setzten sie ihre Reise fort, bis ein Regensturm, von Blitz und Donner begleitet, sie unter den Schutz dichter Bäume trieb. Der Mensch hielt das für eine sichere Lage, und Adeline war jetzt zu unbekümmert um ihr Leben, um ihm seinen Irrthum zu sagen. Der Sturm war heftig und hielt lange an; sobald er sich aber legte, sprengten sie in vollem Gallop davon, und nachdem sie wohl zwey Stunden zurückgelegt hatten, kamen sie an die Gränze des Waldes, und bald nachher an eine hohe, einsame Mauer, die Adeline nur eben beym Mondlicht unterschied, welches jetzt durch die sich zertheilenden Wolken schimmerte.

Hier hielten sie still: der Mensch stieg ab, und nachdem er eine kleine Thüre in der Mauer geöffnet hatte, band er Adelinen los, die einen unwillkührlichen und unnützen Schrey that, als er sie vom Pferde herunter hob. Die Thüre stieß auf einen schmalen Gang, schwach erleuchtet von einer Lampe, die am andern Ende hing. Er führte sie weiter: sie kamen zu einer andern Thüre und traten nun in einen großen prächtigen Saal, der hell erleuchtet und im feinsten Geschmack verziert war.

Die Wände waren in Fresco, mit Ovidi-

schen

schen Scenen gemahlt, und mit aufgezogener, reich mit Franzen besetzter Seide behangen. Die Sofas waren von gleicher Seide. Aus dem Plafond, der eine Scene aus Tassos Armide vorstellte, stieg ein silberner Kronleuchter herab, und verbreitete eine Flamme von Licht, die aus großen Spiegeln zurückstrahlte, und den ganzen Saal erhellte. Büsten von Horaz, Ovid, Anacreon, Tibull und andern Dichtern schmückten die Ecken, und Blumen aus prächtigen Vasern hervorragend, hauchten die köstlichsten Wohlgerüche aus. In der Mitte des Zimmers stand ein kleiner Tisch, mit Früchten, Eis und Getränken besetzt. Niemand erschien — das Ganze schien das Werk der Bezauberung und glich mehr dem Pallast einer Fee, als einer Wohnung von menschlichem Bau.

Adeline fragte voll Erstaunen den Mann, wo sie wäre, allein er weigerte sich ihr zu antworten, und nachdem er sie gebethen hatte, einige Erfrischungen zu nehmen, verließ er sie. Sie ging ans Fenster, wo ein Mondstrahl ihr einen großen Garten entdeckte, in welchem Lustwäldchen und Rasenplätze und Wasser das im Mondenlichte glänzte, eine mannigfache, romantisch schöne Scene bildete.

„Was kann dieß bedeuten?" fragte sie sich. „Ist dieß ein Zauber, mich ins Verderben zu locken?"

Sie bemühte sich, in der Hoffnung, zu entwischen, die Fenster zu öffnen, allein sie waren

alle befestigt: sie versuchte es bey den Thüren; auch diese waren verwahrt.

Da sie sah, daß alle Möglichkeit zu entkommen, vergebens war, blieb sie eine Zeitlang in Kummer und Nachdenken versunken; wurde aber bald durch die Töne einer sanften Musik erweckt, die so süße, zauberische Melodien hauchte, daß der Schmerz wich, und die Seele zu Zärtlichkeit und süssem Gefühl erweckt ward. Adeline lauschte voll Erstaunen und fühlte sich unmerklich gesänftigt und angezogen; eine süsse Schwermuth schlich sich in ihr Herz und überwand jedes herbere Gefühl: allein so wie die Harmonie aufhörte, verschwand der Zauber und das Bewußtseyn ihrer Lage kehrte wieder.

Aufs neue ertönte die Musik, und aufs neue gab sie ihrer süssen Magie nach. Eine weibliche Stimme, von einer Flötte und einigen andern Instrumenten begleitet, schwoll nach und nach zu einer so hinreißenden Höhe, daß die Aufmerksamkeit in Entzücken stieg. Allmählig sank sie wieder und berührte einige einfache Töne mit rührender Sanftheit, als plötzlich das Tonmaß sich veränderte, und eine leichte, lebhafte Arie angestimmt ward.

Die Musik hörte auf, aber die Melodie schwebte noch immer vor ihrer Fantasie und sie versank in die süsse Erwartung, die sie ihr eingehaucht hatte, als die Thüre sich öffnete, und der Marquis de Montalt herein trat. Er näherte

sich dem Sofa, wo Adeline saß und redete sie an — allein sie hörte seine Stimme nicht; sie war in Ohnmacht gesunken. Er bemühte sich, sie wieder zu sich selbst zu bringen, und es gelang ihm endlich; so wie sie aber die Augen aufschloß, und ihn vor sich sah, fiel sie aufs neue in Fühllosigkeit zurück, und da er vergebens allerley Mittel bey ihr versucht hatte, sah er sich genöthigt, Hülfe zu rufen. Zwey junge Mädchen kamen herein, und so bald sie wieder Leben bekam, ging er hinaus, um sie auf seinen Empfang vorbereiten zu lassen. Sobald Adeline sah, daß der Marquis fort war, und sie sich unter der Sorge von Frauenzimmern befand, kehrten ihre Lebensgeister schnell wieder; sie sah ihre Gesellschafterinnen an und erstaunte, sie so schön und elegant zu finden.

Sie machte einen Versuch, sie zum Mitleid zu bewegen, allein sie schienen völlig unempfindlich gegen ihren Schmerz zu seyn, und ergossen sich in hohe Lobpreisungen des Marquis. Sie versicherten, es würde ihre eigene Schuld seyn, wenn sie nicht glücklich wäre, und riethen ihr, sich in feiner Gegenwart so zu stellen. Mit äusserster Mühe überwand sich Adeline, den Unwillen auszudrücken, der auf ihre Lippen stieg, und ihren Reden schweigend zuzuhören: allein sie sah, wie unangenehm und fruchtlos hier Widerstand seyn müßte, und bekämpfte ihr Gefühl.

Sie fuhren noch in ihren Lobeserhebungen

des Marquis fort, als er selbst erschien und ihnen mit der Hand winkte, das Zimmer zu verlassen. Adeline sah ihn mit einer Art von stummer Verzweiflung, indeß er zu ihr trat, und ihre Hand ergriff, die sie eilends zurückzog, sich von ihm abwandte und in einen Strom von Thränen ausbrach. Er schwieg eine Weile und schien gerührt durch ihren Schmerz, bald aber näherte er sich wieder, redete sie mit sanfter Stimme an, und bat sie um Verzeihung wegen eines Schrittes, wozu Verzweiflung und was er Liebe nannte, ihn bewogen hätten. Sie war zu versenkt in Schmerz, um ihm zu antworten, bis er um eine Erwiederung seiner Liebe flehte, und nun Kummer dem Unwillen Platz machte und ihr Kraft gab, ihm seyn Betragen vorzuwerfen. Er schützte vor, daß er sie lange geliebt und auf anständigen Fuß um sie geworben hätte, und wollte seinen Antrag wiederholen, als er die Augen auf Adelinen richtete, und in ihren Mienen die Verachtung las, welche zu verdienen er sich bewußt war.

Auf einen Augenblick gerieth er in Verwirrung und schien zu merken, daß sowohl sein Plan entdeckt, als seine Person verachtet war: bald aber gewann er seine gewöhnliche Herrschaft über seine Züge wieder, drang aufs neue in sie, und bat um Liebe. Ein kleines Nachdenken zeigte Adelinen, wie gefährlich es sey, seinen Stolz durch eine Erklärung der Verachtung, welche sein Heiratsantrag ihr einflößte, zu reizen; und

sie hielt es nicht für unwürdig, bey einer Gelegenheit, wo die Ehre und Ruhe ihres Lebens auf dem Spiele stand, sich der Verstellung zu bedienen. Sie sah ein, daß ihre einzige Möglichkeit, seinem Vorhaben zu entgegen, in Verzögerung desselben bestand, und wünschte also, ihn bey dem Glauben zu lassen, das sie von dem Leben der Marquise und der Betrüglichkeit seiner Anträge nichts wüßte.

Er bemerkte ihr Schweigen; und aus Begierde es zu seinem Vortheil zu deuten, erneuerte er seinen Antrag mit verstärktem Feuer.

„Der morgende Tag soll uns vereinigen; liebenswürdige Adeline; morgen müssen Sie einwilligen, Marquise de Montalt zu werden. Dann werden Sie meine Liebe erwiedern, und —

„Zuvor müssen Sie meine Achtung verdienen, gnädiger Herr."

„Ich will es, ich verdiene sie. Sind Sie nicht in meiner Gewalt, und enthalte ich mich nicht, einen Vortheil aus Ihrer Lage zu ziehen? Mache ich Ihnen nicht die anständigsten Anträge?"

Adeline schauderte. „Wenn Sie meine Achtung wünschen, gnädiger Herr, so suchen Sie zuvor mich vergessen zu machen, durch was für Mittel ich in Ihre Hände kam; und wenn Ihre Absichten würklich anständig sind, so beweisen Sie es, dadurch, daß Sie mich meines Verhaftes entlassen."

„Können Sie, süsses Mädchen, vor dem

zu fliehen wünschen, der Sie anbetet?" — erwiederte der Marquis mit studirter Zärtlichkeit. „Warum wollen Sie einen so harten Beweis meiner Uneigennützigkeit fodern, der nicht mit Liebe bestehen kann. Nein, reizende Adeline, lassen Sie mich wenigstens das Vergnügen genießen, Sie zu sehen, bis die Weihe der Kirche jedes Hinderniß meiner Liebe aus dem Wege räumt." Morgen —

Adeline sah die Gefahr, in welcher sie schwebte, und unterbrach ihn.

„Verdienen Sie meine Achtung, gnädiger Herr, und Sie werden sie erhalten; als den ersten Schritt dazu befreyen Sie mich aus einer Verhaftung, die mich zwingt, Sie nur mit Schrecken und Widerwillen anzusehen. Wie kann ich Ihnen Betheurungen von Liebe glauben, so lange Sie zeigen, daß Ihnen nichts an meiner Zufriedenheit liegt?"

So ließ Adeline, der bisher die Künste und Ausübung der Verstellung gleich unbekannt waren, sich dazu herab, um ihren Unwillen und Verachtung zu verbergen. Allein obschon sie diese Künste nur zu dem Zwecke der Selbsterhaltung gebrauchte, bediente sie sich ihrer doch mit Widerstreben und fast mit Abscheu; ihre Seele war in Gedanken, Worten und Handlungen mit der Liebe der Tugend erfüllt, und ungeachtet der unwidersprechlichen Güte ihres Zwecks, glaubte sie doch kaum die Mittel entschuldigen zu können.

Der Marquis beharrte auf seiner Sophisterey.

„Können Sie an der Wahrheit einer Liebe zweifeln, die, um Sie zu gewinnen, selbst Ihrem Unwillen sich auszusetzen, nicht scheute? Aber habe ich nicht selbst bey dem Betragen, welches Sie verdammen, Ihr Glück zu Rathe gezogen? Ich habe Sie von einsamen und öden Trümmern nach einer fröhlichen, prächtigen Villa gebracht, wo jeder Genuß Ihnen zu Gebote steht, und wo alles Ihren Wünschen gehorchen soll."

„Mein erster Wunsch ist von hier zu gehen; ich bitte, ich beschwöre Sie, gnädiger Herr, mich nicht länger zu halten. Ich bin eine freundlose, arme Waise, mancherley Uebeln ausgesetzt, und wie ich fürchte, dem Unglück Preis gegeben. Ich möchte nicht gern unartig seyn, allein erlauben Sie mir zu sagen, daß kein Elend dasjenige übersteigen kann, was ich hier fühle, oder eigentlicher allenthalben, wo ich mit Ihren Anträgen verfolgt werde."

Adeline hatte jetzt ihre Politik vergessen. Thränen verhinderten sie, weiter zu reden, und sie wandte das Gesicht ab, um ihre Bewegung zu verbergen.

„Beym Himmel o Adeline! Sie thun mir Unrecht," sagte der Marquis, indem er ihre Hand ergriff. „Ich liebe, ich bete Sie an, und doch zweifeln Sie an meiner Leidenschaft, und sind unempfindlich gegen meine Geliebte. Alles Ver-

gnügen, was nur in diesen Mauern genossen werden kann, sollen Sie genießen; allein ihren Bezirk dürfen Sie nicht verlassen."

Sie machte ihre Hand los, und ging in schweigender Angst nach einem fernen Ende des Saals: tiefe Seufzer quollen aus ihrem Herzen und beynahe kraftlos, lehnte sie sich an ein Fenster, um nicht umzusinken.

Der Marquis folgte ihr: „Warum weigern Sie sich so hartnäckig, glücklich zu seyn? Erinnern Sie sich, welchen Vorschlag ich Ihnen gemacht habe, und nehmen Sie ihn an, so lange es in Ihrer Macht ist. Morgen soll ein Priester unsere Hände vereinigen. — Gewiß, da Sie jetzt so ganz in meiner Macht sind, muß es Ihr Vortheil seyn, hierein zu willigen."

Adeline konnte nur durch Thränen antworten: sie verzweifelte, sein Herz zum Mitleid zu erweichen, und fürchtete, durch Verachtung ihn aufzubringen. Er führte sie nunmehr, und sie ließ sich führen, zu einem Sitz neben dem Tische, und bat sie, einige Erfrischungen, besonders Liqueur anzunehmen, wovon er selbst reichlich trank. Adeline nahm nur einen Pfirsich.

Und nun nahm der Marquis, der ihr Stillschweigen als eine geheime Einwilligung deutete, alle seine Munterkeit und Feuer wieder an, und die langen, heißen Blicke, die er auf Adelinen heftete, erfüllten sie mit Verwirrung und Unwillen. Mitten bey der Mahlzeit ließ aufs neue eine

sanfte Musik die zärtlichsten, leidenschaftlichsten Arien hören; allein ihre Wirkung war jetzt bey Adelinen verloren: ihre Seele war durch die Gegenwart des Marquis zu sehr niedergedrückt, um der süssen Eindrücke der Harmonie empfänglich zu seyn. Ein Lied wurde gesungen, das mit der ohnmächtigen Kunst gedichtet war, wodurch gewisse wollüstige Dichter die Grundsätze des Lasters zugleich zu verbergen und zu empfehlen glauben. Adeline hörte es mit Verachtung und Mißfallen an, und der Marquis, da er diese Wirkung merkte, gab sogleich ein Zeichen, ein anderes anzustimmen, worin die Macht der Poesie mit dem Zauber der Musik vereint, ihre Seele von der gegenwärtigen Scene abziehen, und sie in süsses Vergessen einwiegen könnte.

Als die Stimme, die es sang, aufhörte, ertönte eine zärtlich klagende Melodie mit höchstem Ausdruck gespielt, aus einer fernen Flöte. Die Töne schwirrten in sanften Schwingungen durch die Luft, schwollen bald zu voller, eingreifender Melodie, und erstarben dann schwach: plötzlich stiegen sie und bebten in so zärtlich süssem Tone daß Adeline in Thränen und der Marquis in Ausrufungen des Entzückens ausbrach. Er schlang seinen Arm um sie, und wollte sie an sich drücken, allein sie wand sich aus seiner Umarmung los, und schreckte durch einen Blick, worin die feste Würde der Tugend durch Schmerz gemildert war, ihn in Ehrfurcht. Eine Übermacht fühlend, die

er anzuerkennen sich schämte, und sich bestrebend, die Gewalt zu verachten, der er nicht widerstehen konnte, stand er einen Augenblick da, der Sclave der Tugend, wiewohl der Bekenner des Lasters Bald aber gewann er seine Zuversichtlichkeit wieder, und redete aufs neue von Liebe, als Adeline, nicht länger durch den Muth, den sie zuvor bewies, belebt, und unter der Erwartung, welche die mancherley und heftigen Erschütterungen ihrer Seele erregten, beynahe erliegend, ihn anflehte, sie zur Ruhe zu lassen.

Die Blässe ihres Gesichtes und ihre bebende Stimme waren zu ausdrucksvoll, um verkannt zu werden: und der Marquis zog mit der Warnung, daß sie an Morgen sich erinnern möchte, sich ungern zurück. Sobald sie sich allein sah, gab sie der brechenden Angst ihres Herzens nach, und war so ganz versenkt in Schmerz, daß es einige Zeit dauerte, ehe sie gewahr ward, daß sie sich in der Gegenwart der zwey jungen Mädchen befand, die zuvor bey ihr gewesen, und kurz darauf, als der Marquis den Saal verlies, wieder hereingekommen waren: sie erschienen, um sie in ihr Schlafzimmer zu führen. Eine Zeitlang folgte sie ihnen schweigend, bis sie, von Verzweiflung getrieben, aufs neue ihr Mitleid zu erwecken suchte: allein wiederum wurde das Lob des Marquis wiederholt, und da sie sah, daß alle Versuche, sie zu gewinnen, vergebens waren, schickte sie sie fort. Sie verriegelte die Thüre,

durch welche sie hinausgingen, und besah dann in der schwachen Hoffnung, eine Möglichkeit zur Flucht zu entdecken, das Zimmer. Die feenmäßige Pracht, womit es ausgeschmückt war, und die üppige Bequemlichkeit, schienen bestimmt zu seyn, die Einbildungskraft zu blenden und das Herz zu verführen. Es war mit strohfarbner Seide behangen, mit einer Menge von Landschaften und historischen Gemählden verziert, deren Inhalt den wollüstigen Geist des Eigenthümers verrieth: auf dem Kaminstück, von Parischem Marmor, ruhten verschiedene antike Figuren. Das Bett war von Seide, gleicher Farbe mit den Tapeten, reich mit Purpur und silbernen Franzen besetzt, und oben in Form eines Thronhimmels. Die Stuffen, welche vorn angebracht waren, um hinein zu steigen, wurden von kleinen Cupidos, dem Ansehen nach von gediegnen Silber, getragen. Vasen, mit Wohlgerüchen angefüllt, standen in verschiednen Ecken auf Gestellen von eben der Form wie der Nachttisch, der äußerst prächtig und mit allen Zubehörden zum Putz geschmückt war.

Adeline warf einen flüchtigen Blick auf alle diese Pracht, und schritt zur Untersuchung der Fenster, die bis zum Fußboden herabgingen, und sich in Balcons nach den Garten, den sie vom Saale ab gesehen hatte, öffneten. Sie waren befestigt, und da sie alles Bemühen, sie aufzumachen, fruchtlos fand, stand sie endlich von dem Versuch ab. Eine Nebenthüre erregte ihre

Aufmerksamkeit; sie fand sie nicht verschlossen, und öffnete ein Ankleidekabinet, in welches sie durch einige Stuffen hinabging; sie sah zwey Fenster, und eilte darauf zu: das eine wollte nicht nachgeben, aber, o Freude! das andere wich ihrer Hand.

Im Entzücken des Augenblicks vergaß sie, daß seine Höhe von der Erde ihre Flucht dennoch verwehren könnte. Sie ging zurück, um die Thüre des Kabinets zu verriegeln, welches unnöthig war, da sie die Thüre des Zimmers bereits verwahrt hatte. Sie sah nun aus dem Fenster: der Garten lag vor ihr, und sie fand, daß das Fenster, welches ebenfalls bis auf dem Fußboden stieß, der Erde so nahe lag, daß sie ohne Gefahr den Sprung wagen konnte. Fast in dem nähmlichen Augenblick sprang sie hinab und befand sich in einem großen Garten, dessen Anlage mehr einem englischen Lustort, als einer Reihe französischer Felder glich.

Sie zweifelte nunmehr nicht, entweder durch irgend eine lockere Stelle der Hecke, oder einen niedrigen Ort der Mauer entwischen zu können; leichten Fußes trippelte sie fort; denn Hoffnung spielte um ihr Herz. Die Wolken des Sturms waren verschwunden, und das Mondlicht, das auf dem Rasen hinlief und durch die Blumensträuche schimmerte, die noch schwer von Regentropfen waren, ließ sie einen fernen Blick auf die umliegende Gegend werfen. Sie folgte der Rich-

tung der hohen Mauer, die an das Schloß gränzte, bis ein dickes Gebüsch, sie ihr entzog. Es war mit Zweigen so sehr verflochten, und von der Finsterniß so verdunkelt, daß sie sich fürchtete, hinein zu gehen und seitwärts einen Weg zur rechten einschlug, der sie an den Rand eines mit hohen Bäumen überhangenen Teiches führte.

Die Mondstrahlen hüpften auf dem Wasser, dessen sanfte Wellen längs dem Ufer spielten, und die stille Schönheit dieses Anblicks würde ein minder geängstigtes Herz entzückt haben. Sie seufzte; und ging mit einem flüchtigen Blick schnell vorüber, um die Gartenmauer wieder zu suchen, von der sie weit abgekommen war. Nachdem sie lange durch Alleen und Beete geirrt war, ohne etwas einer Gränze ähnliches zu sehen, befand sie sich wieder an dem See, und ging nun mit dem Schritt der Verzweiflung an seinem Ufer hin — Thränen liefen ihr die Wangen hinab. Die Gegend rings um sie: zeigte nur Bilder des Friedens und Vergnügens: alle Gegenstände schienen zu ruhen: kein Lüftchen wehte in den Blättern, kein Laut schlich sich durch die Luft; nur in ihrer Brust herrschten Aufruhr und Kummer. Sie folgte der Krümmung des Ufers nach, bis eine Öffnung im Walde sie eine lehne Anhöhe hinauf führte: der Weg wand sich an einem Hügel hin, wo die Dunkelheit so tief war, daß sie ihn nur mit Mühe finden konnte: plötzlich aber öffnete sich der Eingang in ein hohes Lustwäld-

chen und sie sah in einer Entfernung ein Licht aus einer Ecke schimmern.

Sie stand still und ihr erster Gedanke war, zurückzugehen, da sie aber lauschte und nichts vernahm, dämmerte eine schwache Hoffnung in ihr auf, daß sie die Person, zu der das Licht gehörte, vielleicht zur Begünstigung ihrer Flucht gewinnen könnte. Sie nahte sich mit zitternden behutsamen Schritten dem Lichte, um heimlich die Person betrachten zu können, ehe sie sich zu ihr wagte. Ihre Bewegung stieg, so wie sie näher kam; und nachdem sie die Laube erreicht hatte, sah sie durch ein offnes Fenster den Marquis auf einem Sopha liegen, neben welchem ein mit Früchten und Wein besetzter Tisch stand. Er war allein, und sein Gesicht flammte.

Während sie vom Schrecken versteinert da stand, sah er nach dem Fenster auf: das Licht schien ihr hell ins Gesicht, allein sie blieb nicht, um zu sehen, ob er sie bemerkt hatte, sondern lief mit der Schnelligkeit des Blitzes fort, ohne zu wissen, ob man sie verfolgte. Nachdem sie eine weite Strecke gelaufen war, mußte sie endlich aus Mattigkeit stehen bleiben, und halb ohnmächtig von Furcht und Müdigkeit warf sie sich an die Erde. Sie wußte, daß der Marquis, wenn er ihre Flucht entdeckte, aller Wahrscheinlichkeit nach die Gränzen überschreiten würde, worin er sich bisher gehalten hatte, und daß sie

das ärgste erwarten mußte. Ihr Herz klopfte so stark, daß sie mit Mühe athmete.

Sie wartete und horchte in zitternder Angst, aber keine menschliche Gestalt traf ihr Auge, kein Laut ihr Ohr — in diesem Zustande blieb sie eine lange Zeit. Sie weinte, und die Thränen, die sie vergoß, erleichterten ihr gepreßtes Herz.

„O mein Vater," sagte sie, „warum verliessest du dein Kind? Wann du die Gefahren wüßtest, welchen du es ausgesetzt hast, o gewiß, du würdest Mitleid haben, und mir zu Hülfe eilen. Ach, soll ich nie einen Freund finden — bin ich bestimmt zu vertrauen und betrogen zu werden? — Auch Peter konnte verrätherisch seyn."

Sie weinte aufs neue und erwachte zu dem wiederkehrenden Gefühl ihrer Gefahr, und zu der Betrachtung, wie sie ihr entgehen könnte — ach sie sah kein Mittel!

Der Grund schien ihrer Einbildung gränzenlos, sie war von Rasen zu Rasen, von Wäldchen zu Wäldchen gegangen, ohne ans Ende zu kommen: sie konnte die Gartenmauer nicht finden, doch beschloß sie, weder nach dem Schlosse zurückzugehen, noch ihr Suchen aufzugeben. So wie sie aufstand, um weiter zu gehen, sah sie einen Schatten in einiger Ferne sich bewegen, und stand still, um ihn zu beobachten. Er nahte langsam heran und verschwand wieder; plötzlich aber sah sie einen Menschen aus der Dunkelheit

hervorgehen und sich dem Orte nähern, wo sie stand. Sie zweifelte nicht, daß der Marquis sie bemerkt hätte, und lief mit aller Eile nach dem Schatten einiger Bäume zu linken. Fußtritte verfolgten sie, und sie hörte sich beym Nahmen rufen, während sie mit kraftloser Anstrengung ihren Schritt zu beschleunigen suchte.

Plötzlich schien der Ton der Verfolgung eine andere Richtung zu nehmen: sie stand still, um Athem zu schöpfen, sah sich um, und niemand erschien. Sie ging nun langsam die Allee hinab, und hatte beynahe das Ende erreicht, als sie die Gestalt aus den Bäumen hervorgehen und quer in die Allee schießen sah; es verfolgte sie und kam näher. Eine Stimme rief sie beym Nahmen, allein sie konnte nicht von ihr erreicht werden, sie war fühllos zur Erde gesunken: es dauerte lange, ehe sie erwachte, und als sie endlich die Augen aufschlug, fand sie sich in den Armen eines Mannes, und strebte sich loszuwinden.

„Fürchten Sie nichts, holdes Mädchen, sagte er, fürchten Sie nichts; Sie sind in den Armen eines Freundes, der alles für Sie wagen, der Sie mit seinem Leben beschützen wird.“

Er drückte sie sanft an sein Herz. „Haben Sie mich denn so ganz vergessen?“ fuhr er fort.

Sie sah in scharf an, und erkannte Theodor. Freude war ihre erste Regung; als sie sich aber an seine unvermuthete Abreise zu einer für sie so gefährlichen Zeit, und daß er des Marquis Freund war, erinnerte, kämpften tausend gemischte Empfindungen in ihrer Brust und überwältigten sie mit Mißtrauen, Besorgniß und Kränkung.

Theodor hub sie von der Erde auf und sagte, wäh-

während er noch sie umfaßt hielt: „Lassen Sie uns eilends von diesem Orte fliehen; ein Wagen wartet auf uns: er soll fahren, wohin Sie befehlen, und Sie zu Ihren Freunden führen."

„Ach ich habe keine Freunde," sagte sie, „und weiß nicht, wohin ich gehen soll."

Theodor drückte sanft ihre Hand zwischen den seinigen, und sagte mit dem Tone des zartesten Mitleids: „So sollen meine Freunde die Ihrigen seyn, lassen Sie mich Sie zu ihnen bringen. Aber ich schwebe in Todesangst, so lange Sie an diesen Ort sind; lassen Sie uns hinweg eilen."

Adeline wollte antworten, als sie Stimmen zwischen den Bäumen hörten, und Theodor sie mit seinem Arme unterstützend, eilends die Allee hinab führte: sie setzten ihre Flucht fort, bis Adeline nach Luft schnappend, nicht weiter konnte.

Nachdem sie eine Weile still gestanden waren, ohne Fußtritte hinter sich zu hören, erneuten sie ihren Lauf, Theodor wußte, daß sie nicht weit von der Gartenmauer waren, allein er wußte auch, daß in dem zwischenliegenden Raum verschiedene Wege aus fernen Alleen in diesen Gang stießen, aus welchen des Marquis Leute hervorkommen und sie einholen konnten. Doch verschwieg er seine Besorgnisse vor Adelinen und suchte sie nur zu trösten, und ihr Muth einzusprechen.

Endlich erreichten sie die Mauer, und Theodor wollte sie zu einer niedrigen Stelle führen, neben welcher jenseits der Wagen stand, als sie wieder Stimmen in der Luft hörten. Adelinens Kräfte waren erschöpft, allein sie strengte noch den letzten Rest an, und sah in einiger Entfer-

nung die Leiter, durch welche Theodor in den Garten gestiegen war. „Noch eine kleine Anstrengung,“ sagte er, „und Sie sind im Sichern!“ Er hielt die Leiter, während sie hinan stieg: die Mauer war oben breit und eben, und Adeline blieb stehen, bis Theodor folgte, und die Leiter an der andern Seite niederließ.

Als sie herunter gestiegen waren, sahen sie den Wagen stehen, aber keinen Kutscher. Theodor fürchtete sich zu rufen, damit seine Stimme ihn verriethe: er hob Adelinen in den Wagen und ging, um den Kutscher zu suchen, den er nicht weit davon unter einem Baum schlafen fand: er weckte ihn auf, und kam mit ihm zu dem Wagen, der nun in äußerster Geschwindigkeit davon flog. Adeline wagte noch nicht, sich für sicher zu halten; nachdem sie aber eine ganze Weile ungehindert fortgefahren waren, brach Freude in ihr Herz und sie dankte ihrem Befreier in den wärmsten Ausdrücken. Die Theilnahme die aus seiner Stimme und seinem ganzen Wesen hervorschien, bewieß, daß seine Freude der ihrigen nicht nachstand.

So wie das Nachdenken sich wieder bey ihr einfand, trat Unruhe an die Stelle der Freude: im Aufruhr der letztern Augenblicke dachte Sie nur an Flucht, jetzt aber erschienen ihr die Umstände ihrer gegenwärtigen Lage in einem Lichte, welches sie still und nachdenkend machte: Sie hatte keine Freunde, zu denen sie fliehen konnte, und gieng mit einem jungen Manne, der ihr beynahe fremd war, ohne zu wissen, wohin.

Sie erinnerte sich, wie oft man sie hintergangen und verrathen hatte, wo sie am meisten

vertraute, und ihr Muth erlag: auch erinnerte sie sich an die Aufmerksamkeit, welche Theodor ihr vormahls bewiesen hatte, und fürchtete, daß eine eigennützige Leidenschaft sein Betragen möchte eingegeben haben. Sie sah die für möglich an, doch verachtete sie, es wahrscheinlich zu finden, und konnte sich nichts schmerzlicheres denken, als an Theodors Rechtschaffenheit zu zweifeln.

Er unterbrach ihre Träumerey durch eine Erwähnung ihrer Lage in der letzten Zeit auf der Abtey.

Sie mußten sehr befremdet, und wie ich fürchte, beleidigt werden," sagte er, „daß ich nach dem beunruhigenden Winken, die ich Ihnen bey unserm letzten Gespräch gab, mich nicht um die bestimmte Zeit einfand. Vielleicht hat dieser Umstand mir in Ihrer Achtung geschadet, wenn ich je so glücklich war einen Theil davon zu besitzen! allein die höhere List des Marquis de Montalt vereitelte meine Absichten, und ich darf sicher behaupten, daß mein Schmerz hiebey wenigstens Ihren Besorgnissen gleich kam."

Adeline antwortete: Sie wäre allerdings durch die Winke, die er ihr von ihrer Gefahr gegeben hätte, und durch sein Unterlassen, ihr weitere Nachricht zu geben, sehr beunruhigt worden, so wie —"

Sie hielt zurück, was noch auf ihren Lippen schwebte, weil sie sah, daß sie ohne daran zu denken, den Antheil, den er in ihrem Herzen besaß, verrathen wollte. Es entstand eine Stille von einigen Augenblicken, und keines von beyden schien sich ganz ruhig zu fühlen. Theodor knüpfte endlich das Gespräch wieder an:

„Erlauben Sie mir,“ sagte er, „Ihnen die Ursachen zu erzählen, die mich von der erbetnen Zusammenkunft abhielten; ich wünschte sehnlich, mich zu rechtfertigen.“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, erzählte er ihr, daß der Marquis, er wußte nicht zu erklären, auf welche Art, den Inhalt ihres letzten Gesprächs erfahren, oder gemuthmaßt und aus Furcht, seine Absichten vereitelt zu sehen, wirksame Mittel ergriffen hätte, zu verhindern, daß sie keine weitere Nachricht davon erhielte. Adeline besann sich sogleich, daß La Motte sie mit Theodor im Walde gesehen hatte, und zweifelte nicht, daß er ihn erkannt, (ungeachtet er es sich nicht merken ließ) und Sorge getragen hätte, den Marquis zu benachrichtigen.

„Den Tag darauf, als ich Sie zuletzt gesehen hatte,“ fuhr Theodor fort, „hieß mir der Marquis, der mein Obrister ist, mich zu meinem Regiment zu begeben, und bestimmte den folgenden Morgen zu meiner Abreise. Dieser plötzliche Befehl befremdete mich einigermaßen, allein ich war nicht lange um die Ursache desselben verlegen: ein Bedienter des Marquis, der mir sehr ergeben war, trat bald, nachdem mich sein Herr verlassen hatte, in mein Zimmer, äusserte seine Bekümmerniß über meine plötzliche Abreise, und ließ einige Winke fallen, die mich befremdeten. Ich forschte weiter und wurde in dem Argwohn bestärkt, den ich seit einiger Zeit wegen der Absichten des Marquis auf Sie gehabt hatte.“

„Jakob sagte mir ferner, daß meine gestrige Zusammenkunft mit Ihnen bemerkt, und dem

Marquis hinterbracht worden sey. Er hatte seine Nachrichten von einem andern Bedienten erhalten, und sie beunruhigten mich so sehr, daß ich mich anheischig machte, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von des Marquis Verfahren zu geben. Ich sah nun mit Ungeduld dem Abend entgegen, der mich wieder zu Ihnen führen würde, allein die List des Marquis wußte mein Bemühen und meine Wünsche zu vereiteln. Er hatte eine Parthie auf der Villa eines Freundes, die einige Meilen von ihm lag, verabredet, und ungeachtet aller Einwendungen, die ich vorschützte, mußte ich ihn begleiten. So brachte ich mit höchstem Zwang einen Tag in mehr Angst und Unruhe hin, als ich noch jemahls erfahren hatte. Es war Mitternacht, ehe wir zurückkammen. Ich stand des andern Morgens in aller Frühe auf, um meine Reise anzutreten, und nahm mir vor, eine Zusammenkunft mit Ihnen zu suchen, ehe ich die Provinz verließe."

„Als ich zum Frühstück ins Zimmer kam, erstaunte ich nicht wenig, den Marquis bereits da zu finden, der den schönen Morgen pries und seine Absicht erklärte, mich bis zum Chineau zu begleiten. Auf so unerwartete Art meiner letzten Hoffnung beraubt, mochte mein Gesicht wahrscheinlich ausdrücken, was ich fühlte: denn das forschende Auge des Marquis verwandelte sich augenblicklich von anscheinender Nachläßigkeit in Mißfallen. Chineau liegt wenigstens drey Meilen von der Abtey entfernt, doch war ich willens, von da zurückzukehren, sobald der Marquis mich verlassen hätte; als ich aber bedachte, wie unwahrscheinlich es wäre; ob ich Sie allein zu

sehen bekommen, und ob nicht meine Erscheinung von La Motten bemerkt werden, und nicht nur seinen Verdacht aufs höchste bringen, sondern auch künftige Entwürfe zu Ihrer Rettung vereiteln könnte: diese Betrachtungen siegten endlich, und ich ging zu meinem Regiment."

„Jakob schickte mir öfters Nachricht von des Marquis Verfahren, allein seine Art zu beschreiben, war so verworren, daß ich nur in Verlegenheit und Unruhe darüber gerieth. Sein letzter Brief aber, warf mich in solche Angst, daß mir der Aufenthalt bey meinem Regiment unerträglich wurde, und da ich es unmöglich fand, Urlaub zu erhalten, verließ ich es heimlich und verbarg mich in einer Hütte nicht weit vom Schlosse, wo ich alles, was der Marquis unternahm sogleich erfahren konnte. Jakob brachte mir täglich Nachricht, und endlich eine Erzählung von dem abscheulichen Anschlage, der auf die folgende Nacht gegen Sie geschmiedet war."

„Ich sah keine Möglichkeit, Sie vor der Gefahr zu warnen. Wenn ich mich in die Nähe der Abtey wagte, so lief ich Gefahr, daß La Motte mich entdeckte und jeden Versuch Sie zu retten vereitelte: doch war ich entschlossen, es zu wagen, da es doch vielleicht möglich war, Sie zu sehen; und wollte gegen Abend mich eben nach dem Walde aufmachen, als Jakob kam, und mir berichtete, daß Sie nach dem Schlosse gebracht werden sollten. Der Marquis hatte die Absicht, Sie durch Reizungen der üppigsten Sinnlichkeit, womit er nur zu gut bekannt ist, zu seinen Wünschen zu verführen, und Sie durch

eine erdichtete Heirath zu täuschen. Nachdem ich das für Sie bestimmte Zimmer erfahren hatte, bestellte ich einen Wagen, der an der Gartenmauer halten mußte, und begab mich in der Absicht, an Ihre Fenster zu steigen, und Sie von da wegzuführen, um Mitternacht in den Garten."

„O wie kann ich Ihnen je warm genug für Ihre Großmuth danken," rief Adeline.

„Ach, nennen Sie es nicht Großmuth; es war Liebe. —"

Er schwieg, selbst überrascht durch die Kühnheit dieser Worte. Auch Adeline schwieg mit hohem Erröthen.

„Verzeihen Sie," fing er nach einigen Augenblicken stummer Bewegung wieder an, „verzeihen Sie diese rasche Erklärung: aber warum nenne ich sie rasch, da meine Handlung bereits entdeckt haben müssen, was meine Lippen bisher nicht auszusprechen wagten."

Er hielt inne. Adeline schwieg noch.

„Aber lassen Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren, fuhr er fort, mir zu glauben, daß ich das Unschickliche, jetzt von Liebe zu reden, fühle, und daß dieses Geständniß mir unwillkührlich entschlüpfte. Ich verspreche Ihnen, desselben nie wieder zu erwähnen, bis Sie in eine Lage gesetzt sind, wo Sie meine aufrichtige Weihe frey annehmen oder zurückweisen können. Wie glücklich würde ich für jetzt mich schätzen, wäre ich nur Ihrer Achtung und Freundschaft gewiß."

Adeline fühlte sich befremdet, daß er nach dem großmüthigen Dienste, den er ihr geleistet hatte, noch hieran zweifeln konnte; sie kannte

die zärtliche Besorglichkeit der furchtsamen Liebe nicht.

„Können Sie mich," antwortete sie mit zitternder Stimme, „für so undankbar halten? Kann ich Ihre Freundschaft für mich ansehen, ohne sie innigst zu schätzen und zu erwiedern?"

Theodor drückte schweigend ihre Hand an seine Lippen. Sie waren beyde zu sehr bewegt, um reden zu können, und reisten mehrere Stunden fort, ohne ein Wort zu wechseln.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Radcliffe, Anne Ward, 1764-1823

Adeline oder die Abentheuer im Walde

Bd.: Erster Theil

Wien und Prag 1797

P.o.angl. 315 cg-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10748476-1
VD18 80024505